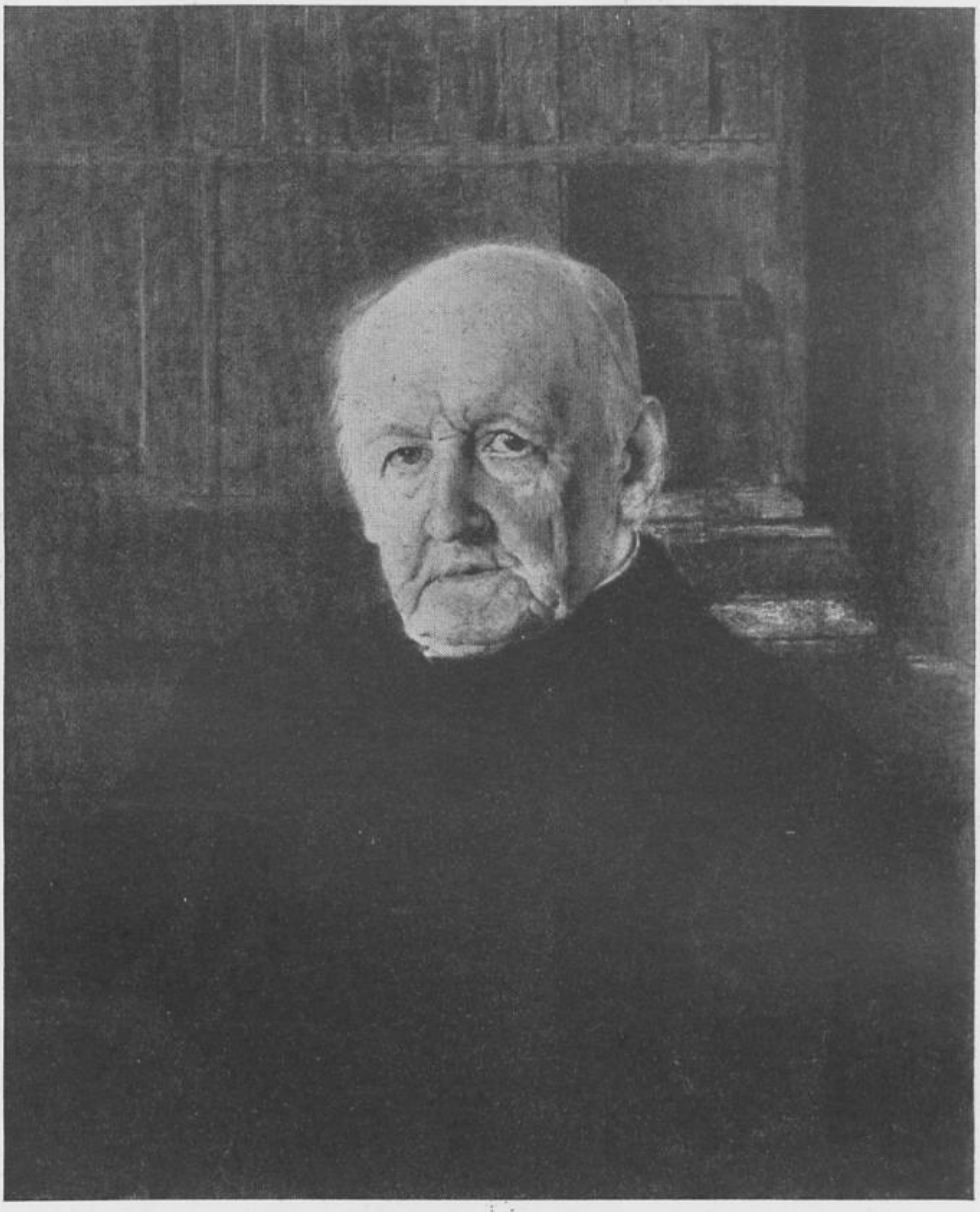
Märchenfrauu und Malerdüchter

Briefwechsel zwischen Malwida von Meysenbug und Ludwig Sigismund Ruhl

57. b

Märchenfrau
und Malerdichter



L. S. Ruhl. Von L. Kolitz

Märchenfrau und Malerdichter

Malwida von Meysenbug und Ludwig Sigismund Ruhl

Ein Briefwechsel

herausgegeben

von Berta Schleicher



1929/350

Mit acht Abbildungen

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München 1929

Lippische Landesbibliothek
0311366X

Copyright 1929 by C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
<Oskar Beck> in München

Einleitung

Ein heller, freundlicher Schein aus dem Kinderland der großen Idealiſtin Malwida von Meyſenbug leuchtet in dieſen Blättern auf. Unmerklich faſt huſcht er ſchon durch die erſten Seiten ihrer Memoiren in der Geſtalt des Märchenerzählers, der die kleine Malwida einen Blick tun läßt in den Glanz und Schimmer wunderbarer Traum- und Märchenwelten. Von jenen frühen Lebenstagen hat das lauſchende Kind in ſeinem Herzen einen leiſen Glockenton bewahrt, der im Grunde ſeines Weſens immer weitergeklungen hat. Aber erſt nach langen, langen Jahren, überreich an Kämpfen, hebt die verſunkene Glocke wieder an zu ſingen, wenn Malwida mit beiden Händen nach dem köſtlichen Gut der Erinnerung greift und eine Brücke baut zum fernen Freund in der alten Heimat, zum Märchenerzähler ihrer Kindheit, dem ſie am Lebensabend dankbar bekennt: „Sie müſſen es auf ſich nehmen, daß ich eine unheilbare Idealiſtin geworden bin."

Nicht vielen Menſchen mag es vergönnt ſein, daß ſie am Ziele ihrer Wanderung die Geſtalt wiederfinden, die einſt bedeutſam durch ihr Kinderparadies geſchritten iſt. Malwida ward ſolches Glück des Wiederfindens zuteil. Und ein Hauch davon durchweht dieſe Briefe, aus denen die Idealiſtin und ihr Freund aus ferner Jugendzeit zu uns ſprechen.

Als einer von jenen ſtillen deutſchen Meiſtern, die unerkannt ihr reiches Tagewerk vollbringen, iſt der Malerdichter Ludwig Sigismund Ruhl durchs Leben gegangen. Durch ein Leben, das nach verheißungsvollem Auftakt allzu frühe teils aus Schickſalsfügung, teils aus eigenem Dazutun ſeinen äußeren Ruhepunkt in der Vaterſtadt Kaſſel gefunden hat. Dort ward am 10. Dezember 1794 Ludwig Sigismund ge-

boren als erſter Sohn des Bildhauers Johann Chriſtian Ruhl und ſeiner Frau Eliſabeth, geb. Völkel. Bunt und wechſelvoll iſt der Rahmen ſeiner Kinder- und Jugendjahre. Fremdſprachiges Kriegsvolk und das Blücherſche Korps ſieht er durch Kaſſel marſchieren. Den Durchzug des Marſchall Bernadotte erlebt er als Augenzeuge mit — all dies in den Unglücksjahren 1805—1806. Ihnen folgt der äußere Glanz des weſtfäliſchen Königtums unter Jérôme. Der Vater Ruhl wird zum Sculpteur du roi ernannt, und im elterlichen Künſtlerheim herrſcht ein reger Verkehr intereſſanter Menſchen. Leo v. Klenze, Achim v. Arnim und die Brentanos gehören zu den regelmäßigen Gäſten. Bettina wirbelt eines Tages ins Haus, und wie ſie merkt, daß Vater Ruhl für ihre genialen Streiche Verſtändnis hat, kehrt ſie alltäglich wieder und ſieht ihm bei der Arbeit zu. Ihr Bruder Clemens lieſt ſeine Gedichte vor, am Abend werden die Pappefiguren zu Achim v. Arnims Schattenſpiel „Das Loch in der Wand“ ausgeſchnitten oder Tiroler Marionetten bekleidet — eine künſtleriſche Liebhaberei jener Zeit, der wir auch im Wilhelm Meiſter begegnen. Es ſind heitere und anregende Künſtlerzuſammenkünfte, die dem jungen Ludwig Sigismund manch frohen Kindereindruck mit auf den Weg geben. In der Akademie der bildenden Künſte lernt er ſeinen Mitſchüler Ludwig Grimm kennen, und oft führt ihn nun ſein Weg zu jenem beſcheidenen Haus in der engen Marktgaſſe, wo in ſtiller Gelehrtenſtube Jakob und Wilhelm Grimm das unvergleichliche Volksgut der Märchen ſammeln. Nicht ſelten ſieht er dort eine rüſtige Bauernfrau ein- und ausgehen und hört ihre bedächtig erzählende Stimme im Arbeitszimmer der Brüder Grimm. Trautes Bild: es iſt die Märchenerzählerin aus dem benachbarten Dorf Niederzwehren, die die alten Sagen und köſtlichen Geſchichten feſt im Gedächtnis behalten hat und ſie eben in jenen Jahren den berufenſten Händen und Herzen überliefert.

Früh ſchon meldet ſich bei Ludwig Sigismund die künſtleriſche Begabung. Er zeichnet mit beſonderer Vorliebe Pferdeſtudien im königlichen Marſtall; Jérôme ſieht einige dieſer Blätter und will dem jungen Schüler ein Stipendium zu einer Lehrzeit beim franzöſiſchen Hiſtorienmaler Gros ſtiften. Ein Zufall verhindert die Erfüllung dieſes Planes. Noch eine andere Wendung hätte ſein Leben unter Jérômes Herrſchaft beinahe genommen und auch dies zweite Mal waltet der Zufall, — der franzöſiſche Militärdienſt droht. Nur der Keim der Auszehrung, den der prüfende Arzt in ihm — der ein Alter von 92 Jahren erreicht! — zu entdecken glaubt, befreit ihn davon.

Zur künſtleriſchen Ausbildung ſteht dem jungen Ruhl der natürlichſte Weg offen, das väterliche Atelier und die Kaſſeler Akademie. Dann lockt ihn die damals beſonders glänzende Univerſität in Göttingen, wo er bei Blumenbach, dem berühmten Praeceptor Germaniae der Naturwiſſenſchaften, genaue anatomiſche Studien treibt. Auf Göttingen folgt Dresden. Und groß und leuchtend ſteht über dieſem Aufenthalt der Name Schopenhauer. Schon in Göttingen iſt er durch Bunſen und die gemeinſame Verehrung für Blumenbach mit ihm in Verbindung gekommen, aber erſt hier in Dresden treten ſie ſich wirklich nahe zu einem auf tiefinnerer Verwandtſchaft ruhenden Freundesbund. Wie innig die Beziehung zwiſchen ihnen war, beweiſt ein Brief von Adele Schopenhauer, worin ſie nach einem für uns unaufgeklärt gebliebenen Mißverſtändnis an den Bruder ſchreibt: „Was Du über Deinen Freund Ruhl ſchreibſt, hat mich innigſt erfreut. Ja, wohl liegt etwas unausſprechlich Rührendes in der wunderbaren Geſchichte. Als Maler iſt er längſt mein Augenmerk, ich ſah ſehr brave Sachen von ihm, nur zu wild, zu ſehr nach der neuen Teutſchheit ſchmeckend. Den Pinſel hat er ſehr in ſeiner Gewalt; vielleicht dankt Dir die Kunſt in ihm noch viel, denn Du mußt

ja Gewalt über ihn haben bei ſolcher Liebe. Es iſt recht, daß Du ihm gleich geſchrieben, er iſt doch ein ſeltner Menſch und verdient wohl, daß Du kleinliche Rückſichten ſeinethalben überſiehſt. Erhalte Dir den Freund, ihm das Gefühl, man hat es wohl nicht oft im Leben. Möge Dir das Glück immer ſo treu ſein und die Mißverſtändniſſe alle ſo ſchön löſen — jede andere Verſöhnung läßt einen Stachel zurück, dieſe bringt Euch näher, als Ihr je wart, es iſt ein Finden, kaum ein Wiederfinden zu nennen."

Im hohen Alter hat Ruhl die Erinnerung an die Jugendfreundſchaft mit Schopenhauer auf originelle Weiſe feſtgehalten in ſeinem phantaſtiſchen Märchen „Eine Groteske". Dort läßt er in einem geheimnisvollen Traum Schopenhauers Geiſt in launig-ironiſcher Weiſe gegen die Philoſophie des Unbewußten zu Felde ziehen und ſchiebt dann folgende „Note" ein:

„Vergieb mir, alter Freund! Vergieb, daß ich Dich hier ſo ſchlimm traktiere und Dich Impertinenzen ſagen laſſe, an die Du am wenigſten, ja ſelbſt dann nicht dachteſt, wenn die Menſchen Dir oft läſtig wurden. So ſchroff Du auch den Gäſten erſchieneſt, die ſich, ſobald die Mittagsſpeiſeglocke der weiland Herren Büdingen und Gouvernon im ‚Engliſchen Hof' zu Frankfurt a. M. läutete, neben Dir niederließen. Sie nahmen es hin, von einem Manne durch den leeren Stuhl geſchieden zu ſein, der allen Fremden als eine Merkwürdigkeit der Stadt bekannt war. Als dann Dein Stammplatz an der Table d'hôte verlaſſen ſtand, auf den Du im Bilde herabſaheſt, da kamen Engländer, die ihr Gold gaben für das Silber, womit Du einſt gegeſſen, weil der Menge alles zur Reliquie wird, was eine Berühmtheit gebraucht und berührt hat.

Gleichwohl bleibſt Du denen, die Deine Gabeln kauften, unbegreiflich. Mit ihren Geſichtern, auf welchen die Anhänglichkeit an das Daſein zu leſen ſtand, betrachteten ſie Dich wie eine Kurioſität, die ſie ſich nicht zu deuten wußten, von der

aber jeder doch gerne ſagen wollte: Ich habe ihn geſehen, den ſeltſamen Mann, der einen ſo verbreiteten Ruf hat. Denn darin ſind wir Menſchen wie die Raben: was glänzt, reizt uns; ob es nun ein Stückchen Glas oder ein echter Diamant iſt, darauf kommt es uns nicht an, das wollen wir auch nicht erörtern; genug, wenn nur die allgemeine Aufmerkſamkeit darauf hinweiſt, dann iſt es ſchon für unſern Schnabel.

Jetzt aber will ich Dich, mein guter Arthur, der Welt keineswegs ſo zeigen, wie Du endlich bei der Erkenntnis ihres Elends und ihrer unſäglichen Leiden bitter geworden biſt. Gerad das Gegenteil habe ich im Sinn; meine Erinnerung führt mich vielmehr zu dem jungen, noch allerlei hoffenden Dr. Schopenhauer zurück, ſo wie ich ihm, nachdem wir beide Göttingen verlaſſen, in Dresden ganz unvermutet hinter der Kreuzkirche wieder begegnete, wo wir dann von da ab, trotz täglichen Streitens, unzertrennliche Gefährten wurden.

Wie viel ich Deinem Umgange verdanke, habe ich erſt jahrelang nachher ſo recht einſehen lernen. Vielleicht auch, daß Du mir nichts hätteſt lehren können, wäre ich nicht für das Contagium Deines Peſſimismus ſchon vorher reif und prädeſtiniert geweſen.

Ich ſehe Dich noch im Geiſt unter all den Figuren auf der Brühl'ſchen Terraſſe, hinter deren Erdendaſein Zeit und Vergeſſenheit auch die letzte Spur ſchon verwehte. Du ſtehſt wieder vor mir mit der blonden, von der Stirn aufſtrebenden Phöbuslocke, mit der ſokratiſchen Naſe, mit den ſtechend ſich dilatierenden Pupillen, aus welchen gegen Kuhn und Kind, gegen Theodor Hell und Langbein, Streckfuß e tutti quanti der damaligen Dichtergrößen, die in Dresden le haut du pavé hielten, zerſchmetternde Blitze fuhren. Ich war ganz Ohr bei Euren Disputen, die mich zugleich ergötzten und unterrichteten. Dein Wiſſen zwang mich oft, den langen Weg aus der Pirnaſchen Vorſtadt über die Elbbrücke bis zum Schwarzen Tor

hin und zurück zu machen. Wir ſaßen dann in Deinem Zimmer, Du mir vordozierend von dem und jenem, von den Erwartungen auf den Erfolg Deiner Philoſophie, von der vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, worüber Deine Mutter Dich verſpottend fragte, ob es eine Anweiſung für Apotheker wäre. Wenn ich dann Dir als Idiot meine Anſicht ſagte, fiel das Queckſilber im Barometer Deiner Achtung oft ſichtbar tief, und ebenſo ſtieg es wieder zum Verwundern raſch, wenn ich dann und wann mit etwas herausblitzte, woraus Du Veranlaſſung nahmſt, mir die eifervolle Frage vorzulegen: Woher haſt Du das? dann aber nicht minder ſchnell und unbefangen die Antwort erhielteſt: Von wem wohl als von mir ſelbſt? Jedenfalls war das ſehr unberufen und naſeweis von mir; denn dieſes Selbſt kannte ich doch ſo wenig, wennſchon ich wie jeder es mit mir unter Schmerzen herumtrug. Ich gewann ſehr bei Dir wegen meines Grübelns ob der drei Fragen: Wer bin ich? Warum bin ich? Und wäre es nicht beſſer, ich wäre gar nicht? Ja, als ich einſtmals den Gedanken vom Stammbaum und der Säge mir auslegte, blieb es mir nicht verborgen, wie Du Dir an Deinem Schreibtiſche ſogleich eine Notiz machteſt. Dieſer Gedanke, nun Wahrheit geworden, hat uns von der Schuld befreit, die Laſt des Lebens auch noch auf andere zu übertragen. Jetzt vergieb mir meine Poſſen! Und nun da, lieber Freund, haſt Du meine Hand, falls ſie für Dich erreichbar iſt.“

Viel wichtiger und wertvoller noch als dies Bild, das der Dichter Ruhl im Alter aus der Erinnerung hervorholt und neu belebt, iſt jenes, das der Maler Ruhl in ſeiner Jugend — vermutlich im Jahre 1814 in Dresden — von Schopenhauer geſchaffen hat. In ihm beſitzen wir vielleicht das bedeutſamſte Schopenhauer-Porträt; jedenfalls das einzige, das die Verbindung herſtellt zwiſchen dem ſchwachen Miniaturpaſtell von Gerhard v. Kügelgen aus dem Jahr 1809 und den viel

ſpäter entſtandenen Bildniſſen, die alle ohne Ausnahme Schopenhauers letzten Lebensjahren angehören. Es iſt das hochgemute, wunderbar reife und ernſte Bild des Mannes, der auf der höchſten Höhe ſeiner genialen Schöpferkraft ſteht und eben zu jener Zeit ſein Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorſtellung“ zur Geſtaltung bringt. Dieſem Bild glauben wir gern, was von jenen Jahren in Schopenhauers Leben erzählt wird: daß die geiſtige Schönheit ſeiner Züge, ſeiner tiefblauen Augen zumal, auffiel und oft bei völlig fremden Menſchen, die ihm begegneten, eine Ahnung ſeiner Größe aufblitzen ließ. Einen andern Nachklang noch hat Schopenhauer in Ruhls Schaffen gefunden, — unter ſeinen Aquarellzeichnungen wird als eine der ſchönſten das wunderſame Blatt gerühmt: Die Askeſe, eine himmliſch verklärte Frauengeſtalt im härenen Gewand, mit Roſenkranz, Brevier und Kreuz zwiſchen den allegoriſch dargeſtellten Freuden dieſer Welt. Als Motto ſtehen die Worte aus Schopenhauers Parerga darunter: „Entſagung in dieſer Welt und Richtung aller Hoffnung auf eine beſſere iſt der Geiſt des Chriſtentums.“ Wie auf ſo vielen ſeiner Aquarelle hat Ruhl ſich auch auf dieſem Blatt unterzeichnet als: de afflictis (vom Orden der Leidtragenden).

Über die ſpäteren Beziehungen zwiſchen Schopenhauer und Ruhl ſind leider keinerlei Quellen aufzufinden. Wir wiſſen nur, daß Ruhl den großen Freund noch mehrmals in Frankfurt beſucht hat.

Doch nun zurück zu jenen Jugendjahren, die Ruhl in echtem Künſtlerwandertrieb von einer Bildungsſtätte zur andern führen, von Dresden über München nach Rom. Mit dem römiſchen Aufenthalt kommt ein reicher Klang in ſein Leben, und die drei Jahre dort vermitteln ihm Eindrücke und Erlebniſſe, die bis ans Ende ſeiner Tage mitſchwingen. Ein Menſchenalter ſpäter ſchreibt er aus Kaſſel über Rom: „Dort lebe ich eigentlich, hier exiſtiere ich nur!“ Platners Be-

ſchreibung Roms liegt immer auf ſeinem Schreibtiſch und die Sehnſucht nach der ewigen Stadt verläßt ihn nie mehr.

Das Schickſal meint es gut mit dem jungen Ruhl, denn mit einer wahren Blütezeit der römiſchen Künſtlerkolonie trifft ſein Einzug in Rom zuſammen. Noch ſchaffen die Großmeiſter der Bildhauerei, Canova und Thorwaldſen, auf dem geweihten Boden. Die Nazarener ſind im Kloſter San Iſidoro heimiſch geworden, und Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow malen an ihren Fresken in der Caſa Bartholdy. Die Rohdens begründen eine deutſche Künſtlerdynaſtie in Rom. Koch freut ſich am beginnenden Ruhm des jungen, ihm tiefverwandten Johr. Rauch und Friedrich Tieck arbeiten in Carrara und kommen von Zeit zu Zeit nach Rom. Den Künſtlern treten Kunſtfreunde, Gelehrte und Dichter zur Seite; der bayeriſche Kronprinz Ludwig hält als Künſtmäzen Hof in der Villa Malta. Von der Hagen, der Germaniſt, ſchreibt ſeine „Briefe in die Heimat", eine köſtliche Fundgrube für jene inhaltsreichen Jahre deutſch-römiſchen Künſtlerdaſeins. Zuweilen prallen die Gegenſätze — hie Klaſſik, hie Romantik — hart aufeinander und werden im berühmten, rauchgeſchwärzten Café Greco heftig ausgetragen. Ruhl ſteht mitten im Leben und Treiben dieſer deutſchen Künſtlerſchar. Ganz bewußt ſchließt er ſich der engeren Gruppe an, die mit Vorliebe die altdeutſche Kunſt pflegt und die alten Sagen wieder aufleben läßt. Schon rein äußerlich zeigt ſich ſeine Zugehörigkeit zu dieſem Kreis, indem er und ſein Freund Johr zum Aufſehen der Römer nur in der Altteutſchen Tracht mit ihren Anklängen an mittelalterliche Moden einhergehen, wie ſie Ernſt Moritz Arndt in ſeinem Schriftchen über Sitte, Mode und Kleidertracht damals gefordert hat.

Die Motive zu ſeinem Schaffen holt ſich Ruhl in nordiſcher Urzeit, in der Wilkina- und Niflunga-Saga. In ſeinen „Briefen in die Heimat" nennt Von der Hagen dieſe Blätter „eine würdige Begleitung des alten Heldengedichtes".

Daneben entſtehen zwei kleine Gemälde vom Tannhäuſer im Venusberg und vom Drachenkampf des heiligen Georg, das Titelbild zur Von der Hagenſchen Ausgabe des Triſtan, das Porträt des mit Ruhl befreundeten Philhellenen Wilhelm Müller, mehrere religiöſe Bilder wie eine Anbetung der Könige, ein Chriſtus, eine Flucht nach Ägypten, eine Caritas, und mit Fohr zuſammen zeichnet Ruhl Umriſſe zu Tiecks Meluſine und eine Menge Blätter nach altdeutſchen Bildwerken, Geſtalten und Trachten.

Im Studium der großen Meiſter findet Ruhl Anſchluß an die Formen des Cinquecento; Giulio Romano in ſeinen Vorzügen wird der Liebling, dem er nacheifert. Immer aber behält ſein Ausdrucksvermögen ſtark ausgeprägte Eigenart.

Als lieblichſte Frucht der römiſchen Jahre darf jenes Ölgemälde gelten, dem Goethe ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkt, und von dem Eichendorff nach Lektüre ſeiner Schilderung in „Kunſt und Altertum" an Ruhl ſchreibt: „Ich habe mich in Ihr herrliches Bild wie in einen tiefen Frühlingshimmel verſenkt." Es ſind die drei ſingenden Engel in ſüdlicher Abendlandſchaft.* Eine heitere Gegend mit ruhig dahinſtrömendem Fluß und ſanften Höhen bildet die Umwelt für die muſizierenden Himmelsgeſtalten. Noch leuchtet der Sonne Gold und Purpur, ſchwindet aber allmählich im entgegengeſetzten tiefen Blau des Firmaments, wo blaß ſchon der Mond ſteht. Im mittleren Grund ſchlanke Cypreſſen, Oleander, Roſen, Lorbeer und Aloe. Der in der Mitte ſtehende, blau gekleidete Engel hält ein Notenblatt, der zweite in Violett mit grünem Überwurf und der dritte im Purpurgewand von prachtvoll geſättigter Farbe halten Saiteninſtrumente, mit denen ſie den Geſang begleiten. Das ganze Bild atmet freundlich verklärte Abendſtimmung. Ein himmliſch ruhiges Gemüt ſpricht aus den ernſten und

* Für die Beſchreibung des Gemäldes halte ich mich an Goethes Ausführungen in „Kunſt und Altertum", II. Band, 3. Heft.

frommen Zügen des blau gekleideten Engels; ſanft und lieblich neigt er das ſchöne, blondgelockte Haupt, zart empfunden iſt das leiſe Auflegen der linken Hand auf die Schulter des Engels im Purpurgewand. Dieſer richtet den Blick auf den Beſchauer, doch ohne Teilnahme, als horche er bloß auf die Harmonie der Muſik. Der dritte ſieht nach den zwei anderen Engeln. Schatten und Licht ſind ungefähr gleich kräftig über jede Figur verteilt, da alle drei an Würde und Bedeutung ſich gleichkommen. Den Umriſſen iſt ſtrengſte Beſtimmtheit, den Gewändern möglichſte Farbenpracht verliehen.

Ruhl ſchickt — vermutlich nach ſeinem Beſuch bei Goethe mit Achim v. Arnim im Jahre 1820 — dies Gemälde der ſingenden Engel zur Beurteilung an Heinrich Meyer nach Weimar, um es Goethe vorlegen zu laſſen. Es gehörte Mut dazu, denn Goethe war ein Gegner der von Ruhl vertretenen altdeutſchen Richtung. Aber der Altmeiſter rechnet dem jungen Künſtler dieſen Mut hoch an. Friedrich von Kalckreuths Wort an Ruhl: „Sie haben noch ein groß Verdienſt dabei: die Abneigung des großen Mannes gegen alles Altdeutſche überwunden zu haben", mag wohl etwas zu optimiſtiſch ſein; jedenfalls aber hat Goethe, trotzdem er die Anlehnung an die frühitalieniſchen Meiſter — hier beſonders an Perugino — nicht gutheißt, dem Bild doch hohe Anerkennung widerfahren laſſen. Er rühmt die Zuſammenſtellung der Engelsgruppe, die Sorgfalt der Zeichnung, die geſchickte Anordnung der einzelnen Teile zu einem geregelten Ganzen, die Pracht der Farbe.

Den Einfluß der römiſchen Jahre zeigen auch die zwei dieſem Buch beigegebenen Aquarelle, die aber zeitlich vielleicht erſt ſpäter, nach der Rückkehr von Rom, in Kaſſel entſtanden ſind. In dem kleineren, den Engelsgeſtalten, die an der Mauer unter einer Pergola lehnen und von denen die eine ſchläft, die beiden anderen dem Geſang der Vöglein lauſchen, finden wir wieder in zarteſtem Nachklingen des von Goethe beſprochenen

Gemäldes das Motiv der drei Engel, hier auf kleinſtem Raum und in milde Töne von Gold und Blau getaucht. Das andere Blatt, voll Ernſt und Innigkeit, die wunderliebliche Madonna in ſüdlicher Landſchaft, verrät ſchon Ruhls ſpätere Vorliebe zum Hereinbeziehen des Symboliſchen. Altes und Neues Teſtament ſcheinen hier vereint — der Paradieſesengel mit Schwert und Schlange ſteht unter dem Baum der Erkenntnis und blickt ſinnend auf das im Schoß der Madonna ſchlafende Chriſtkind. Ein andrer Himmelsbote neigt ſich in ſtiller Wehmut zum Kindlein, als wiſſe er, welch ein Dornenweg ihm bevorſtehe, um die altteſtamentariſche Bedeutung von Schwert und Schlange aufzulöſen.

Der aus Rom Zurückkehrende begegnet in der Heimat unerquicklichen Verhältniſſen am Heſſiſchen Hof, die ſich wie ein dumpfer Druck auf das geiſtige, künſtleriſche und geſellſchaftliche Leben des damaligen Kaſſel legen. Und doch ſind es zugleich auch wieder Jahre, in denen dem jungen Künſtler von allen Seiten lebendigſte Anregung zuſtrömt. Tauſend Möglichkeiten leuchten auf, die alle Schaffensfreude aus ihm herauslocken möchten. Die Beſten ſeiner Zeit grüßen ihn und ſein Wirken mit anerkennendem Zuruf. Eichendorff ſchreibt ihm aus Danzig, daß ihre briefliche Verbindung ihm wie ein Begegnen mit einem Landsmann in der Fremde iſt, der aus derſelben Heimat ſtammt und in denſelben Tönen ſpricht. Der Dresdener Kreis um Ludwig Tieck ſchenkt ihm freudige Bewunderung.

In Kaſſel ſelbſt ſind es vor allem die Brüder Grimm, die ihn ihrer Freundſchaft würdigen. Und noch als Neunzigjähriger gedenkt Ruhl voll Dankbarkeit der Stunden im Grimmſchen Hauſe, durch die er jedesmal im Guten wieder etwas weitergekommen ſei. Der Anblick Jakob Grimms gemahnt ihn oft an ein Wort Schopenhauers aus der Dresdener Zeit über jemanden, der ihnen durch ſeinen Ausdruck aufgefallen war:

„Hier hat einmal der geiſtige Gehalt von innen heraus den Charakterkopf gebildet.“ Ihm, dem älteren der beiden Brüder, der ſeine Forderung, der Gelehrte müſſe in ſtrenger Zurückgezogenheit leben, im eignen Daſein ſoviel wie möglich zu verwirklichen ſuchte, kommt Ruhl weniger nahe. Bezeichnend für ſeine aller zweckloſen Geſelligkeit abholde Natur iſt ein kleines Erlebnis Ruhls. Dieſer, Jakob Grimm in einer Abendgeſellſchaft treffend, ruft überraſcht aus: „Wen ſehe ich, Sie ſind auch hier, o das freut mich ja ſehr!“ Und Jakob Grimm antwortet: „Freuen Sie ſich nicht, bedauern Sie mich lieber!“ Mit Wilhelm Grimm aber iſt das Band der Freundſchaft ein innig vertrauensvolles, das nach dem Wegzug der Brüder von Kaſſel in einem von dem echt Grimmſchen liebenswürdigen Humor erfüllten Briefwechſel weiterlebt. Auch einen ſichtbaren Zuſammenklang findet Ruhls Beziehung zu den Märchenbrüdern: er zeichnet das Titelblatt zur dritten Ausgabe der Märchen.

In die Jahre 1823—25 fällt auch Ruhls Beziehung zu Platen. Sein eigner Wunſch und Wille hat ihn zu ihm geführt. Seit Erſcheinen der „Lyriſchen Blätter“ gehörte er zu des Dichters treuen Verehrern, und im Spätherbſt 1823 ſpricht er ihm dies in einem Briefe aus, den Platen in ſeinem Tagebuch eingehend erwähnt. Es entſpinnt ſich eine Korreſpondenz, Platen ſchickt dem unbekannten Freunde ſeine venezianiſchen Sonette und das Manuſkript ſeines „Rhampſinit“ und bittet ihn, für Aufführungen ſeiner Schauſpiele zu werben. Nichts liegt ihm damals mehr am Herzen als dieſer Wunſch: „Ich bin nicht von denen, die damit zufrieden ſind, daß man ihre Dramen lieſt. Soll ich nicht wie ſo viele andere dramatiſche Dichter in Deutſchland zugrunde gehen, ſo muß ich vor allem ſtreben, meine Stücke aufs Theater zu bringen.“

Ruhl benutzt ſeine Berliner Aufenthalte, um für Platen zu wirken, und glaubt im Mai 1825, ihm eine Aufführung ſei-

nes „Gläſernen Pantoffels“ oder des „Berengar“ zuſichern zu können. Schließlich bleiben aber ſeine Bemühungen doch ohne Erfolg, und Platen behält recht mit ſeinem melancholiſchen Wort (an Ruhl): „Ich merke nun wohl, daß ich auf keine Anerkennung bei meinen Zeitgenoſſen rechnen darf, auch dann vielleicht nicht, wenn mir das Vollendetere gelingen wird, deſſen Keime in meinem Herzen größer und größer werden.“

In Berlin, wohin Ruhl zeitweilig den Kaſſeler Verhältniſſen entflieht, ſtehen ihm die Kreiſe von Savigny, Radowitz, Humboldt, Gneiſenau offen. Die Romantiker nehmen ihn als einen der Ihren freudig auf. Fouqué ſchließt ſich ihm beſonders an, und Ruhl zeichnet die Blätter zu ſeiner „Undine“ — dieſer Romantikerſchöpfung lieblichſter Art, — eine Aufgabe, die für ſein poetiſches Gemüt wie geſchaffen erſcheint.

Eine Geſtalt, die aus Ruhls früheſter Kindheit in die Berliner Tage hinüberreicht, iſt der Bildhauer Chriſtian Rauch. Einſt hat er im Atelier von Ruhls Vater die erſten ſicheren Schritte im Reich ſeiner Kunſt getan, und lebenslang bewahrt er dankbar die Erinnerung an dieſe beglückende Lehrzeit. Als gereifter Meiſter nennt er Johann Chriſtian Ruhl einen Künſtler, der zu den Männern gehöre, die die neuere Skulptur aus ihrer Unbedeutendheit wieder zu ihrer eigentlichen Beſtimmung und Würde erhoben haben. Aber keineswegs nur aus Anhänglichkeit an ſeinen alten Lehrer und Freund, wie die Biographie von Eggers glauben läßt, bleibt Rauch dem Sohne Ruhl gewogen. Eggers hat dieſes Verhältnis von Grund aus falſch dargeſtellt, und Ludwig Schemann weiſt mit Recht ſeine oberflächliche und taktloſe Beurteilung Ruhls ſcharf zurück. Er ſtellt ihr als beſte Widerlegung die Veröffentlichung von Rauchs Briefen an Ruhl entgegen, die des Meiſters warmes Intereſſe an Ruhls eigenem Schaffen bekunden. Ein Problem, das beide gemeinſam andauernd beſchäftigt, iſt die Nachbildung

des Pferdes in plaſtiſchen Kunſtwerken. Ruhl widmet dem verehrten Freunde ſeine Abhandlung „Über die Auffaſſung der Natur in der Pferdebildung antiker Plaſtik", und Rauch wird nicht müde, ihm zu verſichern, wie er immer wieder ſeine kunſthiſtoriſchen Schriften vornehme und ſtudiere und zur Belehrung verbreite. Dieſe theoretiſchen Arbeiten Ruhls, zum Teil in archäologiſchen Fachzeitſchriften, zum Teil als Sonderdruck erſchienen, beruhen auf gründlichem Vertrautſein mit der Antike in Bild und Wort. Genaue literariſche Vorſtudien und gute Fachkenntnis aus der Bildhauerwerkſtätte des Vaters verbinden ſich mit geiſtvollen Gedanken und Anregungen; ſo beſonders in der Abhandlung „Über den Eindruck des Schrecklichen in Werken antiker und moderner Kunſt", worin er eines ſeiner Lieblingsprobleme, die Darſtellung des Luzifer, erörtert.

In den zwanziger und dreißiger Jahren entſteht Ruhls eigentliches Hauptwerk, das ihn am meiſten unter ſeinen Zeitgenoſſen bekannt gemacht hat. In ihm wendet er ſich einem Gebiet zu, das den Romantikern beſonders nahe lag, und wächſt doch gerade hier durch die Eigenart ſeiner Auffaſſung weit über das hinaus, was wir die Romantiſche Schule nennen. Gemeint ſind die Zeichnungen zu Shakeſpeares dramatiſchen Werken. Vor allem iſt es ein Freund Ruhls aus Kaſſeler Jugendjahren, der ihn zu dieſer Arbeit fortwährend anſpornt, ſie vom erſten bis zum letzten Blatt mit Ermunterung, Kritik und Zuſtimmung begleitet: Joſef von Radowitz, jene reich ausgeſtattete Perſönlichkeit, die auf Ruhl vielfach anregend wirken mußte. Seine Briefe kreiſen unermüdlich um dieſe Skizzen aus Shakeſpeares Ideenwelt. Wie die Arbeit zu ſtocken ſcheint, wünſcht er den Freund „malcontent, hangend und bangend, ſehnend und brummend aber eifrig an dem alten William". Ungeduldig rügt er die vermeintliche Unterbrechung durch die Umriſſe zu Bürgers Leonore, die aber von Ruhls Vater ſtam-

men. Doch läßt ſich Radowitz des Sohnes geiſtige Mitarbeit daran nicht ausreden. Wie dann die Shakeſpeare-Blätter, mit Ausnahme der Othello-Serie von Ruhl ſelbſt radiert und geſtochen, nach und nach wirklich ans Licht kommen, nennt er ſie vom Geiſt des Dichters wahrhaft durchdrungen und findet, wenn irgend jemand berufen erſcheine, Konturen zu Shakeſpeare zu zeichnen, ſo ſei es Ruhl, weil ſein Sinn für den Dichter aufgeſchloſſener ſei als bei all ſeinen Genoſſen.

Wiederum iſt es auch Goethe, der in „Kunſt und Altertum" auf die zunächſt erſchienene Skizzenreihe zu Romeo und Julie anerkennend hinweiſt.

Ungemein vielſeitig iſt Ruhls Tätigkeit in jenen Jahren ſeines reichſten Wirkens. Die Schöpfung der Shakeſpearegeſtalten bildet ihren Mittelpunkt, daneben umfaßt ſein Schaffenskreis aber noch die verſchiedenſten Gebiete, vom Genrebild, der Landſchaft und dem Porträt bis zu religiöſen und hiſtoriſchen Stoffen und zur Allegorie. Von Porträts wären hier zu nennen: Kurfürſt Friedrich Wilhelm I., Radowitz, Canitz, Blumenbach und ein Gruppenbild Kaſſeler Freunde als Hochzeitsgeſchenk für Radowitz. Bürgers Ballade vom „Wilden Jäger" und Goethes „Zug auf den Brocken" regen ſeine Phantaſie zu bildneriſcher Nachſchöpfung an. Dazwiſchen entſchlüpft der Radiernadel ein geiſtreich ausgeführter Scherz, ein Capriccio: Das Alphabet in grotesken Figuren. Von hiſtoriſchen Motiven lockt ihn u. a. eine Aufnahme Jakobs II. am Hofe zu Verſailles, van Dycks Atelier in London, eine Szene aus Rubens' Leben, eine andere aus Guſtav Adolfs Umwelt, der Tod der Bianca Capello, die Geſchichte der ewigen Roma im Symbol dargeſtellt und die allegoriſche Geſtalt der Venezia. Eine beſondere Frucht ſeiner eingehenden Pauſaniasforſchung iſt ihm in den meiſterhaft gezeichneten Blättern von der Kypſeloslade (dem Weihgeſchenk im Heratempel zu Olympia) gereift; die Pariſer Akademie der ſchönen Künſte hat dieſem Verſuch warme An-

erkennung gezollt, trotzdem bleibt er ein ſchmerzlicher Akkord in ſeinem Schaffen, denn er findet keinen Verleger.

Ein Lieblingswunſch Ruhls iſt es zeitlebens geweſen, der Majolikainduſtrie in Deutſchland neuen Aufſchwung zu geben. Er nennt dieſe Beſchäftigung gelegentlich einmal eine Danaidenarbeit, die ſolche Geduld, ſolchen Eifer vielleicht nicht verdiene. Aber gerade dieſe zahlreichen Entwürfe zu Majolikagefäßen gehören zu ſeinen feinſten und geiſtvollſten Blättern. Die Motive ſind meiſt mythologiſche. So, um nur einige wenige zu nennen: ein Perſeus, ein Amazonenkampf und Tod der Pentheſilea, ein Ixion, ein Triumph des Sigismondo Malateſta und ſechs Entwürfe aus der Medeamythe.

Das Jahr 1832 bringt eine Wendung in Ruhls Leben. Der Kurprinz, zur Mitregierung gelangt, iſt Ruhl gewogen und ernennt ihn zum Direktor der Akademie, der Bildergalerie und des Muſeums, der Kurprinzlichen Bibliothek und des Geheimen Kabinettsarchivs. Dieſe verſchiedenen Stellungen verknüpfen ihn eng mit den Kunſtſammlungen ſeiner Vaterſtadt; ſie bringen es aber auch mit ſich, daß er, unterſtützt von einer zunehmenden Scheu und Unentſchloſſenheit, allzu ſeßhaft wird und die engere Heimat ſelten mehr verläßt. Einmal noch führt ihn, gemeinſam mit dem jüngeren Bruder, der ſich auch der Kunſt — der Architektur — zugewandt hat, der Weg nach Italien. Mit reicher künſtleriſcher Beute kehren beide von dieſer Reiſe heim. Dann aber ſchlummert die Wanderluſt gänzlich ein. Eine gewiſſe Weltfremdheit und Zaghaftigkeit tritt hinzu, die dem Erfolg ſeines Schaffens im Wege ſteht. Vergebens mahnen die Freunde. „Warum verbergen ſich Ihre Talente? Warum hängt ein Vorhang vor dieſen Gaben", hatte Radowitz früher ſchon ausgerufen. Und Achim v. Arnim fügt ſeinen Berichten von Wilhelm Henſels Erfolgen mit leiſem Vorwurf hinzu: „So gut hätte es Ihnen auch werden können!" Selbſt innerhalb ſeines engeren Kreiſes zieht er ſich



Malwida von Meyſenbug, Kinderporträt

mehr und mehr zurück. Das Hofleben, dem er durch ſeine Stellung und ſeine Verheiratung mit Freiin Sophie v. Verſchuer naheſtand, ſagt ihm auf die Dauer nicht zu. Die Freunde weilen in der Ferne, zum Knüpfen neuer Bande fehlt ihm die Elaſtizität. Es iſt ganz ſo, wie Wilhelm Grimm es ſich vorſtellt beim Gedanken an eine Rückkehr nach Kaſſel: daß er Ruhl in ſeiner Stube fände „ſtiller, einſamer, wie man es in den höheren Jahren wird, ruhiger zwiſchen den ſchneidenden Gegenſätzen unſerer Zeit".

Eines nur bleibt ſich immer gleich — ſein raſtloſer Drang des Schaffens. Und ein neues Element ſtrebt bei ihm, als einem echten Kind der Romantik, zum Licht: es überkommt ihn die Luſt zu fabulieren. Jene typiſche Doppelbegabung, die wir bei ſo vielen Erſcheinungen der deutſchen Romantik antreffen — ich nenne hier nur Runge, Friedrich und E. Th. A. Hoffmann, — ſie iſt auch Ludwig Sigismund Ruhl eigen geweſen. Schon in jungen Jahren muß er dichteriſche Verſuche gewagt haben, denn Eichendorff ſchreibt ihm 1822: „Warum haben Sie Ihre Novelle vernichtet? Es wäre mir ſehr lieb und merkwürdig geweſen, ſie zu leſen. Laſſen Sie ſich das nie ſtören, daß Sie nach vollendeter Arbeit damit unzufrieden ſind. Das iſt eben das Wunderbare: dieſe Sehnſucht nach dem Unerreichbaren, und könnte dieſe jemals befriedigt werden, ſo wäre es mit der Kunſt aus."

Erhalten geblieben ſind uns nur die Spätwerke, faſt alle unter dem Namen Cardenio veröffentlicht.

„Schön iſt immer nur das Nichtwirkliche", ſagt Ruhls Träumernatur. Deshalb verweilt ſein Schaffen gern in Traum- und Märchenwelten, wo die Geſetze des Möglichen aufgehoben ſind, wo Schutzgeiſter und Dämonen den Menſchen umgeben, wo ſeltſame Schickſalsverknüpfungen beſchloſſen und wieder gelöſt werden. So wenig es auf den erſten Blick ſcheinen mag, es gehen doch feine Fäden von dem einen Gebiet zum andern,

von den Gebilden ſeines Stiftes und Pinſels zu denen ſeiner Feder. Gemeinſam iſt beiden vor allem die überſtrömende Phantaſie, die Buntheit und Fülle der Ideen, die Originalität der Erfindung, der Wille zur Symbolik und Allegorie. Sein Ureigenſtes gibt Ruhl in den phantaſtiſchen Erzählungen „Eine Groteske“ und „Die Puppe“, wo in ſpieleriſcher Hülle ein tief-philoſophiſcher Gehalt ſich birgt, verwurzelt einerſeits in der buddhiſtiſchen Gedankenwelt, im Reich der Seelenwanderung und andrerſeits in der Tragik des Geneſisverſes: Welches Tages ihr davon eſſet, werdet ihr des Todes ſterben. Schopenhauerſche Welt- und Menſchenbetrachtung ſpricht aus beiden, Weisheit des Alters geißelt bald mit Humor, bald mit Spott die Schwächen der unbelehrbaren Erdenkinder. In leichteres Gewand kleidet Ruhl ſeine Lieblingsideen in der „Abenteuerlichen Stadt oder Was Feen vermögen“. Es iſt ein feines Schwelgen in neckiſchen Feen- und Gnomenbildern, dazwiſchen drollige Skizzen aus dem realſten Kleinſtadtleben und ein Heraufbeſchwören von Kaſſeler Originalen, die ſo oft zu ſeinen Figuren Modell ſtehen und ihnen ein Quäntchen Humor mit auf den Weg geben. Und gerade in dieſem leichteſten, luftigſten ſeiner Gebilde verbirgt ſich eines ſeiner wehmütigſten Worte, geſchöpft im dunklen Brunnen trauriger Alterserfahrung: „Wer in den Gebieten des Wiſſens gelebt, muß das ſchon Gewonnene immer von neuem wieder erwerben, und wenn ihm dann kein Freund zur Seite ſteht, mit dem er das zuſammen Erlernte teilen kann, fühlt er ſich einſam und verarmt.“

Viel mehr als Ruhls Bilder ſind ſeine dichteriſchen Gaben auf dem Boden der Romantik erblüht. Ihre Grundſtrömungen durchfluten alle ſeine Erzählungen. Romantiſch iſt vor allem das Hereinſpielen von Elementen der alten Ritterlegenden, wie ſie z. B. irrlichterhaft in der phantaſtiſch-realen Dichtung „Die Zauberer in Heſſen“ aufblitzen. Romantiſch iſt ferner die Vorliebe für Geiſtergeſchichten, mit Augen betrachtet, die ſich an

Jung-Stillings Theorie der Geiſterkunde und an Schopenhauers Parerga gebildet haben. Ein beſtändiges Ineinandergleiten der zwei Welten des Wirklichen und des Übernatürlichen nähert Ruhls Gebilde jenen von E. Th. A. Hoffmann. Das Zerfallen der Form in zwei auseinanderſtrebende Teile liegt ſchon in den von Ruhl gewählten Bezeichnungen beſchloſſen; ſo nennt er die „Puppe" ein Halbmärchen, die „Zauberer" eine phantaſtiſch-reale Erzählung. Dazu kommt, gleichfalls echt romantiſch, daß ihm die Ideen in einer Fülle zuſtrömen, die nur ſchwer gebändigt und geordnet erſcheint. Wir fühlen uns manchmal wie in einem Labyrinth, wo die engverſchlungenen Pfade förmlich überwuchert ſind von phantaſtiſchem, ſpekulativem, allegoriſchem Geranke, das die Grundlinien allzu ſtark verdeckt.

Glücklicher in der Form ſind die reinen Phantaſieſtücke, die ganz Märchenſtimmung ſind und der Phantaſie allein die Zügel überlaſſen, wie der im Orient ſpielende „Zuckerbäcker". Oder die hiſtoriſchen Erzählungen, von denen der einheitlich durchkompcnierte „Spindelſtein", eine Epiſode aus dem Bauernkrieg, uns mit der reizvollſten Frauengeſtalt beſchenkt, die Ruhl geſchaffen, der leidenſchaftlichen, ſeltſam undurchdringlichen Iſabella Phöbe von Weißenmünſter.

In den allerletzten Jahren ſeines Lebens bekommt die Macht der Erinnerung Gewalt über ſeine Feder — der Neunzigjährige ſchreibt noch über ſeine Beziehungen zu den Märchenbrüdern Grimm und über Kaſſels Vergangenheit, die zu Beginn des Jahrhunderts eine ganze Galerie von wunderlichen Käuzen aufzuweiſen hatte. Schon Clemens Brentano war ihnen einſt mit eifrigem Intereſſe nachgegangen. Und der alte Ruhl, zeitlebens empfänglich für Menſchen, die ſich über Gewohnheitsſchranken hinwegſetzten und ihren eigenen Weg verfolgten, ſchildert nun voll Humor und Behagen ihre Abſonderlichkeiten.

Wenn er von der Arbeit aufſieht, — wie einſam iſt es um ihn geworden! Das Scheiden von allen ihm Naheſtehenden überſchattet ſein Alter; die Gattin, der einzige Bruder ſind ihm vorangegangen, ſeine Ehe war kinderlos geblieben. Er hatte es einſt ſo gut gekannt — „das Zuſammenſein mit Perſönlichkeiten, die den inneren Reichtum ihrer Seele mitteilen können". Nun war auch noch das letzte wertvollſte Band beglückender Freundſchaft abgeriſſen durch den Tod der Gräfin Luiſe zu Stolberg-Stolberg, eine unter Hunderttauſenden erleſene Seele, wie Ruhl von ihr geſagt hat. Mehr und mehr lebt und ſchafft er in der Stille, ohne Echo von außen.

Da kommt eines Tages unerwartete Botſchaft aus dem Land ſeiner reichſten Jugendeindrücke, aus Italien. Botſchaft, die einen weiten Bogen ſpannt über Jahrzehnte zurück zur kleinen Märchenfrau, die auf ſeinen Knien geſeſſen und begierig ſeinen phantaſievollen Erzählungen gelauſcht hat. Und dieſe Märchenfrau iſt Malwida von Meyſenbug. Er, Ruhl ſelbſt, hat ſie einſt ſo genannt, denn ihre Märchenfreude kannte keine Grenzen. Und wie weit, wie ſchwer und bedeutungsvoll iſt dann der Weg geworden, der die kleine Malwida aus ihrem ſeligen Märchengarten herausführte in die Welt der Kämpfe, weitab von jenem ſtillen Kaſſel, wo Freund Ruhl in ihrem Elternhaus ein- und ausgegangen war. Ein halbes Jahrhundert faſt liegt zwiſchen jenen Jahren und dem Augenblick, da Malwida dem fernen Freund die Hand reicht. Durch ihre Schweſtern, beſonders Louiſe von Medem, die in Verbindung mit ihm geblieben war, hat ſie wieder von ihm gehört. Mit dem ihr eigenen Gefühl der Treue und Dankbarkeit greift ſie die verlorengegangene Beziehung auf, und nun iſt er es, der voll Freude der Stimme ſeiner einſtigen kleinen Märchenfrau lauſcht. Sie ſehen ſich nicht wieder, aber ein mehrjähriger Briefwechſel iſt ihnen noch beſchieden. Für ihn ein lichtes Abendrot, wie es ſich ſo manches Mal um das Leben einſam

gewordener Menſchen legt, ehe der letzte Schein verglüht. Für ſie, als ob ein Ring ſich ſchließe, denn die alte Liebe zur Kunſt erwacht in dieſen Briefen zu neuer Flamme. Hier iſt es die bildende Kunſt; Muſik, ſonſt ein Grundelement der Romantik, bringt in Ruhl keine verwandte Saite zum Erklingen. Jene Malwida, die einſt mit Begeiſterung die Schülerin von Karl Morgenſtern geweſen und die auf der Höhe des Lebens zu Gabriel Monod geſagt: „Schönheit und Harmonie ſind der Kultus meines ganzen Lebens geweſen“ — jene Malwida, die in den „Memoiren“ hinter der Kämpferin zurücktritt, kommt hier zu Wort. Es iſt intereſſant zu ſehen, wie ſie förmlich ringt um ein Verſtändnis für Giulio Romano; wie ſie andrerſeits, im Vergleich zu Ruhl die zeitverwandtere, ihm eine Erſcheinung wie den jungen Bildhauer Stefan Sinding nahezubringen ſucht. Ihre Verbindung mit der norwegiſchen Kolonie in Rom läßt ſie etwas empfinden, was heute hell ins Licht gerückt iſt: die unverbrauchte Kraft der Skandinavier. Vielleicht wäre Ruhl nicht immer mit ihr einig geweſen, wenn er die Dinge hätte ſehen und leſen können, von denen Malwida ihm ſchreibt. Wir ſpüren irgendwie eine ganz verborgene Skepſis bei ihm hindurch, wenn ſie von Sinding, ſpäter von Lenbach, ſpricht. Aber ob ſich nun ihre Anſichten im Reich der Kunſt und auf anderen Gebieten berühren oder nicht, immer bleibt ihnen der briefliche Austauſch Erfriſchung der Seele. Erfüllte er doch ſo recht die ideale Forderung, die Wilhelm von Kügelgen aufſtellt: „Briefe müſſen vorzugsweiſe Berichte ſein, verſteht ſich: gewürzt mit der Quinteſſenz deſſen, was inwendig im Geiſte vorgeht.“

Solche Würze verleiht dieſen Briefen ihre ſtarke Lebendigkeit. Und weil beide zu den Menſchen gehören, die bei aller Beſtimmtheit ihrer Anſchauungen ſich eine edle Freiheit der Weltbetrachtung gewahrt haben, finden ſie immer wieder die Brücke, die von einem Ufer zum andern führt. Ein Vergleich

drängt ſich hier auf mit einem andern Freund Malwidas, mit Alexander von Warsberg. Beide, Ruhl und Warsberg, einander nicht einmal dem Namen nach bekannt, denken in philoſophiſcher, politiſcher, künſtleriſcher Beziehung ſehr ähnlich. Auch in ihrem Schaffen zeigen ſie verwandte Züge. So in ihrer Neigung zum Vermengen des Glaubhaften mit dem Überſinnlichen; ſo im ſtrömenden Reichtum der Ideen und in der Originalität der Auffaſſung. Beiden eignet die charakteriſtiſche Vorliebe für weniger hoch erhobene Künſtlernamen, denen Ungunſt des Schickſals den Nachruhm geſchmälert — Ruhl tritt zeitlebens für Giulio Romano ein, und Warsberg entreißt Gaudenzio Ferrari dem Dunkel der Vergeſſenheit. Mit ähnlichen Künſtleraugen müſſen ſie in die Welt geſehen haben, denn es iſt mehr als bloßes Spiel des Zufalls, wenn beide für Malwidas Feder den ungewöhnlichen Vergleich mit Claude Lorrains Pinſel gebrauchen.

Ruhls Geiſtesfriſche iſt bis zuletzt auf ihrer vollen Höhe geblieben. Jede gute Stunde, die der Tag ihm gönnt, gehört der Arbeit bis zum Vorabend des Todes. Das Flügelwehen der Phantaſie iſt das einzige, was ihm noch Freude gewährt.

Langſam entgleitet ihm die Feder. Sein letzter Brief an Malwida iſt ein bewußter Scheidegruß. Wenige Monate ſpäter, am 7. März 1887, erliſcht dies inhaltreiche Künſtlerleben.

In den letzten Jahren vor ihrem Tod hat Malwida ſelbſt daran gedacht, an Hand der Briefe dem Freund ein literariſches Denkmal zu ſetzen. Andere Aufgaben haben dieſen Plan immer wieder in den Hintergrund gedrängt, bis auch Malwida, ſechzehn Jahre nach ihrem alten Freunde, abberufen ward. So iſt es ganz im Sinn der „Idealiſtin", wenn der unvollendet gebliebene Gedanke aufgegriffen wird und der Freund ihrer Kindheit wieder auflebt.

Der Briefwechsel

Mezzaratte presso Bologna, 30. Juni (1879)

Schon lange hatte ich den Wunſch, Ihnen, verehrter Mann, jenes Weſen einmal wieder in die Erinnerung zu rufen, in deſſen Kindheit Sie einen ſo wichtigen Platz einnehmen und dem Sie durch das ganze Leben, unter allem Wechſel der Perſonen und Gegenſtände, eine unauslöſchliche werte Geſtalt geblieben ſind. Durch meine Schweſter Louiſe hatte ich ſeit zwei Wintern einmal wieder nach einem halben Menſchenleben Nachricht von Ihrem Ergehn und Sie können nicht denken, mit welch tiefer Sympathie, mit welch inniger Freude ich dieſen Mitteilungen folgte. Sie riefen mir die poeſievollſten Erinnerungen meiner Kindheit zurück, wenn ich in dem kleinen, nur dämmernd erleuchteten Kabinett der Mutter auf den Knieen des liebevollen Freundes ſaß und den Märchen vom Kyffhäuſer und anderen Herrlichkeiten lauſchte, welche der Gütige mir zu erzählen pflegte, oder wenn ich mit Papier und Farben zu ihm ſchlich und auf meine Bitte einen oder den andern Kopf für meine Papierpuppenfamilie gemalt erhielt, die ich noch jetzt, wo ſo viele Erinnerungen verblichen ſind, deutlich vor Augen ſehe.

Von jenen Stunden und Dingen an zieht ſich ein roter Faden durch mein ganzes Leben, der Faden der Idealität, die mich in unauslöſchlicher Sehnſucht vorwärts gezogen hat und über mein Schickſal entſchied. Denn man würde mir bitter unrecht tun, wenn man mich für eine Materialiſtin hielte, wenn man dächte, daß ich das Experiment der Wiſſenſchaft für die letzte Löſung der großen

Lebensrätſel hielte und daß ich die alten Formen nicht bloß deshalb zerbrochen hätte, um das gefangne Götterbild immer höher und reiner wiederzufinden. Und nachher, wo nahm ich meine erſten Inſpirationen der Schönheit, der verklärten Welt der Erſcheinung, wie die Kunſt ſie uns darſtellt, her, wenn nicht von den Bildern des verehrten Freundes, die ſich im Beſitz meiner Mutter befanden? Wie unzähligemal habe ich die drei Engel kopiert und mich an ihrer Idealität gefreut. Kurz, Sie müſſen es auf ſich nehmen, daß ich eine unheilbare Idealiſtin geworden bin und ich danke Ihnen für dieſes Unglück von ganzer Seele. Sie werden mir ſagen, mein Idealismus hätte andere Wege nehmen ſollen; wenn aber das möglich wär, was Sie einmal in einem Brief an Louiſe ausſprachen, daß wir zuſammen diskutieren könnten, ſo würden Sie viel mehr Übereinſtimmung finden, als Sie denken und es würde ſich herausſtellen, daß uns eigentlich nur Namen und Worte ſcheiden. Und wäre das nicht möglich? Kann das teure Land, welches Ihrer Jugend ſo viel war, Sie nicht noch einmal herlocken zu einem ſchön verklärten Sonnenuntergang? Wie würde ich mich freuen, alles zu tun, was in meinen Kräften iſt, um Ihnen eine Heimat zu bereiten und wieder horchend und lernend bei Ihnen zu weilen, wie einſt in der holden Kindheit.

Ich bin in dieſem Augenblick auf einem entzückenden Landſitz bei dem herrlichen Bologna zu Beſuch bei Madame Minghetti, der Frau des ehemaligen Miniſters. Da haben wir denn vor einigen Tagen eines jener holdſeligen Gebilde angeſchaut, welche das Zeugnis von einer Ideali-

tät des Empfindens ſind, wie ſie ſich ſelten in unſerer Zeit findet. Ich meine die Kapelle der S. Cecilia, von Francia und ſeinen Kunſtgenoſſen gemalt. Sie kennen ſie gewiß, aber ſie iſt jetzt von verſtändiger Hand von allen Übermalungen befreit und, ſo viel es möglich war, ihrer urſprünglichen Schönheit zurückgegeben. Es iſt nicht möglich, etwas inniger Gefühltes, etwas edler Rührendes zu ſehen als die zwei von Francia gemalten Felder, die Verlobung und die Beſtattung der Heiligen. Es iſt doch gewiß, daß jene Künſtler eine ideale Menſchheit auf blumengeſchmückter Erde ſchufen, zu der ſie das Vorbild nicht in der Wirklichkeit oder wenigſtens nur in einzelnen Andeutungen fanden. Die religiöſe Legende freilich gab ihnen den Stoff, wie der Olymp ihn einſt den Griechen gab, aber immer waren ſie es doch, die dichtenden Künſtler, welche dieſe Legende zum wirklichen, für Auge und Gemüt faßbaren Vorgang machten, und mich beſchäftigt jetzt unausgeſetzt die Frage, ob die bildende Kunſt wirklich an ihrem Ende angelangt ſei und ob es für einen ſchönen Genius nicht möglich wär, den neuen Mythos einer verklärten Menſchheit zu ſchaffen, den wir im Bilde als ſelige Vorahnung einer ſchöneren Zeitepoche als die unſere mit freudiger Andacht begrüßen könnten?

Ich bleibe hier bei meinen liebenswürdigen Wirten noch einige Tage und rücke dann in langſamen Fahrten bis in die Schweiz vor, wo ich mich am 20. d. mit meiner Pflegetochter zu treffen hoffe. Wie froh würden mich da einmal ein paar Worte von Ihnen machen, welche mir bewieſen, daß Sie der alten „Märchenfrau“

noch etwas von dem Wohlwollen bewahrt haben, welches Sie einſt der kleinen ſchenkten. Ich habe meinem Verleger geſchrieben, daß er Ihnen ein Exemplar meines neuen Büchleins* in meinem Namen zuſende. Vielleicht leſen Sie es einmal in einer müßigen Stunde durch, und wenn Sie auch bei vielem den Kopf ſchütteln werden, ſo werden Sie doch ſehen, daß der rote Faden ſtets hindurchgeht.

Und nun will ich dieſe lange Epiſtel ſchließen, die, wenn ſie Sie langweilt, Ihnen doch dies beweiſen möge, welche Herzensfreude es mir war, mich dem Freunde meiner Kindheit einmal wieder nahen zu können. So leben Sie denn wohl und ſeien Sie tauſendmal gegrüßt von der alten „Märchenfrau"

Malwida.

Kaſſel, 12. Juli 1879

Nur bis zum 20. d. M. haben Sie mir zur Beantwortung Ihres inhaltreichen Schreibens, wie zur Durchleſung des mir geſchenkten Buches Zeit gelaſſen und ich müßte ein Jahr haben, um all die dadurch angeregten Gedanken zu übermitteln. Des Stoffes iſt genügend da, ſoll ihm aber nun die Form gegeben werden, ſo hebt auch ſogleich jenes Ungenügen an, welches von allem Menſchenwerk unabtrennlich iſt.

Das Leben mit ſeinen harten Erfahrungen hat uns beide wohl ſehr verändert. Somit ſcheint es geratener, ſich an einen zurückgebliebenen, innerſten Kern zu halten.

* „Stimmungsbilder."

Ihr Gedenken einer fernen Jugendzeit erleichtert mir das sehr. Stellen Sie sich also vor, ich spräche noch immer zu dem kleinen Mallekind. Was Ihnen die von da ab lange Zeit gegeben und geraubt, kann ich nicht übersehen. Eines aber sehe ich doch, obgleich alt oder älter, beide sind wir dadurch doch keine Philister geworden. Ich verstehe das ganz im Sinne Schopenhauers; es ist uns ein Bedürfnis für Höheres geblieben, als diese Welt es geben kann, sonst wären Sie ja auch keine Idealistin. Das hat nun freilich die oft traurige Folge, sich selten in seinem Esse zu fühlen, weil, wie Giordano Bruno sagt, chi aumenta scienza, aumenta dolore. Aber doch immer besser Schmerz leiden wollen, als verdumpfen. Übel dabei ist nur, daß der Schlüssel zum Schatz der Geheimnisse in jener Welt, aus der wir kommen und in die wir zurückgehen, liegen geblieben ist. Descartes schrieb einmal an die Prinzeß von Böhmen: Niemand könne eine Gewißheit darüber haben, welche von allen Vorstellungen, die man sich über das Jenseits machen möge, die allein zutreffende sei. Weil dem nun so ist, halte ich es für viel klüger, sich den nächsten Zustand so vollkommen als möglich vorzustellen. Wir können uns dann gleich dem Kinde auf eine herrliche Weihnachtsbescherung freuen, die, wenn sie auch anders ausfällt, wenigstens die gegenwärtige frostige Winterzeit verschönt hat: und das ist doch eine nicht zu verachtende Frucht der Idealisterei. — Wenn, wie sonst oft geschehen, ich durch die herbstlich abgeernteten Felder geritten und dann vor den Pferdehufen ein armer Hase aufspringend das Weite suchte, sagte ich wohl zu mir, sieh das bist du! Hinge-

geben jedem notwendigen Ereignis, ſind ſie zu Ende, die frohen Träume kurzer Raſt, und wiederum ſtellt eine Fatalität dich auf deine proſaiſchen vier Beine, auf die kurzen wie auf die langen, um der Außenwelt müde zu werden, ohne ihr doch anders oder früher entrinnen zu können, als durch den von der Natur vorgeſehenen Weg. Wenn die Form brieflicher Mitteilung die einzige iſt, welche geſtattet, von ſich ſelbſt zu reden, ſo habe ich mich oft gefragt, was heißt glücklich ſein? Aber keine andere Auflöſung dafür gefunden als ungehemmte Erkenntnis! Ob aber das, was die Urſache ſeines Daſeins nicht in ſich ſelbſt hat, jemals dazu gelangen kann, iſt ſchwer zu glauben. Ein zweiter Grad der Glückſeligkeit wäre dann die aufſteigende Annäherung daran, welche uns dermalen ſo ſehr erſchwert iſt. Woher aber ſoll eine ſo erſehnte Zunahme der Erkenntnis kommen, wenn nicht durch Anſchluß an bevorzugte Geiſter?

Hier wurde ich unterbrochen und ſehe nun, daß dieſe aus der Feder gelaufenen Zeilen mit Ihren Mitteilungen kaum in Zuſammenhang ſtehen. Von Ihrem Buche habe ich noch gar nichts erwähnt und doch wäre dieſes das einzige und wenige, womit ich meine Dankbarkeit ausdrücken könnte. Da ſcheint es mir denn doch viel genügender, mit demſelben als über dasſelbe in einigen lobenden Phraſen zu ſprechen. Zunächſt ſehe ich darin eine Unterſcheidung von vielen Erzeugniſſen der heutigen Literatur, daß man nicht dabei von jener unwohltätigen Haſt ergriffen wird, die letztlich nur auf ein Leſen um des Leſens willen ausläuft. Soweit ich bis jetzt vorgerückt bin, finde ich mich allerdings bei manchem mit

Ihnen in Übereinſtimmung. So mit dem Kapitel „Bräute und Mütter“ punkto der Hochzeitsfeierlichkeiten. Andererſeits aber ſage ich mir doch, dieſer dabei auffallende Widerſinn kann gar nicht verwundern, da die Einrichtungen, die wir dabei ſehen und mitzumachen haben, von Menſchen für Menſchen gemacht ſind, welchen nur das ihnen Gleichartige gefällt. Ähnliches kann man auch bei Leichenfeierlichkeiten erfahren. Das „Kenne dich ſelbſt“ am Tempel zu Delphi ſteht umſonſt da angeſchrieben. Die große Zahl will gar nicht in ſich hineinſehen, vielleicht, weil ſie inſtinktiv weiß, daß da nichts iſt. Auf ihr liegt der Bann der Sinneneindrücke und der Leib iſt ein unvernünftiger Beherrſcher der ihn doch allein lebendig machenden Seele. Ich leſe weiter: da finde ich doch, daß nicht bloß Namen und Worte uns, wie Sie ſagen, ſcheiden. Vor allem eins: Ihr Glaube an die Perfektibilität unſeres Geſchlechtes, den ich um deswillen nicht teilen kann, weil ich nichts davon gewahr werde. In der Peripherie hat vom Anfang der Geſchichte ſich bis jetzt vieles geändert. D' accord! Es hat andere Auszackungen, andere Konturen daran gegeben; im Zentrum blieb das Anfängliche unverändert. Es iſt das, wenn Sie wollen, eine arge Ketzerei! eine horrible ſelbſt! Aber daß ich kein Ketzer ſei, habe ich noch nie behauptet. Der angegebene Grund für meine Negation wird Ihnen mit Recht ſeicht erſcheinen; ich habe aber einen weit wuchtigeren! Doch beſſer, wenn ich damit zurückhalte. — Wie lange ſchon haben ſich die tiefſten Denker bemüht, den Urſprung der Übel mit einem rein guten, dabei allvermögenden Schöpfer in Einklang zu bringen! Hat denn

die menſchliche Erkenntnis in den drei Hauptfragen Woher? Wozu? Wohin? auch nur einen Schritt vorwärts gemacht? Ich geſtehe Ihnen, das ſchlägt mich mächtig zurück von der Hoffnung auf ein aufſteigendes Beſſerwerden. Mais cela aussi est un chemin bien battu. Sie fragen, ob die bildende Kunſt an ihrem Ende angelangt ſei? Darauf fehlt die Antwort. Allein da die darſtellende Kunſt aus innerſter Notwendigkeit der Reflex nationaler Potenz iſt und immerfort ſein wird, ſo fürchte ich das zu erwartende Reſultat mehr, als ich von der Zukunft Gutes vorausſehe. Die Malerei wie die Skulptur wird immer natürlicher werden und in dem Maße, als ſie dieſes wird, ſich den ſie tragenden und allein bedeutenden Ideen entfremden. Glauben Sie, das ſei zu viel geſagt, ſo beſuchen Sie nur unſere Kunſtausſtellungen. Immer wird nur das produziert, was allgemein ein Verſtändnis findet. Meine Überzeugung iſt die, ſobald der Kunſt die Stunde ſchlägt, wo ſie aufhören muß, eine heilige Sache zu ſein, beginnt die Epoche ihres vegetativen Lebens. Daher teile ich auch keineswegs den Enthuſiasmus für ſo manche ruhmgekrönte Statuen; mich zieht nur noch das archaiſche Bildwerk mächtig an. So mag es ja wohl ein Irrtum ſein, wenn es mir ſcheint, es ſei das Menſchentum — das europäiſche wenigſtens — in die Periode des Alterns eingetreten, deſſen natürliches Siegel die Kraftloſigkeit iſt mit angehängter Pedanterie, in der wir ſtark ſind. Laſſen Sie, verehrte Freundin, dieſe Zeilen ſelbſt für einen Beweis deſſen gelten, was ich ſage. Bereits beim dritten Bogen beſorge ich doch, daß das, was ich geſchrieben, Ihnen wenig

Freude machen wird. Wollten Sie mir einmal wieder antworten, ſo können Sie überzeugt ſein, daß das ein Sonnenblick für mich ſein wird. Wo nicht, ſo laſſen Sie mich wenigſtens durch Ihre Frau Schweſter v. Medem etwas von Ihnen wiſſen, der ich auf ihr Begehren dieſer Tage eine ganze Mappe Zeichnungen zum Durchblättern geſchickt habe.

Was ich Ihnen, meine liebe Freundin, wünſche, iſt geiſtiges und leibliches Wohlſein! in vereinten Beiden liegt die ſchöpferiſche Kraft; außer ihr kenne ich nichts, was uns das dermalige Daſein auf Stunden vergeſſen macht.

Leben Sie wohl! Laſſen Sie mich nächſtens von Ihnen mehr hören und bleiben Sie auch unverdient gewogen Ihrem alten Freunde

Ruhl.

Villars ſur Ollon, Canton de Vaud, 23. Auguſt 1879

Wenn ich meinem Herzen hätte folgen wollen, ſo hätte ich Ihnen ſchon längſt wieder geſchrieben, verehrter Freund, und Ihnen für Ihre gütige Antwort gedankt. Ich dachte aber, eine ſo eifrige Korreſpondenz würde Sie erſchrecken.

Unendlich hat mich Ihr Brief erfreut und ich hätte auch wieder Bände voll zu ſchreiben, wollte ich all die Gedankenreihen andeuten, die er in mir anregte. Zunächſt freute es mich, daß Sie uns darin verwandt finden, daß wir beide keine Philiſter ſind. Nein, bei Gott nicht; denn der Philiſter iſt das fertige, mit ſich ſelbſt und ſeiner

erreichten Mittelmäßigkeit äußerſt zufriedene Geſchöpf. Ich aber teile vollſtändig Ihre Anſicht über das, was glücklich ſein heißt: allein ungehemmte Erkenntnis und daher der Schmerz, der unabwendbare, der uns in jedem Augenblick aufs neue ergreift, wenn uns überall Schranken entgegentreten, wenn die Flügel nie hoch genug tragen. Aber auch das, was uns, wie Sie ſagen, hauptſächlich zu trennen ſcheint, iſt beim Lichte beſehen keine Trennung. Denn meine Anſicht von der Perfektibilität unſeres Geſchlechts iſt keine andere als die Ihre, und ich müßte die Ethik der Inder mit ihrem tiefen Blick nach innen nicht ſo verehren, wie ich es tue, wenn ich glaubte, daß ſich im Zentrum des menſchlichen Weſens etwas verändert hätte. Aber kann man erziehen, wenn man nur hoffnungslos verurteilt? Muß man nicht den Unmündigen, den „ſtrebend ſich Bemühenden" ein, wenn auch fernes, aber mögliches Ziel der Erlöſung zeigen? Muß man ſie nicht unabläſſig an den „Ernſt, den heiligen, mahnen, der allein das Leben zur Ewigkeit macht"? Und wäre es auch nur, um den einſamen Seelen in der unbekannten Menge zu helfen, welche die Fähigkeit der Erlöſung in ſich haben und welchen es oft an der helfenden Hand und dem Hoffnungsſtrahl gebricht, die jene Fähigkeit zur Blüte bringen. Eins aber glaube ich doch und Sie glauben es gewiß auch, daß ein eingeborner idealer Zug durch die Menſchheit geht und aus den roheſten Formen heraus und durch die Nacht der Zeiten hindurch mit ahnungsvoller Sehnſucht nach Höherem, Beſſerem, Vollendeterem ringt. Wie nach der tiefen Nacht des Mittelalters der ideale Drang ſich allmächtig wieder Bahn

brach und eine verklärte Menſchheit auf blumengeſchmückter Erde in unſterblichen Gebilden ſchuf, ſo wird auch aus der Todesagonie unſerer Zeit der eine alte Sehnſuchtsdrang erwachen und ſich eine neue verklärtere Form ſuchen, in der die Menſchheit ihr unſägliches Leid in den tragiſchen Geſtalten des bewußten Wahns verſöhnt und geheiligt anſchaut und ſeine Bedeutung verſteht. Daß das immer nur ein Teil der Menſchheit iſt, das bedeutet nichts, denn es kommt ja nur auf die Verſtehenden an. Iſt jener Zug nun der Stempel unſerer Abkunft und das ahnungsvolle Heimweh nach der verlornen Heimat oder iſt er die Verheißung einer endlichen Erfüllung — das freilich bleibt die große Frage, vor der wir unſere Grenze fühlen, ſolange wir in dieſem Kerker ſtecken, vom Schleier der Maja umhüllt. Entdecken Sie mir aber doch den wichtigeren Grund Ihrer Ketzerei, bitte! Fürchten Sie nicht, mich zu erſchrecken, ich bin auch eine Ketzerin und ich wäre ſchon längſt verbrannt worden, wenn ich nicht in Rom eine gute Freundin hätte, welche immer noch hofft, mich in den Schoß der allein ſelig machenden Kirche zurückzuführen.

An allem, was Sie von der modernen Kunſt ſagen, bleibt mir auch nicht der mindeſte Zweifel übrig. Ich gehe gänzlich ungerührt durch alle Kunſtausſtellungen und Ateliers und habe mich oft gefragt, ob ich keine Empfindung habe für die bildende Kunſt. Aber bei den alten Meiſtern wußte ich es dann immer wieder, was mir fehlte. Ja, daß die Kunſt eine heilige, das Leben verklärende Sache ſei, das iſt es, worauf es ankommt und deshalb zogen mich Wagners Beſtrebungen ſo mächtig

an, der ja von demſelben Gedanken ausgeht und in einer neuen Art Myſterien die Kunſt wieder zum verklärenden Spiegel ewiger Typen, Empfindungen und tragiſcher Geſchicke, die im Leiden und Sterben ihre Verſöhnung finden, machen will. Er hat den Weg gezeigt und ſein Theater in Bayreuth iſt ein Tempel, in den ſich kein frivoler Sinn wagen ſollte. Mein Gedanke, auch bei meiner neulichen Frage, war nun dieſer: Könnte nicht auch die bildende Kunſt aus dem Poſitivismus, in den ſie verſinkt, ſich erheben und in neuen Formen ewige, heiligende Gedanken und Gefühle erwecken? Wohl würde zunächſt nur eine kleine Gemeinde ſolchen Bildwerken ſich zuwenden, wie es ja auch bei Wagners Beſtrebungen der Fall iſt, aber iſt das Schöne, das Erhabene und Heilige nicht immer ein Fremdling für die große Menge? Wie viele ſind es denn von jeher geweſen, welche im Geiſt und in der Wahrheit anbeten?

Aber ich plage Sie ſchon wieder mit allzu langen Ergüſſen. Denken Sie nur immer, ich ſei noch das Kind von damals und vergeben und geben Sie mir recht viel. In Verehrung und Liebe

Ihre Malwida Meyſenbug.

Kaſſel, den 28. Auguſt 1879

Ihren lieben Brief vom 23. d. M. alsbald zu erwidern iſt mein Wille. Das weiß ich! Was ich aber ſchon nicht weiß, iſt der Erfolg. Folglich tritt ſchon beim zweiten Moment die Überzeugung ein, daß der Willensakt in ſeiner Ohnmacht meinen Glauben an die Grund-

idee der Schopenhauerſchen Philoſophie erſchüttert — ja, aufhebt. Iſt er daran ſchuld? Nein! — Er irrte nur, daß er einen feſten Ausgangspunkt gefunden zu haben glaubte, in einem Sein, was an ſich ſelbſt ſchon unbegreiflich iſt. Ich weiß nicht, ob Ihnen Charton bekannt iſt, der für ſein Buch „de la Sagesse“ das Motto gewählt „Je ne sais“. Und er hatte recht! Was wiſſen wir denn? Davon belehrt uns Verſtändige ſchon ein Kind, welches bei und mit dem Warum anfängt. Darauf folgt ein Wozu. Und wer kann Antwort geben? Endlich, was iſt die Geburt! Was der Tod und jene unendliche Reihe von Begebenheiten, die den Zeitraum zwiſchen Anfang und Ende, ſo verſchieden für jeden einzelnen, ausfüllen? Und ich, der ſich immer mehr davon überzeugte, daß Natur uns weit mehr für das Dunkel als für das Licht angelegt, ich, der in dem unermeßlichen All der Schöpfung ſich wie verloren fühlt, ich hiobsarmer Erdenſohn ſollte vom großen Lebensmärchen den Sinn deuten können? Nein, meine liebe kleine Freundin von ehemals, ich bin Ihnen nicht nötig und für Sie nur eine halb verſtändliche Sage, an die Sie anknüpfen, weil ſie Ihnen trauliche Anklänge aus der Jugendzeit herüberträgt.

Theſeus fand unter dem Stein die Schuhe und das Schwert ſeines Vaters. Das war für ihn die Mahnung: ziehe aus von hier, wandre durch die Welt und kämpfe! Es gibt wohl für jedweden einen Stein, nur daß die wenigſten ihn heben wollen. Einige wohl ließen auch beim Verſuch ihr Leben; ob dieſe darum ſeliger geworden? Einige ließen es beim Verſuch bewenden und riefen God-

dam! weil der Stein zu ſchwer war. Ohne Schuhe und ohne Schwert ſetzten dieſe erleichtert ihren Weg fort. Möglich! Doch wer weiß es. Nun, mir ſcheint, alle haben nicht mehr getan, als was ihnen geſtattet war. Das iſt ſo eine Art halber Aufſchluß, warum ich Ihnen kein abſtoßender Pol bin, denn mein Verſtändnis der Freiheit müßte Sie vorweg zurückſchlagen. Mir iſt ſie nur ein Wahn bei Weſen, die ja doch einſehen müſſen, daß ſie das Daſein nicht aus ſich, ſondern anderswoher haben. Ich ſpreche hier wie begreiflich nur vom erſten Paar, obgleich ich durchaus nicht wie die Talmudiſten Adam Kadmos für das vollkommenſte Weſen der Erde anſehe, ſondern mich gegen ein allmähliches Aufſteigen der Generationen, als das Wahrſcheinlichere, nicht verſchließen kann. Das goldene Weltalter hebt meiner Meinung nach mit jedem Kinde wieder an. Bin ich nicht modern genug? — Wer ſehen will, kann ſich ja leicht überzeugen, daß, an die Spitze der Tierwelt geſtellt, der Menſch mit unter den für dieſe geltenden Geſetzen ſteht. Auf die Periode der Geſchlechtsreife folgt das Alter und mit dieſem die Ruhe zur Ausbildung des Denkvermögens, welches ihm Fragen vorlegt, an die er früher nie gedacht und für die er nun die Antwort ſucht. Damit hebt denn die Überlieferung und mit dieſer das tief in ſeinem Weſen ſchlafende, metaphyſiſche Bedürfnis an, welches unſere Weſensart wenigſtens graduell von Geſchöpfen unterſcheidet, die eine Stufe tiefer geſtellt ſind. Sein früheres frohes oder trübes Bewußtwerden des Augenblickes dehnt ſich aus in ein Rückſchauen nach der Vergangenheit, wie in ein banges Ahnen der Zukunft. Für dieſe inneren Vor-

gänge bildet er ſich die Sprache aus. Dadurch wird die Menſchenſeele ſchöpferiſch, denn der Dichter iſt es, der das, was geweſen, mit dem, was kommen könnte, im Moment der Gegenwart zuſammenfaßt und ſo zu einem Bild vereint, das außer ihm auch anderen begreiflich wird. Vergeben Sie mir! Alles, was ich da ſagte, iſt nur ſehr unzuſammenhängend und ſummariſch und für Sie auch nichts weniger als neu. Indes hoffe ich doch, damit, was ich wollte, angedeutet zu haben, nämlich: die alten Kulturvölker haben den Gipfel des Berges bereits überſtiegen; die begriffsverwandten Eigenſchaften der Jugend und Schönheit liegen dem Anfang der Entwicklung näher als ihrem Fortgang; eine rückläufige Bewegung erſcheint mir wider alle Erfahrung und deshalb muß ich der Idealiſtin ſagen, geben Sie mir die Hand! Hier ſcheiden ſich unſere Wege. Wir werden fortſchreiten in gar vielen Dingen: das gebe ich zu, aber ob dieſe Entdeckungen ſich auf etwas beziehen, ſich an Gegenſtände wenden, welchen man ſich ganz hingeben kann, ob dieſes gegenwärtige Daſein durch große, ergreifende Ideen bereichert und ſomit einſt noch erfreulicher werden wird, davon ſehe ich noch keine Anzeichen. Eine gerechtfertigte Beſorgnis, Ihnen, meine Freundin, langweilig zu werden, hält mich ab, noch länger bei den Geburtswehen unſerer Zeit zu verweilen. Doch auch das bisher Geſagte iſt ſchon genug, Sie abzuhalten, meine an Geiſt geringe Begabung ferner zu hoch anzuſchlagen. Wären wir nicht räumlich getrennt, ſo würde ich bei Ihnen eintreten mit dem Gruße: Friede ſei zwiſchen uns! Ihre Freunde aber — ſoviel ich von ihnen wiſſen kann —

würde ich betrachten als Geiſter, die man nicht ſieht und die zu zitieren ich keinen Beruf fühle; das müßten Sie mir ſchon erlauben. — Sie wollen nun gern den Grund meiner Häreſien wiſſen: den aber müßte ich weit herholen, denn mir ſcheint, er liege vor meiner Geburt. Sehr arg kann die Ketzerei aber nicht ſein, da ich die Verzeihung eines Jeſuitenpaters und noch dazu ſeinen Segen erhalten habe. Er iſt nun auch tot, der liebenswürdige Mann! das heißt nach meinem Glauben: er iſt erlöſt. — Der katholiſchen Kirche bin ich freundlich geſinnt; das geſtattet ſie auch den Nicht-Gläubigen. Mit der in ſich geſpaltenen abgefallenen Tochter iſt nicht zu paktieren, wie mit keiner Genoſſenſchaft, die revolutionär ſein will. Sie ſagen ſelbſt, es ſei nötig, daß der Erziehende den Unmündigen ein erreichbares Ziel zeigen ſoll, und wenn der aus dem Glauben geborene Gehorſam der Weg dazu iſt, ſo wird ſich eine unmündige Welt ſehr wohl dabei befinden. Nun aber genug und übergenug. Nehmen Sie mich ſo, wie ich ſein kann und laſſen Sie mich teilhaben an Ihrer Freundſchaft, ſo wie jetzt auch ferner.

Geſcheiter wäre es freilich geweſen, wenn ich Ihnen einen Brief in gehöriger Form geſchrieben und viele Fragen über Sie als Perſon, über Ihre Pläne uſw. angehängt hätte. Ich ſagte aber ſchon im Eingang, daß der Wille allein nicht ausreicht, ſeine Vorſätze auszuführen. Die Abhängigkeit iſt die Signatur aller Menſchenkinder und wäre dies nicht, ſo ſäße ich längſt nicht mehr an der Fulda, ſondern am Adige, am Po, am Arno, an dem Tiber. Allein ich bin alt und nicht mehr transportabel.

Ihrer Frau Schweſter v. Medem, mit der ich einen lebhaften Briefwechſel unterhalte, verdanke ich es, daß ich von Zeit zu Zeit von Ihnen hörte. Sie ſchrieb mir von einer fernen Hoffnung, den Winter wieder in Rom zubringen zu können. Die Glückliche! Sagen Sie mir doch in einem nächſten Blatt, auf das ich hoffe: welche Vorſtellung machen Sie ſich von der zu hoffenden Seligkeit? Daraus würde ich Sie erſt recht erkennen lernen. Haben Sie Swedenborg geleſen? Er war wenigſtens ein ehrlicher Mann, aber vom Homer ſehr weit entfernt. Hier iſt keine Seele mehr, um ſolche Sachen zu beſprechen.

Möchte meine Handſchrift Ihnen ſonder Mühe leſerlich, zugleich auch es mir von Ihnen verziehen ſein, wenn etwa ein Buchſtabe fehlen oder zuviel ſein ſollte, denn meine Augen ſind mit mir alt geworden und ich ſage wie Pilatus, was ich geſchrieben, das habe ich geſchrieben. Ein Konzept zu machen, erſcheint mir wie eine Eitelkeit. Nun Lebewohl! Ich wünſche Ihnen Geſundheit und den inneren Frieden mit der Bitte, in gutem Andenken zu behalten Ihren treu ergebenen alten Freund

Ruhl.

Hôtel des Bains
Aigle, Canton de Vaud, 8. September (1879)

Wenn Sie, mein verehrter Freund, mich wieder los ſein wollen, dann müſſen Sie aufhören zu ſchreiben, denn ich höre nun nicht wieder auf, während ich ſonſt eine Korreſpondenz nach der andern aufgebe, da ich ſchwacher Augen wegen nicht ſo viel ſchreiben kann. Dieſe

Schwäche hat mir nicht erſt das Alter gebracht, ſie hat als ein ſchweres Verhängnis von Jugend auf über mir geſchwebt, mich gezwungen, der Malerei zu entſagen,[1] welche mir heilig und heiligend war, mich in meiner geiſtigen Entwicklung auf alle Weiſe gehemmt, und jetzt noch legt ſie mir die bitterſten Entbehrungen auf.

Sie wollen wiſſen, wie ich mir die zukünftige Seligkeit denke? Ich antworte Ihnen darauf mit dem von Ihnen zitierten Motto: Je ne sais. Swedenborg kenne ich etwas, er iſt eine ſchöne, ſinnige Seele, aber zu ſehr noch in der Welt der Vorſtellung befangen und daher zuweilen ans Kindiſche ſtreifend. Nachdem ich umſonſt mit aller Inbrunſt in der ganzen Myſtik des Glaubens jenen Stern geſucht habe, der mit untrüglicher Gewißheit den Weg zum Heile zeigt, nachdem ich in der Tiefe des Zweifels, in der Unſterblichkeit des Atoms den Troſt gefunden zu haben glaubte, habe ich voll und ganz eingeſehen, daß ich nichts weiß und nichts wiſſen kann, ich arme flüchtige Inkarnation des ewigen Urweſens der Welt. Aber da iſt mir auch der geheime Troſt erwachſen, welchen die Intuition, die innere Stimme, der Dämon des Sokrates, mir zugeflüſtert hat: ich, als die vergängliche Erſcheinung, vergehe (unerbittliche Wahrheit, welche jedes Totenbett uns lehrt); aber, da das Vergängliche nur die ewig wechſelnde Form des Unvergänglichen, Ewigen iſt, ſo bin ich im Grunde meines Weſens ein Teil dieſes Letzteren, und wenn der Schleier der Maja zerreißt und ich „erlöſt“ werde (denn ſo betrachte auch ich es), dann bin ich wieder, was ich geweſen: ewig und unzerſtörbar. Was dann ſein wird, wie könnte

es der in die Schranke der Erſcheinung gebannte Geiſt begreifen? Sollte ich es in menſchliche Sprache gefaßt ſchildern, ſo wie die Sehnſucht der Seele es ſich malt, ſo wäre es mit entfalteten Schwingen immer höher, immer ungehemmter einzudringen in das Reich der Wahrheit und der reinen, erlöſenden Liebe. Aber auch das ſind ja nur kindiſche Worte vor dem Unſagbaren.

Ja, was ich beklage, iſt, daß Sie nicht bei mir eintreten können mit dem Friedensgruß, und daß wir nicht mündlich alles beſprechen können. Sie würden mich viel gelehriger finden, als Sie denken. Ach, und wie gern ſähe ich noch einmal Ihre Zeichnungen, um deren Anblick ich meine Schweſtern wahrhaft beneide. Wie viele Märchen würde ich daraus lernen. Aber bis Kaſſel wird mich mein Geſchick wohl auch nicht mehr kommen laſſen, wenngleich die allmächtige Liebe mich wieder zu einem Schritt bringt, der weit über meine Kräfte und meine ſchon hundertmal gefaßten Vorſätze, mein Aſyl in Italien nicht mehr zu verlaſſen, geht. Ich bin nämlich mit dem von mir erzogenen Kinde zuſammen, welches Sie unter dem Namen Olga kennen und an welches mich die Liebe einer Mutter und eines Künſtlers bindet, welcher ſeine Schöpferkraft an ein Werk wandte, in dem er ſein Ideal verwirklichen wollte. Dieſes Kind iſt nun ſeit ſechs Jahren Gattin eines trefflichen Mannes und Mutter zweier engelhafter Kinder und lebt fern von mir in Paris, der Heimat ihres Mannes. Trotzdem mir das Reiſen mit jedem Jahr mehr ein Greuel wird und die beſchauliche Ruhe meine einzige Sehnſucht iſt, ſo treibt mich die Liebe doch noch jedes Jahr über die Alpen, um dieſes Weſen,

für das ich jeder Aufopferung fähig bin, zu ſehen, und jetzt habe ich ihr wieder noch eine neue Konzeſſion gemacht, nämlich für den Oktober mit ihr nach Paris zu gehen, da ſie leidend iſt und ihr viel Arbeit bevorſteht.

Wenn Sie meinen, Sie ſeien für mich nur eine halb verſtändliche Sage aus der Jugendzeit, ſo laſſen Sie mich noch recht viel von dieſer Sage wiſſen, denn ich liebe Sagen über alles, und wie Sie immer zu meinen lichten Erinnerungen gehört haben, als ich gar nicht wußte, ob Sie noch auf dieſem Planeten weilten, ſo möchte ich Sie nun nicht wiedergefunden haben, ohne noch viel, viel von Ihnen zu wiſſen, von Ihnen perſönlich. Erzählen Sie mir Ihr Leben, Sie haben ja auch meines geleſen.[2]

Für diesmal addio, halten Sie mich nicht für zudringlich, ſondern für Ihnen innigſt zugetan.

Malwida M.

3 Via della Polveriera, Roma, 22. Januar 1880

Verehrter, lieber Freund!

Sie glauben nicht, wie mir jedes Wort von Ihnen ſympathiſch iſt; ich fühlte eine warme Freude im Herzen, als Louiſe mir den Brief zu leſen gab und ich ſah, daß Sie meiner freundlich gedachten. Ein junger Mann, welcher von einer Seereiſe nach dem hohen Norden zurückkam, erzählte mir, wie ſie tagelang im dichteſten Nebel auf dem Meer, nahe den Polarregionen, herumgeſegelt

ſeien ohne Ahnung, wo ſie ſich befänden, ohne etwas anderes zu ſehen als die Welle, die gegen das Schiff anprallte. Da plötzlich zerriß der Nebel an einer Stelle in Form eines großen offenen Bogens und ließ ſie darin ein ſonnenbeſchienenes Eiland gewahren, mit einem wie Diamanten funkelnden Gletſcher, der unmittelbar in das tiefblaue Meer des Nordens hinunterſank und von unzähligen Seevögeln, den einzigen Bewohnern des Eilandes, umſchwärmt wurde. Der Anblick ſei zauberiſch geweſen, und der Reiſende glaubte nichts Schöneres geſehen zu haben. Dieſe Erzählung fällt mir immer ein, wenn die dichten Nebel, in welche ſich das Zeitliche immer mehr hüllt, je näher wir zu ſeiner Ausgangspforte ſchreiten, plötzlich zerreißen, um uns einen Rückblick tun zu laſſen in die ſonnig ſchimmernden Ideale der Jugend mit ihrem Glauben, mit ihrem Streben, mit ihrer Hoffnung. Und immer wenn ich von Ihnen etwas höre, geſchieht mir ſo ein Wunder, und durch den offenen Bogen ſehe ich das Zaubereiland, welches die Geburtsſtätte meiner Seele geweſen ſein muß. Denn ich glaube auch an die Metempſychoſe und weiß nur nicht, für welche frühere Schuld ich büßen muß, denn daß ich auf der Wanderung in der Fremde bin, fühle ich an dem unbändigen Heimweh, welches mich oft nach meinem eigentlichen Vaterland ergreift, ja mich im geheimen nie verläßt. Nicht wahr, ſolch ein Geſtändnis erwarteten Sie nicht von mir, und doch iſt es kein Widerſpruch mit dem öffentlich von mir Bekannten, denn ſteht der aufrichtige Menſch nicht immer zwiſchen der Scylla und Charybdis des Zweifels und des ſtillen, unvertilgbaren Glaubens?

Und die, welche ſich unzweifelhaft ſicher wähnen auf der einen oder der andern Seite, ſind es nur, weil ſie ſich gegen jede Prüfung des Gegenteils verſchließen. Doch habe ich in dieſen Tagen zwei wunderſchöne Beiſpiele von idealer Vortrefflichkeit gehabt bei Menſchen, welche nichts mehr mit kirchlichen Dogmen zu tun haben. Ich hatte den Beſuch der älteſten Tochter Herzens, Schweſter meiner Olga. Sie iſt ſchön, jung, geiſtvoll und vermögend und verheiratet ſich nicht, weil das Mitleid (nach Schopenhauer das wahrhaft Ethiſche) mit der Not der Kreatur ſo mächtig in ihr iſt, daß ſie keine Zeit findet, an ſich zu denken. So hatte ſie jetzt mehrere Monate in Florenz beim Bruder, der eine zahlreiche Familie hat, helfend zugebracht und kam nun zu mir, um Rom, welches ſie nur in erſter Jugend mit mir geſehen hatte, wiederzuſehen und zu genießen. Alle Herzen flogen ihr hier gleich zu, meine Schweſtern waren entzückt von ihr, wir waren ſo vergnügt zuſammen, da die heiligſten Erinnerungen ihres Lebens ſie mit mir verbinden — da kommt die Nachricht, daß ein Kind des Bruders von den Blattern, dieſer fürchterlichen Krankheit, befallen ſei und ohne zu ſchwanken, mit der ſtillen Entſagung einer großen Seele, geht ſie, um bei ſo gefährlichem Übel helfend einzutreten. Zu gleicher Zeit erhielt ich den Brief eines jüngeren Freundes,* eine der edelſten Intelligenzen, die ich je gekannt, nun ſchon ſeit Jahren beinah erblindet, an unerträglichen Kopfſchmerzen leidend und zu faſt völliger Einſamkeit und Untätigkeit verdammt. Er nimmt Abſchied von mir, da er fühlt, daß die Erlöſung nahe,

* Friedrich Nietzſche.

in ſo erhabner Weiſe, daß kein Philoſoph des Altertums und kein chriſtlicher Märtyrer ſchöner hätte ſterben können. Zu der erſten habe ich geſagt: „Geh, mein Kind, und bring dein edles Opfer", und dem andern habe ich meinen Segen geſandt zum Sterben. Was kann man Beſſeres tun und erleben, als wenn das Leben ſich im höchſten ethiſchen Moment opfert und erlöſt? Mit tiefer, freudiger Rührung habe ich dieſe zwei Erfahrungen wieder in mein Lebensbuch eingetragen und manches Gemeine und Verſunkne der Menſchheit dafür vergeben.

Nun habe ich aber eine große Bitte: ſchicken Sie mir das Märchen aus den Weihnachtstagen.* Es ſoll nicht im Staube untergehen, ſondern liebend und geehrt von der alten Märchenfrau genoſſen werden, wie „Malle, die Märchenfrau" (ſo ſchrieben Sie einſtmals an die Mutter, mich zu grüßen) einſt als kleines Mädchen die Märchen, ihr im grünen Kabinett von dem ſchwärmeriſch verehrten Freund erzählt, genoß. Denken Sie, wie ſonderbar, daß ich auch gerade in den Weihnachtstagen eine Novelle** ſchrieb, in der ein Anklang an die Metempſychoſe vorkommt, die Geſchichte eines Mönchs, an welcher der heilige Michael Guido Renis einen myſtiſchen Anteil hat. Welche Freude es mir aber ſein würde, Ihr Märchen zu leſen, können Sie nicht denken, und wäre es nicht ganz einzig, wenn Sie mir wieder mal ein Märchen erzählten? Wäre es nicht ſelbſt wie ein Märchen, dies wieder Anknüpfen an die ferne, ferne Zeit? Wäre es nur nicht ſo weit von Kaſſel nach Rom! Könnte ich Sie z. B. jetzt

* In einem Briefe Ruhls an Malwidas Schweſter erwähnt.
** „Der heilige Michael."

hierher verſetzen, wo ich einſam an meinem Fenſter ſitze, aber faſt beglückt, denn vor mir liegt das Albaner Gebirg, der Lateran, das Koloſſeum, der Palatin mit Ruinenbogen und Palmen, dahinter der Aventin und ein Stück Campagna und das alles im reinſten Gold des Sonnenuntergangs ſtrahlend und leichte roſa Wölkchen und violetter Duft und grünlich ſchimmernde Übergänge vom Gelb zum Blau — ach, Sie kennen es und die Erinnerung malt es Ihnen wieder und in dem Licht ſchweben ideale Geſtalten, wie ſie Ihr Pinſel ſchuf und wie ſie aus meiner Kindheit mir herüber lächeln. Sie fragen,* ob ich mit dem Talmud glaube, daß wir als Kinder ins Paradies eingehen? Meine geiſtreiche katholiſche Freundin** ſagte mir neulich, daß wir drüben anfangen würden, wo wir hier aufgehört, daß ich mich alſo eilen ſolle, die richtige Erkenntnis hier noch zu erlangen. Wäre das wahr, ſo könnte ich glauben, als Kind wieder dort einzuziehen, denn mir iſt es oft jetzt ſo kindlich in der Seele, daß mich der Streit der Welt kaum noch berührt. Und ſehen Sie, dann müßten Sie mir ja doch wieder Märchen erzählen, wenn wir uns dort wieder träfen. Alſo bitte, bitte, fangen Sie doch gleich an.

Sehen Sie, was Sie ſich nun wieder zugezogen haben, nun ſchwätze ich wieder endlos und raube Ihnen die Zeit. Aber ich hätte Ihnen noch eine Menge Dinge zu ſagen, will aber doch Maß halten, welches die Bedingung alles Schönen iſt und warten, ob Sie mich wiederkommen heißen, wenn Sie es auch nur mit wenigen

* In dem Brief an Malwidas Schweſter.
** Fürſtin Caroline Wittgenſtein.



Aus dem alten Kassel. Mit Geburtshaus Malwidas

Worten tun. Mein Troſt iſt, daß Gerhardt mir ſagte, Sie hätten wenig ſympathiſche Menſchen dort. Da laſſen Sie denn dieſen Gruß aus dem Süden in Ihre Einſamkeit dringen und verſchmähen Sie ihn nicht, denn er kommt aus dem Herzen.

Malwida.

Kaſſel, am 27. Januar 1880

Verehrte Jugendfreundin!

Bei Nacht und Schnee empfing ich Ihr Schreiben voll Licht und Wärme! Sie können denken, liebe Idealiſtin, wie ſehr ich Ihnen das Dank weiß. Alſo ſind Sie nicht in Neapel, um dort im Reich der Töne Ihre Seele zu erheben. Ihrer Frau Schweſter Brief ließ mich das glauben, ſonſt wäre ich noch vor Ihnen mit der Feder bei der Hand geweſen. Solange ich es vermag, wünſche ich doch gar ſehr, daß unſere Mitteilungen fortdauern, und wenn ſich dieſe dem Morgen des Lebens zuwenden, ſo iſt mir das gerade recht. Ich kann es dem ſeligen Miniſter von Kopp noch nicht vergeben, daß er die alte Hautelisſe mit der Blumenbachſchen Domaine bei ſeinem Einzug durch eine Papiertapete hat erſetzen laſſen.[3] Doch darin ſpricht ſich ſo recht der Charakter unſerer gegenwärtigen Zeit aus. Kein Wunder, wenn die bildenden Künſte in dieſe Strömung mit hineingezogen, auch nichts anderes hervorbringen als das, was die Zeit braucht. Um aber auf jene zurückzukommen, wo Sie noch ein Kind und ich jung war, ſo machte Kaſſel damals den Eindruck einer ſoliden, in ihrer Sphäre befriedigten Haus-

frau, gegenwärtig, — wenigſtens für mich — den einer alten Coquette, die ihren Verfall unter allerlei äußerem Modeprunk verſtecken möchte und dadurch nur lächerlich wird. Wohl Ihnen, daß Sie nahe dem Koloſſeum wohnend die Geiſter einer zwar ſchrecklichen, aber doch großen Vergangenheit in ſich wieder erwecken können. Ja, wenn wir uns beſuchen könnten!!! Ihre katholiſche Freundin entfernt ſich eigentlich nicht weit vom Talmud, denn ſetzen wir künftig nur unſer hier unterbrochenes Exerzitium fort, ſo iſt die Form dabei gleichgültig. An eine Kontinuität aber muß man glauben, denn ohne dieſe würde, was wir hier durchlebt und durchſorgt haben, ganz verloren ſein; kurz, wir wären, wenn nichts übrig blieb von dem, was war, etwas Neues.

Für heute muß ich dieſen dunklen Pfad verlaſſen; dieſes Blatt ſoll Ihnen nur eine Beſtätigung ſein, wie ſehr Sie, liebe Freundin, mich erfreut haben. Alles, was Sie mir ſagen, iſt ſchön. Das Märchen laſſe ich abſchreiben und bitte es als Ihr Eigentum anzuſehen. Und nun will ich machen, daß dieſer Brief bald in Ihre Hände kommt. Treu und ergeben für immer ganz der Ihre

Ruhl.

3 Via della Polveriera, Rom, 9. Februar (1880)

Mein teurer, verehrter Freund!

So glücklich hat mich ſeit langen Jahren nichts gemacht als Ihr Märchen,* welches ich heute morgen er-

* „Die Groteske."

hielt und ſoeben beim Licht des ſchönſten Sonnenuntergangs geleſen habe, ſelig in meiner ländlichen Einſamkeit Ihren Traumgeſichten lauſchend, während fernab in der Stadt die banale Tollheit des modernen Karnevals tobt. Ich habe herzinnig gelacht über den geiſtvollen Spuk und hatte die Tränen in den Augen vor Rührung, daß dieſelbe Stimme, welche einſt in des Kindes Herzen und Phantaſie ein noch traumhaftes Ahnen weckte, nun der alten Frau die innerſten Saiten der Seele wieder erklingen läßt, nachdem die ſtürmiſchen Wogen des Lebens über die ſo ganz verſchiedenen Lebenswege dahingebrauſt ſind. Ja, das deutet auf allerlei ſchöne zu ziehende Schlüſſe hin und wer weiß, ob wir nicht einſt ſchon in einer gemeinſamen Heimat zuſammen weilten. Hoffentlich finden wir uns dereinſt auch wieder in der Heimat unſerer Seelen, wenn wir (wie ich hoffe) es verdient haben, nicht wiedergeboren zu werden in der Form der endlichen Erſcheinung und finden auch unſeren Freund Arthur* wieder, den ich, trotzdem er die Frauen abſcheulich behandelt hat (leider freilich mit vielem Recht), aus tiefſter Seele verehre und liebe und deſſen „Und dennoch dürfen wir getroſt ſein" meine einzige Leuchte auf dem dunklen Pfade iſt. Da aber von Arthur und Ihrem Märchen der Gedanke ganz natürlich zu Buddha übergeht und zu dem herrlich weiſen Volk im Oſten, ſo will ich gleich hier mitteilen, was ich im Herbſt in einem Aufſatz von Max Müller las, daß die Buddhiſten ganz und gar die Lehre von der Kauſalität beſaßen, welche ſie Karmân nannten, und daß das Nirwana nur die Auf-

* Schopenhauer.

hebung des Karmân war. Welch ein Licht wirft das auf das ſo viel geſchmähte Nirwana, welches mir übrigens niemals als die Vernichtung, ſondern nur als das „Nichtwahnland" erſchienen iſt, wo jener himmliſche Geſang, den Kantor Veit* gehört zu haben meinte, zur Wahrheit geworden iſt.

10. Februar

Ich hätte Ihnen ſchon auf Ihren vorigen ſo lieben Brief geantwortet und im voraus für das ſo köſtliche Geſchenk gedankt, hätte nicht ein ziemlich heftiges Unwohlſein mich ans Bett gefeſſelt und mir das Schreiben erſchwert. Nun geht es beſſer, wenn auch noch nicht gut, aber ich kann wieder mit Vorſicht mich des wundervollen Wetters im Freien freuen, welches dieſes Jahr den Karneval vom erſten bis zum heutigen letzten Tag begünſtigt, von deſſen Freuden ich abſolut nichts genoſſen habe. So war ich, ehe ich das Märchen las, in der Villa Coelimontani,** welche Sie ſich vielleicht erinnern. Sie liegt ganz nah bei mir, hinter dem Koloſſeum und wird von ihren jetzigen Beſitzern großmütig den Beſuchern geöffnet. Es iſt einer meiner liebſten Orte, beſonders wenn man allein da iſt, und geſtern war ich ganz allein in dem herrlichen Garten, die Beſitzer abweſend, die Beſucher auf dem Karneval. Es iſt da eine lange prächtige Allee von immergrünen Eichen, welche ein hochgewölbtes Laubdach bilden, unter dem immer liebliche Dämmerung

* Eine Geſtalt aus der „Groteske".

** Später Villa Mattei genannt.

herrſcht, nur von einzelnen Sonnenſtrahlen, die durchs Laub fallen, unterbrochen. Zu beiden Seiten lagern zwiſchen hohen Akanthuspflanzen und Lorbeerbüſchen Marmorreſte von Sarkophagen, Frieſen, Grabdenkmälern, Kapitälen, dazwiſchen noch einzelne Statuen und Büſten; bequeme Bänke laden zur Ruhe ein an dieſem zur Meditation wie kein anderer geeigneten Ort. Oft habe ich da ſchon im Frühling geſeſſen und dem Zwiegeſpräch der Vögel in den Zweigen gelauſcht und dann iſt eine Laube da, ganz von Oleander und Lorbeer verſteckt, da ſieht man hinaus auf die Campagna, auf den ſehnſüchtigen Zug der Aquädukte, auf das Albanergebirg, deſſen Linie wie eine Tonwelle harmoniſch dahinfließt, auf die via Appia und das Grabmal der Cecilia Metella, und in der Laube iſt eine Mormortafel mit der Inſchrift: „Qui S. Filippo Neri discorreva coi suoi discepoli delle cose di Dio.“ Wie liebenswürdig ausgedrückt, nicht wahr? Und was für Orte in dieſem Rom, wo zwiſchen den ewigen Zaubern der Natur alles an bedeutende Menſchen und bedeutende Vorgänge erinnert, wenn auch, wie Sie es ſagen, ſchreckliche Erinnerungen darunter ſind. Nun, ich wollte Ihnen nur zeigen, wo ich mir die ſchöne Stimmung geholt hatte, um Ihr Märchen ganz und würdig zu genießen, und ſo iſt's denn auch geſchehen.

Die Novelle iſt nach Deutſchland gewandert zu einem Verleger, der etwas für ſeine revue haben wollte. Ich habe mich bis jetzt ſo fern von all der periodiſchen Tagesliteratur gehalten, daß es nur ein beſonderer Umſtand war, der mich in eine ſolche Verbindung brachte. Wenn ſie gedruckt wird, ſollen Sie ſie haben, obgleich ſie gar

nichts wert iſt, ein flüchtig hingeworfenes Bild auf Anregung eines wirklichen Ereigniſſes.

Der heilige Michael* ſoll in Perſon kommen, ſich in Ihr Gedächtnis zurückzurufen. Er iſt in der Kapuzinerkirche nahe piazza Barberini. Heute abend will ich meine Schweſtern mit Vorleſung des Märchens erfreuen.

Und nun für heute Lebewohl. Ich drücke noch einmal in Gedanken zu innigem Danke Ihre Hand. Ihre treu ergebene Freundin

Malwida.

3 Via della Polveriera, Roma, 1. März (1880)

Verehrter Freund, da Sie ſie gern haben — die Grüße aus Rom, ſo folge ich meinem Herzen, welches mich treibt Ihnen wieder welche zu ſenden. Daß der heilige Michael und Co. richtig angekommen, erfuhr ich durch Louiſe. Ich wählte nur in der Eile ſo ein paar Erinnerungen von hier, die, wie ich dachte, Ihnen vielleicht weniger gegenwärtig wären, da die Hauptbilder gewiß als Stich oder Photographie in Ihrem Beſitz ſind. Wenn ich aber wüßte, was Sie nicht haben und etwa gern hätten, um die Erinnerung aufzufriſchen, ſo wäre ich ſo glücklich, es Ihnen zu ſchicken. Wenn Sie es mir daher ſagen wollten! Denn dazu iſt die Photographie doch ſehr gut, um der Erinnerung nachzuhelfen und die Decke der Siſtina z. B. habe ich wirklich durch das fleißige Nachſtudium der Photographie erſt recht kennengelernt,

* Von Guido Reni.

da das Studium an Ort und Stelle ein für Hals und Kopf allerdings ſehr anſtrengendes iſt. Doch aber, welche wonnevollen Stunden habe ich dort verbracht, beſonders wenn keine Haufen Engländer da waren. — Ich bin aber jetzt zum erſtenmal ſeit Jahren recht bewegt und ergriffen von einer Erſcheinung im Gebiet der bildenden Kunſt und ebenſo in der Literatur, welche ſonderbarerweiſe hier in Rom als ein friſcher Hauch aus dem hohen Norden eindringt. Denken Sie, es ſind Norweger, von denen ich rede. Es iſt hier ein großer ſkandinaviſcher Kreis, in dieſem aber ragen beſonders die Norweger hervor als urſprüngliche, kraftvolle, tiefſinnige Menſchen. Zwei ältere Frauen ſind da, beide ausgezeichnete Schriftſtellerinnen.[4] Die eine hat ſchon etwas Pariſer Firnis an ſich, dennoch ein ſchönes, liebenswürdiges Talent, die andere aber iſt ein urwüchſiges Weſen wie ich nur je eins geſehen. Sie muß wunderſchön geweſen ſein, denn ſie iſt es noch als alte Frau. Sie ſieht aus wie eine Saga, wie eine Norne mit ſo tiefen, in die geheimnisvollen Fernen des Daſeins blickenden Augen. Als Frau eines Predigers hat ſie lange Jahre unter dem primitiven Volk der norwegiſchen Küſten gelebt und da hat ſie Erzählungen geſchrieben, die wie Geſänge des Homer ſind, für den überſättigten Gaumen unſeres modernen Leſepublikums allerdings viel zu ergreifend einfach und wahr, aber für jeden, welcher die ewige Poeſie im Herzen trägt, die da war vor aller Bildung und Verbildung, müſſen ſie einen unausſprechlichen Reiz haben. Nun aber vor allem iſt es ein junger Bildhauer,* welcher mich intereſſiert und mir

* Stephan Sinding.

zum erſtenmal wieder das Gefühl gab: hier ſteht ein echter Künſtler vor Dir. Er auch iſt ein einfacher Sohn des Volks, aber all die Seinen ſind Künſtler, Brüder und Schweſtern, Vettern und Baſen, einfache Menſchen, aber ergriffen von einem heiligen Streben. Er ſieht aus wie ein Menſch des Quattrocento, mit harten, feſten Zügen, nicht ſchön, aber aus ſeinen Augen leuchtet ein ſolches Licht, als wenn die Seele ſelbſt Auge geworden wär. Und nun denken Sie das Martyrium! In Norwegen iſt wenig Reichtum und man wendet ihn nicht an für die Kunſt. Dieſer von ſeinem Gott erfüllte Menſch, deſſen Entwürfe an die ſchönſte Zeit der Renaiſſance erinnern (nur daß nichts Nachahmung iſt, ſondern innerſtes Schaffen), hat noch nie ein größeres Werk in Marmor ausführen können! Ein kleines Stipendium, welches ihm zuteil wurde, gab ihm die Möglichkeit nach Rom zu kommen; wenn er aber keine Arbeit bekommt, muß er bald wieder heim, wo eine alte Mutter und eine junge Schweſter nur durch ihn leben. Nun hat er hier nichts als Photographien ſeiner in Norwegen entworfnen Gebilde und dann eine Statue in Ton, hier gemacht unter dem Einfluß des ſüdlichen Himmels und der Antike, ein Hylas im Moment, wo er an der Quelle ſteht zu ſchöpfen und ſchon von der geheimnisvollen Sehnſucht zur Tiefe ergriffen, hinabgleiten will in die Flut. Der Künſtler wollte zuerſt auch die Nymphe machen, welche ihn hinunterzieht, hat es aber dann gelaſſen und, wie mir ſcheint, mit Recht. Es wäre zu materiell geweſen und es iſt ja auch gar nicht das, es iſt etwas viel Größeres, Tieferes als in der Loreley, als in dem Fiſcher von Goethe;

es iſt die Gewalt des elementaren Lebens, des Schoßes, dem wir entſtiegen, der ewigen Einheit, aus der uns das Principium individuationis herausgeriſſen hat zu unſerer Qual, wie es der einzig ſchöne Mythos vom zerſtückelten Dionyſos ſo himmliſch ausdrückt. Nun, all dieſer Seelenmoment iſt in der einfachen, ſchönen Knabengeſtalt dargeſtellt. Die eine Hand hält den einfach ſchön geformten Krug, ſchon ohne Bewußtſein, was ſie damit machen ſollte, die andere hängt ſtill am Körper hinunter, das geneigte Antlitz iſt lächelnd der Flut zugewandt und die zarten Glieder durchzieht das Sehnen hinab in die wonnige Tiefe. Es iſt ſchwer zu beſchreiben was man ſehen muß, um es beurteilen zu können, aber ich glaube, dieſer Künſtler hat einmal wieder was die Alten hatten und die ſchönen Meiſter der Renaiſſance, das innige, naive Naturgefühl und dabei den tiefen Seelenadel des Ausdrucks, wovon in all dem konventionellen Schaffen der modernen Menſchen keine Spur mehr iſt. Ihm zu einiger Arbeit zu helfen, damit er noch hier bleiben kann, iſt nun mein eifrigſtes Bemühen; doch weiß ich nicht ob es gelingt, da die breite Mittelmäßigkeit ganz anderes will als ſolche ernſte, keuſche Kunſt. Er aber bedürfte es, um ſich auch als Menſch zu vollenden, denn obwohl ihn der einſame dürftige Norden hervor- und ſo weit gebracht hat, ſo erfaßt ihn doch nun der Süden, wie er jeden echten Menſchen ſoll und wie er als der Zug nach dem Ideal, nach dem Harmonie verleihenden Zauber durch die Geſchichte, die allgemeine und die individuelle, des nordiſchen Fauſt geht. Geſtern noch ſagte mir der einfache Menſch: Ich werde täglich beſſer hier in Rom,

alles Kleinliche fällt von mir ab, ich fühle mich glücklich, wiewohl ich noch die alte Sorge und Not habe.

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen so viel von Unbekannten erzähle, aber ich dachte es könnte Sie freuen zu wissen, daß einmal wieder ein echter Künstler aufersteht. Denn was sonst hier ist!!! —

Für heute sag ich Ihnen Lebewohl und komme, wenn Sie erlauben, bald wieder, um Ihnen allerlei vorzuplaudern. In einer müßigen Stunde hören Sie es wohl mit an. In Liebe und Verehrung Ihre

M. Meysenbug.

Kassel, den 24. April 1880

Meine sehr verehrte, liebe Freundin!

Für dieses Mal bin ich ungewiß, ob ich Ihnen für Ihren freundlichen Brief vom 1. März schon gedankt habe. Mir steht aber vor, als sei es geschehen, wenn nicht, so bitte ich sehr mir zu verzeihen. Ich komme nun gleich auf Ihren Norweger und seinen Hylas. Ich bin Ihrer Ansicht, daß es dem Beschauer überlassen bleiben kann, sich die Najaden hinzuzudenken, dann aber wäre zu verlangen, daß der Ausdruck ergänzt, was man nicht sieht. Eine unendlich schwere Aufgabe, die, wenn sie vollkommen gelöst ist, dem Bildwerk einen hohen Vorzug geben würde. Oh, ich könnte stundenlang mit Ihnen über Kunst reden, wenn wir uns nahe wären. Noch in diesen Tagen las ich in Plotin, welcher sagt, drei Wege führen zum Göttlichen empor: die Kunst, die Liebe und die Philosophie.

Es wird aber wohl ſehr wenige Menſchen geben, die das von allen dreien verlangen. Da iſt es denn nicht zu verwundern, wenn ſo viele echte Jünger der erſteren in die Lage des Amadis von Gallien kommen und wie dieſer am Felſen Armut gefeſſelt bleiben, für einige Zeit oder für das ganze Leben. Die Geſetze der armen Erde erlauben es nun einmal nicht mehr, das Schöne ohne Hemmung zu geſtalten.

Ich hoffe und wünſche, daß Ihre aus den Thermen mitgebrachte Erkältung nun vorbei und kein Hindernis für die Reiſe geweſen iſt. Gerade Sie ſind eine Natur, die ſich notwendig immer wohl befinden muß.

Mein Raum iſt beſchrieben; ich ſage nur noch, daß ich mich ſehr auf Ihren Erzengel Michael freue, d. h. auf die Erzählung, die er Ihnen inſpirierte.

Alles Schöne Ihnen und Ihren verehrten Schweſtern von Ihrem unveränderlich ergebenen alten Freunde. Nochmals tauſend Grüße Ruhl.

3 Via della Polveriera, Rom, 29. April (1880)

Verehrter Freund!

Ich hätte Ihnen ſchon längſt wieder geſchrieben, aber es wollte auch teilweiſe nicht ſo recht mit der Geſundheit, beſonders den Augen, gehen und dabei war viel Arbeit.

Nun langte aber Ihr lieber, ſchöner Brief vom 24. an und erfreute mich ſo ſehr, daß ich die Antwort nicht länger aufſchieben kann. Ich erlaubte mir geſtern zunächſt ein gedrucktes Lebenszeichen zu ſenden, das Sie vielleicht ein wenig intereſſieren kann. Es iſt ein Artikel

des Herrn Minghetti, ehemaligen Miniſters, eines hochgebildeten Mannes, mit deſſen Frau ich ſehr befreundet bin. Er beſchäftigt ſich außer mit der Politik viel mit Kunſtgeſchichte, hauptſächlich angeregt durch den Umgang mit ſeinem Freund Morelli, welcher wohl einer der größten Kunſtkenner (es iſt eigentlich ein dummer Ausdruck, aber ich weiß im Augenblick keinen andern) iſt, die es jetzt gibt; kein pedantiſcher Kritiker wie die meiſten deutſchen Kunſthiſtoriker, ſondern ein geiſtvoller Beobachter, der ſich liebevoll vertieft in das eigentümliche Weſen der Künſtler und ſchon viel zur Erhaltung wertvoller Kunſtwerke hier getan hat. Den Artikel entdeckte ich vorigen Sommer, als ich bei Minghettis in Bologna zu Beſuch war und bat ihn mir zur Überſetzung aus. Sie werden ja faſt alles daraus wiſſen, indes es lieſt ſich mal durch und ich bitte es zu behalten. Jetzt überſetze ich einen zweiten Artikel über die Schüler Raffaels und werde ihn ebenfalls ſchicken, ſobald er gedruckt iſt, wenn es Sie intereſſiert.

Am Morgen des Tages, als ich Ihren Brief erhielt, hatte ich Ihrer gerade lebhaft gedacht bei einem Kunſtgenuß, der einem jetzt nicht oft zuteil wird, da eine ſpezielle Erlaubnis dazu gehört, nämlich das appartamento Borgia im Vatikan zu ſehen. Ich war eben mit Frau Minghetti und Morelli, welch letzterer überall Zugang findet. Das waren nun herrliche Stunden. Sie kennen die ſechs Zimmer gewiß, denn früher zur Zeit des päpſtlichen Roms ſind ſie wohl immer zugänglich geweſen? Was ſie ſo unſchätzbar macht, iſt, daß da nun mal gar nichts reſtauriert iſt, ſondern daß man den Künſtler

ſelbſt unvermiſcht vor Augen hat. Und welchen Künſtler! Ich hatte immer eine geheime Bewunderung für Pinturicchio, fand mich aber immer eingeſchüchtert durch die Abfertigung, welche ihm die Herren Kunſtkenner zuteil werden ließen. Morelli im Gegenteil ſtellt ihn ſehr hoch und wenn man dieſe Zimmer geſehen hat, ſchließt man ihn in das Herz als einen der innigſten, anmutvollſten Maler jener reichen Zeit, der ſo recht das Eigentümliche des italieniſchen Genius hat: die Holdſeligkeit und Güte des Ausdrucks; dabei lebendige, bewegte Geſtalten, wunderbare Landſchaft und Architektur, unendlichen Geſchmack in Farbe und Ornamentik. Tagelang könnte man in dieſen verödeten Zimmern weilen und ſich glücklicher fühlen unter dieſen holdſeligen Weſen, die von oben niederſchauen, als in dem Schlamm und der Gemeinheit der modernen Welt, von welchen ich leider wieder mal kürzlich eine arge Probe zu koſten bekam. Ich mußte Ihrer ſo denken in dieſen Räumen; wie hätte ich das alles mit Ihnen ſehen mögen und von Ihnen dabei lernen. Es war die Heimat meiner Seele, aus der ſie ſtammt und dahin ſie gehörte. Ein Sturm verſchlug ſie fern an andere Geſtade, aber das Heimweh blieb durch das ganze Leben wie ein leiſe fortzitternder Ton in den Tiefen der Seele. Ja, Kunſt, Liebe und Philoſophie — die drei Genien, an deren Hand der Menſch wandeln ſollte — ach, und die Zeit, welche man ihm raubt und die Larven, die ſich auf ſeinen Weg drängen!!!

Die Schweſtern ſprechen ſchon ſtark vom Aufbruch. In letzter Zeit haben wir noch zuſammen uns erfreut an einer Vorrede, welche Gregorovius zu der Herausgabe

der Briefe Alexander von Humboldts, die ſeine Nichte unternommen, geſchrieben hat und worin er ein Lebensbild des herrlichen Brüderpaares entwirft, beſonders Wilhelm von Humboldt ganz trefflich zeichnet, welcher auch eigentlich als Perſönlichkeit noch anziehender war. Welch ein Leben, das dieſer beiden Menſchen! Wir dachten dabei lebhaft Ihrer, da mir Louiſe ſagte, Sie hätten mit in dieſem Kreis gelebt hier in Rom. Tempi passati che non ritornan più!

Addio für heute, mein verehrter Freund, möge es Ihnen doch gut gehn. Das Alter hat ſeine Plagen und beſonders die Augen hindern mich gar ſehr. Doch wenn der letzte Akt kommt und der Vorhang fällt, ſo iſt's deſto beſſer. Alles Herzlichſte von Ihrer Märchenfrau

Malwida.

Kaſſel, den 26. Mai 1880

Meine verehrte, gütige Freundin!

Ich enthielt mich des Schreibens, da ich Sie in Neapel wußte; unterdeſſen iſt der Mai ſeinem Ende nahe. Ihre Schweſtern denk ich auf der Heimreiſe und Sie leben wahrſcheinlich unter Ihren muſikaliſchen Freunden. All das zuſammengenommen erachtete ich es für beſſer Sie in Ruhe zu laſſen und die Antwort auf Ihren lieben Brief vom 29. April aufzuſchieben. Zunächſt einige Worte des Dankes für die Überſetzung von Minghettis Aufſatz. Wie ſich in dem Menſchen das allerverſchiedenſte zuſammenfindet!! Ein Staatsmann des allermodernſten Gei-

ſtes und Zuſchnitts iſt oder entpuppt ſich hier als warmer, ja als einſichtsvoller Lobredner des Mittelalters und zwar ſo, daß ich bekennen muß, was ich ſo hie und da in unſeren Kunſtjournalen leſe, hält dagegen keinen Vergleich aus. Auf einzelnes kann ich leider nicht eingehen, denn ein Briefbogen iſt nur zu bald vollgeſchrieben. Ich kann Ihnen nur ſagen, Sie haben mir ein ſehr ſympathiſches Geſchenk damit gemacht und wie ich ſchon erwähnte, ſich durch die Überſetzung ein Verdienſt erworben.

Ein ſonderbares Begegnen der Gedanken möchte ich es nennen, daß zu gleicher Zeit, wo Sie mir über den Pedantismus der deutſchen Kunſthiſtoriker klagen, ich einen Aufſatz angefangen habe, welcher die Unzuverläſſigkeit dieſer Herren und den Schaden beſpricht, den ihre Wortführerſchaft angerichtet hat. Sollte er beendet werden, ſo wüßte ich abermals nicht wohin damit, denn die Erfahrung habe ich längſt gemacht, jeder gegenſeitigen Anſicht ſind die Türen verſchloſſen. Darum iſt es praktiſcher Goethes Spruch zu befolgen: Sucht nur die Menſchen zu verwirren ..... Nun machen Sie ſelber den Schluß: weil, wollte ich es tun, mir Ihre Menſchenwohl hoffende Seele gram werden könnte und das will ich nicht! Zu dem Appartamento Borgia war ich nur wenige Male und beſinne mich nicht auf die erwähnten Fresken, teile aber über Pinturicchio ganz Ihre Anſicht. Sein Leben fiel gerade in einen Wendepunkt des Geſchmackes, was ein Nachteil für ihn war. In Ihrem vorletzten Brief wünſchen Sie ſich die Mittel aufſtrebenden Kunſttalenten Arbeit geben zu können.

Wiſſen Sie, was ich tun würde, wenn ich in ſolcher Lage wäre? — Einen Konkurrenzpreis ausſchreiben für zwei Typen: für den Kopf der Fortuna und — erſchrecken Sie nicht — des Luzifer. Eine ſehr hohe Aufgabe, bei der ich im Zweifel bin, ob wir einen Bildhauer fänden, der die Kraft hätte ſie zu löſen. Nachdem wir hier die Abgüſſe von einigen der Funde zu Olympia haben, werde ich nur noch geſpannter, ob bald eine Revolution in dem Gebiet der Archäologie ausbricht, infolge welcher die bisher über alles geprieſenen Antiken, z. B. der Belvederſche Apoll, ihre innegehabten Throne verlieren. Aber ich habe nur wenig Raum und will dieſen benützen, um nach Ihrem Befinden zu fragen, das Sie, wie ich zu meinem Leidweſen ſehe, nicht ganz zufriedenſtellt. Sie ſind doch noch lange nicht am Ende und Gott erhalte Ihre Kräfte, um noch recht viel wirken zu können.

Auch räumlich weit getrennt bleibe ich Ihnen treu in Gedanken als Ihr alter Freund aus der Lebensfrühe

Ruhl.

Villa Angri Poſilipo, Napoli 26. Mai (1880)

Verehrter Freund!

Ihre freundlichen Worte, welche Sie dem Brief an Louiſe beilegten, erhielt ich noch in Rom, und es freute mich innig daraus zu ſehen, daß Ihnen die Überſetzung etwas Vergnügen gemacht hatte. Ich hätte Ihnen auch ſchon wieder geſchrieben, wäre nicht meine Abreiſe da-

zwiſchen gekommen, und dann der Aufenthalt in der Fremde, der doch immer mehr oder weniger zeitraubend iſt. Zuerſt war ich mit Madame Minghetti zwölf Tage in Taſſos Heimat, in dem göttlichen Sorrent. Wer kann die Wunder dieſes Landes beſchreiben? Die ganze Küſte, meilenweit entlang, war die Luft vom Duft der Orangenblüten erfüllt, welchen man wie einen neuen ätheriſchen Lebensſtoff einſog. Und dieſes Grünen und Blühen aus allen Felſenritzen hervor! Und dieſe maleriſche Felſenküſte mit ihren unzähligen kleinen Buchten, in denen das Meer in kriſtallner Klarheit ſpielt und die weite blaue See mit den träumeriſch emporſteigenden Inſeln und das glänzende Neapel gegenüber und der Veſuv, der wie ein Opferaltar die Rauchwolke des ewigen Opfers zu den Unſterblichen hinaufſchickt — ja, da ſagt man es manchmal doch leiſe vor ſich hin: „Das Leben iſt doch ſchön!“ — Aber gerade dieſe unſagbare Schönheit macht nicht übermütig, nicht genußſüchtig, ſtärkt die Gewalt des blinden Willens nicht wie manche meinen. Sie ſtellt im Gegenteil die innere Harmonie her und die Einheit mit der Natur, welche der finſtere Norden uns in ewigem innern Proteſt zerreißt. Man würde ſich hier ſtill niederlegen, um ſich lächelnd aufzulöſen in den großen Akkord der Welt. — Ich war wieder ſo beglückt von dem Zauberort, daß ich die Schweſtern alsbald beredete mir nachzukommen, um womöglich hier die gehoffte Stärkung zu finden, welche Rom diesmal verſagte. Sie kamen auch wirklich und ich inſtallierte ſie dort aufs beſte. Dann ging ich zu meinen Freunden* auf dieſe Seite des Golfs,

* Richard Wagner und ſeine Familie.

wo es auch herrlich iſt, aber doch nicht ſo ſchön wie in Sorrent. Hier freilich erſchließt ſich nun, neben den Zaubern der Natur, das zauberiſcheſte Geiſtesleben von einem genialen Manne, von einer wunderbaren Frau und von holdeſten Kindern ausgehend, ein Leben, in dem auch Sie ſich heimiſch und wohl fühlen würden, wenn Sie es kennten, da Sie es ſicher, durch den ſo falſchen Ruf falſch unterrichtet, nicht im rechten Lichte ſehen. Ihr Freund Arthur* iſt auch der Prophet dieſes Hauſes, und ſeine Schriften begleiten die Familie überall hin.

Die Überſetzung des Minghettiſchen Artikels über die Schüler Raffaels beende ich morgen und ich denke, die erſte Hälfte iſt jetzt bereits gedruckt. Sobald ich ſie habe, werde ich ſie Ihnen ſchicken. Was mich immer bei Betrachtung jener Zeit ergreift iſt das, wie auffallend ſich damals die hohe einzige Bedeutung der Kunſt zeigte; im Leben war das Ideal geſcheitert und alles war finſter und grauenvoll geworden, da flüchtete ſich das ideale Streben in die Kunſt. Wird unſere Menſchheit nicht auch wieder den Drang fühlen ſich eine ideale Heimat zu ſchaffen oder wird ſie in der Selbſtbefriedigung des Philiſtertums ſtecken bleiben? Chi lo sà! Einſtweilen müſſen wir uns an die Vergangenen halten und an die Natur. Seien Sie tauſendmal gegrüßt und wenn es Ihnen ſo ums Herz iſt, erfreuen Sie mich bald mit einigen Zeilen.

Malwida.

* Schopenhauer.

Kaſſel, 29. Mai 1880

Wenn Sie, meine liebe, verehrte Freundin, ſo recht eine Vorſtellung davon hätten, was aus Ihrer und meiner Vaterſtadt mit den Jahren geworden iſt, ſo würde es mir bei Ihnen ſicherlich zur Entſchuldigung dienen, wenn ich als gefangner Vogel dem Drang der Freiheit nachgebend, mir eine andere Welt ſuche und wäre es auch nur eine phantaſtiſche, an der außer ihrem Schöpfer wohl niemand Geſchmack finden wird. Zu meiner Beruhigung ſage ich mir, dieſe Beſchäftigung bringt niemand Schaden und nutzt — wenn auch nur im Kleinen — noch den Papierfabriken. „Doch du warſt mein Zeitvertreib, goldne Phantaſie ... baute manch kriſtallne Schloß und zerſtört' es auch. ...“ Da haben Sie den nächſten Grund der Entſtehung der Groteske; den fernerliegenden kenne ich ſelbſt nicht und dieſes Nichtkennenſollen iſt der harte Felſen, an dem ſich die Grübler den Kopf zerſtoßen. Ihr Urteil iſt das einer gütig nachſichtigen Freundin; ich wollte Sie wären hart geweſen gegen mich und meine poetiſche Produktion, hätten mir die Fehler aufgewieſen, hätten auf das gedeutet, was noch daran zu verbeſſern wäre. Nichts von allem, was ich je gemacht habe, darf von mir Schutz erwarten, wie ich aus Schillers Briefwechſel ſehe, der ſich ſo viel Mühe gibt ſeinen Don Carlos zu verteidigen. Das Übermaß elterlicher Liebe ſchadet den natürlichen Kindern ebenſoſehr als den poetiſchen, an denen man wenigſtens keinen Mord begeht, wenn man ſie zu anderem Wuſt wirft. Sie fragen mich, ob ich ans Druckenlaſſen gedacht hätte? Und ſo

ſage ich denn: in manchen Augenblicken allerdings. Gott bewahre mich dafür, mehr ſcheinen zu wollen als ich ſein kann. Dann auch, liebe Malwida, müſſen Sie dem bei mir ſo dringenden Bedürfnis, geiſtig tätig zu ſein, etwas zugute halten; darum möchte ich wohl wiſſen, was Sie dazu ſagen, was ich Maria* als Hellſehende über die Ehe und den Kuß denken laſſe. Es mußte nach Form der Erzählung ſo knapp als möglich bemeſſen werden. Aus Freundſchaft las ein ſehr gelehrter Philolog die Groteske, und wie ich glaube, mit Widerſtreben durch, und es ſchien, daß er nicht recht wußte, was er daraus machen ſollte, ſo daß ich ihm bemerkte, er wiſſe ja, daß im Feld zu Zwehren jetzt ein Narrenhaus auf Staatskoſten gebaut werde, es ſei immer möglich, daß dieſer Bau Einfluß auf mein Erzeugnis gehabt haben könne. Vorab nahm er an der Hofrätin Tyche Anſtoß und begehrte zu wiſſen, was ich mir unter der gedacht hätte. So gepreßt, erwiderte ich: eine Art Sokratiſchen Genius! Einen inneren Lebensführer. Damit war er aber nicht zufrieden. Daß Tyche eine Geſtalt der Inſpiration iſt, die nie reflektiert, ſondern unmittelbar gibt, darum auch oft den Beſchenkten ſelbſt unklar bleibe, das beizufügen, blieb keine Zeit. Ich habe das oft an mir ſelbſt erfahren. Vor einigen Jahren fing ich eine Zeichnung nach ſolch einer Inſpiration an, die dann liegen blieb, da hier zur Ausführung jegliche Mittel fehlen. Ich will ſie Ihnen beſchreiben, wenn Sie es erlauben. Rechts im Bild der Baum der Erkenntnis, nahebei eine weibliche Figur, die der Schlange den Apfel abnimmt, aber ganz anders charakte-

* Geſtalt aus der „Groteske".

riſiert wie unſre Stammutter, nackt, aber nicht lüſtern, was ich haſſe, wenn es nicht religiöſes Symbol iſt. Sie ſchwebt halb ſitzend in den Zweigen, Kopf und Blick gedankenvoll hingewendet nach einem Mann im Philoſophenmantel, der einen Menſchenſchädel in der Hand hat und betrachtet. Weiter nach links ein Sarkophag, aus dem Flammen aufſchlagen und darüber eine aus dem Rauch ſich bildende dämoniſche Figur, die mit der Rechten nach aufwärts deutet. Mir haben immer die Bilder am meiſten gefallen, die zum Denken auffordern; es beweiſt, daß ſie einen Inhalt haben. Ich weiß gar wohl, daß dieſes eine Kontroverſe iſt, aber dem Satz, daß ein Kunſtwerk ſich ſelbſt erklären ſolle, kann ich nicht beitreten. Es geht auch nicht an, ihn allgemein zu machen; das widerlegt ſich ſchon aus einer Beſichtigung der Galerien, und die gefeiertſten Werke Raffaels, der immer zitiert wird, um mit dem Namen den Widerſpruch zum Schweigen zu bringen, widerſprechen dem. U. a. die Stanzen. Überhaupt hat die bildende Kunſt ihre eigenen Geſetze und die laſſen ſich nicht generaliſieren. Daß etwas vortrefflich iſt, hängt an tauſend Dingen, die ſich nicht völlig deutlich machen laſſen. Man muß das Organ dafür haben. Im ganzen kann man ſagen, alles was wahrhaft ſchön iſt, iſt auch künſtleriſch verwertbar. Doch Sie wiſſen das alles beſſer als ich und haben überdies das Glück, damit umgeben zu ſein. Nicht zu vergeſſen: jede Zeit ſtellt im allgemeinen das ihrem Geſchmack — auch ihrer Denkungsart — Entſprechende dar. Die gegenwärtige gibt der Pöbelmalerei den Vorzug, das iſt freilich traurig genug; wohin kommt man aber, wenn man

die Götter vertreibt? So haben ſie uns denn auch mit Recht verlaſſen.

31. Mai

Ich war en train, Ihnen manches noch über die beiden Auroren zu ſagen, womit Sie mir ſo viel Freude gemacht und durch den Vergleich beider Bilder mir eine Stunde fruchtbarer Betrachtung geſchenkt haben, da kommt aber gerade am heutigen Morgen Ihr ſchöner reichhaltiger Brief aus Neapel an und nun geht das nicht mehr. Mit ungeduldiger Spannung erwarte ich nun Ihren mir angekündigten Artikel über die Schüler Raffaels. Da ich mich vor Häreſien nicht ängſtlich beweiſe, ſo geſtehe ich ſonder Scheu, der große Giulio* ſagt mir mehr zu als ſein Meiſter, und ich halte ihn für fruchtbarer, für unerſchöpflicher an Reichtum der Ideen, aber auch für titaniſcher, für wilder und fortreißender. Das iſt den meiſten fremd, ſie fürchten ſich vor der Mühe ſich in ihn hineinzudenken. Sie erraten ſchon, daß ich an ſeine Bauten und Malereien zu Mantua denke, wobei ihm leider keine Zeit gelaſſen wurde, ſo daß er eben nur die Gedanken angeben konnte. Herrn Minghettis Urteil über ihn wird mich, wie Sie denken können, ſehr intereſſieren. Ihr Bild von dem Veſuv iſt wunderſchön gedacht: es erinnert mich daran, daß auch das Beſte, was wir zu den Unſterblichen hinaufſenden, doch nur Staub und Aſche unſeres Selbſt iſt, die vermöge ihrer Schwere wieder zur Erde zurück muß, welche von dem ihrigen auch kein Atom entläßt. Wenn ich auch gar wohl ein-

* Giulio Romano.

ſehe, daß meine Briefe ſich neben den Ihren wie der Schatten zum Licht verhalten, ſo ſchreibe ich Ihnen darum doch, denn ich gehöre nicht der großen Zahl derer an, die eine Verkleinerung ihrer Perſon nicht zu ertragen gelernt haben und lieber, wo ſie das finden, die Flucht ergreifen. In der Finſternis allein zu glänzen iſt fürwahr ein trauriges Geſchick; doch das iſt beſeligend, unter tauſenden von leuchtenden Sternen ſich mit der Sehnſucht, immer wachſen zu können, als das kleinſte Licht zu wiſſen. Ich halte es unter ſo vielem Unglück auf Erden nicht für das geringſte, daß der Menſch — wie man ihm einredet — an die Spitze der Geſchöpfe geſtellt iſt und alſo keine bevorzugteren Naturen zum Lehrer haben kann, als bis die Stunde der Befreiung kommt. Das Tier iſt darin glücklicher, denn es hat höhere Intelligenzen neben ſich, die es lieben, denen es ſich anſchließen, von denen es belehrt, vollkommener werden kann. Si Dieu veut punir, il ne fait que brouiller les rangs: das gilt für mich ſo gut auf Erden wie im Himmel. Neid hat die Engel ſelbſt geſtürzt und finſter gemacht. Und nun zumal uns arme Adamskinder, ich wüßte nicht, wie man die beneiden könnte, aber das weiß ich genau, wie ſehr ſie zu beklagen ſind.

Hoffend, recht bald wieder etwas von Ihnen zu hören, wünſche ich Ihnen, meine liebe, gütige Freundin, den ungetrübteſten Genuß in Ihrem Paradieſe und tue was ich kann, um es mit Ihnen in der Rückerinnerung nachzugenießen. Herzliches und Beſtes an die Schweſtern, an denen Sie ein wahrhaft gutes Werk getan haben. Meine Wünſche begleiten Sie allerwege, und gehen ſie in Er-

füllung, ſo wird Ihnen wenig zum Glück fehlen. Nur noch einen warmen Gruß in das Land meiner Träume! Und auf Wiederſehen Ruhl.

Neapel, 15. Juni (1880)

Verehrter Freund, noch einmal ehe ich von dieſem Elyſium ſcheide, muß ich Ihnen einen Gruß von hier ſenden und den innigſten Dank für Ihren ſchönen, inhaltreichen Brief.

Zunächſt möchte ich nun die Veröffentlichung der Groteske und des Artikels über die Kunſthiſtoriker befürworten. Wenn man erſchrickt über die Menge des Unſinns und des verwerflichſten Zeugs, welches gedruckt wird, ſo verlangt man um ſo mehr danach, die Wenigen reden zu hören, welche ein ernſtes gewichtiges Wort zu ſagen haben. Es gehört gewiß mit zu den ſchlimmſten Schäden unſerer Zeit, daß ſo viele ſchreiben und daß ſo viel geleſen wird, und was geſchrieben und was geleſen? Der Dünkel der Halbbildung iſt ein furchtbares Übel. Wenn ich es oft mit tiefer Beſchämung und Trauer fühle, wie wenig ich weiß, ſo tröſtet mich doch der Gedanke, daß eine einzige Idee, die uns wirklich ſelbſt angehört, beſſer iſt als dieſe ganze aufgehäufte Gelehrſamkeit, welche keine eigene Frucht im Gehirn erzeugt. Ihr Urteil über Giulio Romano hat in mir den längſt gehegten Wunſch erneut, ſeinetwegen mich in Mantua aufzuhalten, wo ich bis jetzt nur immer durchgefahren bin. Ich werde ſuchen, meine Reiſe ſo einzurichten und die Schweſtern dazu zu überreden, daß wir von Rom bis

Mantua fahren und dort uns aufhalten, anſtatt an einem andern Ort. Noch ſind ſie in Sorrent und ſehr entzückt von dem Aufenthalt, aber übermorgen kehren ſie nach Rom zurück und ich verlaſſe trotz des Proteſtes meiner Freunde dies Heſperidenland und gehe mit nach Rom, um dann mit ihnen weiter zu ziehen. Denn das eine, was ſtärker iſt als der Tod — die Liebe — zieht mich wieder über die Alpen, und zwar diesmal nach Frankreich, wo meine geliebte Olga eine Villa in der Nähe von Paris genommen hat, um den Sommer da gemeinſchaftlich zuzubringen. So ſchrecklich mir das weite Reiſen und beſonders nach Norden iſt, ſo fühle ich es doch als eine Herzenspflicht, ſolange ich es noch kann, zu ihr zu gehen, denn ich weiß, daß ich in ihrem Leben eine Bedeutung habe wie in keinem andern Leben.

Bei meinen Freunden hier iſt jetzt ein junger Hausfreund, deſſen Eltern und Großeltern Ihnen, ſo denke ich mir, bekannt geweſen ſein müſſen, weshalb es Sie vielleicht intereſſiert, von ihm zu hören. Es iſt Joukowsky, der Sohn des gleichnamigen ruſſiſchen Dichters, welcher Erzieher des jetzigen Kaiſers war, und Enkel Reuterns, von deſſen Malertalent häufig die Rede war im elterlichen Haus, wie ich mir lebhaft aus meiner Jugend erinnere. Der Vater und Großvater ſind längſt tot; der Großvater iſt in den Armen dieſes Enkels geſtorben, der ihn leidenſchaftlich liebte. Der Enkel iſt auch Maler und hat gewiß ein großes Talent, nur hat er etwas zu viel ſlawiſche Indolenz, und da er unabhängig war von früher Jugend an, hat er bis jetzt das Leben ein wenig zu ſehr bloß äſthetiſch verträumt. Hier hat er ſich nun mit

Wagners, die er ſchon früher etwas kannte (er iſt begeiſtert für Wagners Werke) innigſt befreundet, will mit nach Bayreuth ziehen und iſt bereits damit beſchäftigt, Skizzen zu den Dekorationen für Parſifal zu entwerfen, wo er namentlich zu dem Zaubergarten Klingsors, der eine ſüdliche, beſtrickende Blumenpracht enthalten muß, hier die entzückendſten Motive findet und ſeine Studien macht. Es wird nun doch wieder ernſtlich an die Aufführung des Parſifal gedacht, und wenn es möglich wäre, wünſchte ich ſehr, dies noch zu erleben. Denn wenn die Kunſt als heilig wieder auferſtehen kann, ſo iſt es hier geſchehen. Die Mythe hat wieder Geſtalt gewonnen und das Symbol iſt erfüllt mit dem tiefſten göttlichſten Ernſt, der in Wort und Ton das einzig welterlöſende Evangelium der Liebe verkündet.

Im hieſigen Muſeum, welches ich von früher her ziemlich genau kenne, war ich neulich wieder und wurde diesmal am meiſten frappiert von einem unvollendet gebliebenen Bild von Tizian: Paul III. (Farneſe) mit ſeinem Neffen und einem Kardinal. So etwas von Meiſterſchaft wie den Kopf des Papſtes kann man ſich kaum vorſtellen; die Darwinſche Theorie behauptet ſich da glänzend, denn es iſt der vollkommene Affe, nur mit dem Ausdruck der Schlauheit eines Fuchſes. Das ſind wahrhaft hiſtoriſche Bilder, denn ſolche Charakteriſtik von Perſönlichkeiten charakteriſiert ganze Epochen. Leben Sie wohl für heute, teurer Freund. Tauſend Grüße

Malwida.

Kaſſel, den 5. Juli 1880

Verehrte, liebe Freundin!

Wie immer, ſo hat mir auch dieſes Mal Ihr ſchöner Brief vom 15. vor. Monats eine Freude gemacht, die mir jetzt nur noch ſelten gewährt wird. Daß ich dieſes Ihnen höchlichſt danke, werden Sie mir glauben. Nun aber kommt eine Bitte: loben Sie mich nicht, an dem nichts zu loben iſt. Gelobt, bekomme ich immer einen Schrecken vor mir ſelbſt, daß ich den Anforderungen, die ich an mich ſtelle, doch ſo gar nicht entſpreche und ſehr hat man ſich zu hüten, nicht zu denen zu gehören, von welchen Platen ſagt „ein jeder glaubt ein All zu ſein, und jeder iſt im Grunde nichts!“ Dieſe innere Beſcheidenheit hat übrigens mit der äußerlich erſcheinenden nichts zu tun, ſie gehört einer anderen Sphäre an, einer unleiblichen, für welche es ſich dann doch am Ende lohnt, wenn nicht allein, doch zumeiſt gelebt zu haben. Dieſes ſage ich der Idealiſtin. Meine Briefe an Sie ſind Ergüſſe des Augenblicks, wollten ſie mehr ſein, ſo hörte das Schreiben auf. In meiner Jugend betrachtete ich oft einen alten Kupferſtich von Ridinger; ein wütender Löwe rollt eine für ſein Maul zu große Kugel; was er auch anfängt, um ſie aufzuheben, iſt vergebens: ſein Grimm gilt nur der fortrollenden Bewegung. Ich mußte ſehr alt werden, um den Sinn des Bildes zu verſtehen. In der Kugel ſehe ich jetzt die großen Fragen, welche uns das Erdenleben vorlegt mit der Abſicht, ſo ſcheint es, daß ſie uns eine Beſchäftigung geben, die oftmals bald aufregt, bald melancholiſch macht. Am Ende aber erkennen

wir doch, daß die Fragen uns mit der Abſicht gegeben ſind, unſer trauriges Mittelmaß auf der Stufenleiter der Weſen gewahr zu werden.

So ſpreche ich zu mir ſelbſt! — Und jetzt zu etwas anderem, zur Beantwortung Ihres Schreibens. Ich muß Sie mir alſo wieder als verſchieblichen Punkt auf einer weit ausgedehnten Linie denken, halb und halb unerreichbar und in ganz anderen, mir fremden Verhältniſſen, und noch habe ich, was mir doch ſo erwünſcht wäre, keine deutliche Vorſtellung von Ihrem römiſchen Beſitztum, an das ich hundert Fragen knüpfen könnte, deſſen Lage ich mir zu vergegenwärtigen ſuchen würde, wäre der große Noltiſche Plan von Rom nicht eingepackt und ſo ſeit Jahren unzugänglich, dort würde ich auch die Villa Cölimontani finden, die Platners Rom nicht anführt. Wenn ich Ihnen ſage, daß ich dieſe Zeilen an einem Julitage ſchreibe, der einem November gleicht, ſo begreifen Sie gewiß, wie ſich mir im Geiſt dieſe einzigen Gärten Roms verklären. Ich ſehe, daß Sie Mantua auf Ihrer Reiſe berühren werden und denke mir Sie etwas enttäuſcht von den Malereien, die für den erſten Anblick etwas Rohes an ſich tragen, weil man ſo unvorbereitet in jene Zeit zurückgeführt wird, wo ſich die Bedingungen ihres Entſtehens zuſammenfanden. Bedingungen, die nie wiederkehren werden und die ſo fein gefühlt, ſo ſcharf ausgeſprochen ſind in dem Aufſatz, den ich Ihrer Güte verdanke. Das Feld der großen Kunſt iſt nur noch ein Totenfeld voll Heldengräber. Man wird mir darauf entgegnen: bah! Das ſind die Anſchauungen eines alten Mannes und nichts weiter.

Ich hatte dieſe freie Stelle auserſehen, um mich nach Ihren verehrten Schweſtern zu erkundigen, und ſiehe, da kam mir geſtern abends 9 Uhr Ihr Brief und heute morgen der Abdruck von Minghettis Aufſatz zugeflogen. Damit mein warmer Dank nicht erkalte, ſende ich dieſe Zeilen ſogleich ab, welche, wie ich hoffe, Sie von der Reiſe ausgeruht und wohl antreffen. Mit angelegentlichſten Grüßen in treuer Geſinnung ſchließend als Ihr alter

Freund R.

München, 3. Juli (1880)

Verehrter Freund, wie ſehr lockte es mich, einmal ſo nahe, dem teuren Jugendfreund einen Beſuch zu machen; aber es geht doch nicht, ſchon zu lange hat ſich die Reiſe hingezogen und nicht nur mahnt der ermüdete Körper an das ſo bald als möglich zu erreichende Ziel, ſondern es drängt auch die Zeit, da Olga aufs neue Mutter werden wird und uns nur kurze Zeit bleibt, als Lohn der weiten Reiſe, ruhig miteinander zu verkehren. Ich habe einen ungeheuren Umweg gemacht, habe dafür aber auch die Beruhigung, den Schweſtern die Reiſe erleichtert zu haben. Wir blieben nämlich auf meinen Wunſch in Mantua, und auch die Schweſtern haben dies nicht bereut. Allerdings kann man überhaupt nur wagen, über Giulio Romano zu reden, wenn man dort war. Daß ich ihn Raffael vorzöge, kann ich nicht ſagen; es fehlt ihm jener Hauch holdſeliger, keuſcher Anmut, welcher ſeines Meiſters Geſchöpfe verklärt; er iſt realiſtiſcher, aber zuweilen zu ſinnlich und dabei hart und unſchön; ich glaube aber, daß an den Fehlern des Kolorits und der Model-

lierung wohl ſehr viel ſeine Schüler ſchuld ſind, denn da wo er ganz allein gemalt hat, iſt das alles nicht vorhanden. Der Reichtum und die Kühnheit ſeiner Phantaſie aber ſind außerordentlich, und an der Neigung zum Koloſſalen merkt man, daß Michelangelo ſchon ſehr auf ihn gewirkt hat. Wo er aber ganz wundervoll iſt, das iſt in den Grotesken, Arabesken, dem Ornament überhaupt. Man muß ſtaunen über die Reihe der Gemächer in den beiden Paläſten mit ihrer unerſchöpflichen Mannigfaltigkeit und Pracht, und es ſcheint mir, daß man hier im allgemeinen erſt ganz ſich eine Idee machen könne von der Blütezeit der Renaiſſance und der Art, wie jene kunſtſinnigen, wahrhaft hochgebildeten Menſchen wie Iſabella Gonzaga und ihresgleichen das Leben aufzufaſſen verſtanden. Welcher Jammer, dieſe weiten Prachträume jetzt leer ſtehn zu ſehn in öder Einſamkeit. Das Munizipium hat freilich den Palaſt Te angekauft und tut etwas für die Konſervierung, aber es wird demnächſt die köſtlichen Säle, wo Amor und Pſyche feiern und die Götter des Olymp das Titanengeſchlecht zermalmen, zu irgendeiner induſtriellen Unternehmung oder im beſten Falle zu einer Schule verwenden. Das iſt das Los des Schönen auf der Erde! Überhaupt das arme Mantua! Eine Wüſte ohne irgendwelche Reſſource für die Einwohner.

Bald aber hätte ich einen alten edlen Freund vergeſſen, den herrlichen Mantegna, den man auch in Mantua recht erkennen lernt. Das Zimmer mit den Porträts der Gonzaga iſt ein wahres Kleinod. Hier iſt ſo viel naive Treue und Einfalt im Realismus, daß er ſich zu wahrer Idealität erhebt.

Colline Celle Saint Cloud
Bougival près Paris, 8. Juli

Heute erſt, nachdem ich ein wenig von der weiten Reiſe ausgeruht bin, komme ich dazu, dieſe Zeilen abzuſchließen, indem ich zugleich den erſten Teil des Minghettiſchen Artikels* ſende, deſſen unzählige Druckfehler ich etwas korrigiert habe. Der zweite Teil folgt in dem Juliheft.

Ich ſehe mit Grauen auf den Verlauf dieſes Sommers hin, denn Sonne, Wärme und all die beglückenden Einflüſſe der himmliſchen Natur blieben hinter den Alpen zurück, ſo daß es mir ſcheint, als wäre der Sommer ein längſt auf bunten Schmetterlingsflügeln entflohener Traum, und ich, die ich nur daran geſunde, vom Morgen bis Abend in milden Lüften im Freien zu ſein, zu leben, zu arbeiten, ich muß in warme Kleider eingehüllt im Zimmer ſitzen und mit tiefem Mitgefühl der armen Menſchheit denken, die in ſo unnatürlichen Klimaten den verzehrenden Kampf ums Daſein kämpfen muß. Im Haus freilich beſitze ich, was ich noch Liebſtes auf der Welt habe. Die Kinder ſind engelhaft, beſonders das kleine Knäblein mit den ernſten dunklen Augen raffaeliſcher Kinder und hellblondem Lockenhaar; aber viel Ruhe laſſen ſie mir nicht, da ich freilich eine ſchwache Großmutter bin und ihrem Locken nie widerſtehen kann. So muß ich mir den Spruch vorſagen, den Wagner einem Freund unter ſein Bild ſchrieb:

* Die Schüler Raffaels, Deutſche Revue Juni 1880.

Es iſt nun einmal ſo,
Wie möcht es anders ſein?
Ob trüb davon, ob froh,
Wir ließen uns drauf ein.

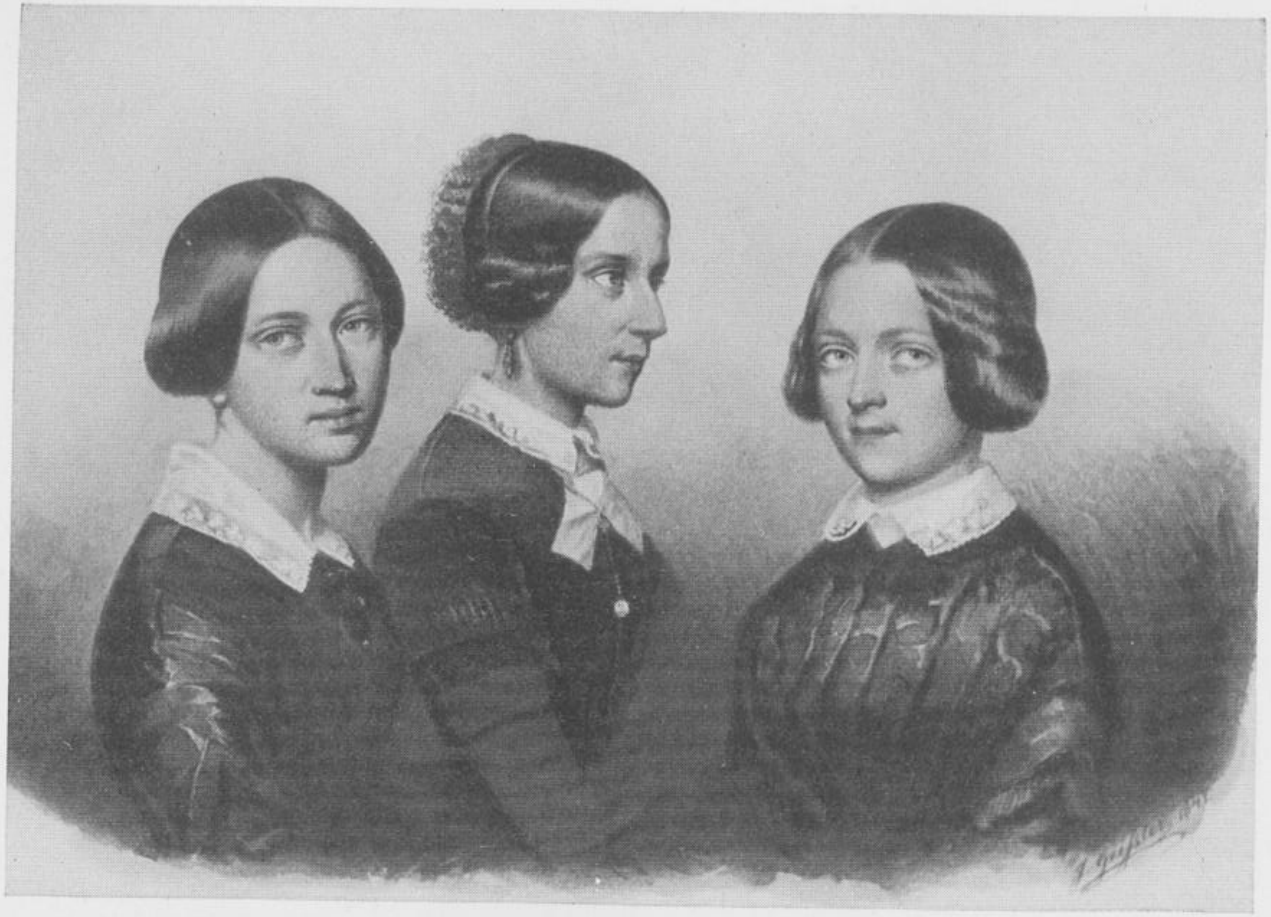
Leben Sie wohl für heute, teurer Freund, und erfreuen Sie mich bald wieder mit Nachricht.

Ihre Märchenfrau.

Colline Celle St. Cloud
par Bougival près Paris, 30. Juli (1880)

Verehrter Freund!

Ich wartete von Tag zu Tag auf die zweite Hälfte des Artikels, um Ihnen denſelben zuzuſenden, allein die ſehr nachläſſige Redaktion hat ſie mir noch nicht geſchickt und nun will ich nicht länger anſtehen, auf Ihren ſo lieben Brief vom 5. Juli zu antworten. Ich erinnere mir gar nicht Sie gelobt zu haben, was man ſo loben nennt! Ich glaube, ich habe nur geſagt, daß mir Ihre Briefe ſtets Freude, Genuß und Belehrung bringen, gerade ſo wie ſie ſind „Ergüſſe des Augenblicks" und nichts anderes; daß ſie mir tönen wie Klänge aus einer fernen Heimat, und das iſt ganz wahr und verletzt in nichts die innere Beſcheidenheit, von welcher Sie ſprechen und deren volle Schwere ich ſehr wohl kenne. Wir kommen ja faſt aus derſelben Zeit, und das Geſchlecht, das heute lebt, iſt uns fremd und ſeine Beſtrebungen ſind uns gleichgültig. Zu uns wehte noch ein Hauch von einer vergang-



Die drei Schweſtern Meyſenbug

nen großen Zeit herüber und war uns Heimatluft; einer Zeit, wo das Schöne die Krone des Lebens war und von uns als heilig empfunden wurde; mich führte das Leben weitab von dieser Heimat und ich sah den immer materieller werdenden Beschäftigungen der folgenden Generationen zu und nahm eine Zeitlang teil daran, weil ich glaubte, daß es sich um die Verwirklichung eines Ideals handelte. Aber jener Glockenklang der versunkenen Heimat hörte nie auf in meinem Herzen zu tönen, und jede Stimme, die mir von dorther kam, erfüllte mich mit Freude und Heimatswonne. So war es mir mit Ihnen, und wenn meine Worte Ihnen einen anderen Eindruck machten, so bitte ich es mir zu verzeihen und mich darum nicht der Freude, welche Ihre Briefe mir gewähren, zu berauben.

Ich bin nun schon wieder an die grauen Himmel des Nordens, an das einförmige Grün, an das herbstliche Wehen gewöhnt; das eingesaugte Licht ist ausgegeben und das Auge bestrebt sich, diesen kalten Bildern auch einen Reiz abzugewinnen, so wie man sich in wärmere Kleidung hüllt und die paar guten Stunden herbstlicher Tage zu genießen sucht, heimlich im Herzen sich an der Erinnerung eines lichterfüllten Frühlings wärmend.

„Es ist nun einmal so,
Wie möcht es anders sein?
Ob trüb davon, ob froh,
Wir ließen uns drauf ein."

Hélas, darin resumiert sich ja das ganze Leben: wir ließen uns drauf ein; ob gezwungen oder freiwillig, das

iſt einerlei; es kommt nur darauf an, es mit ſo viel edler Reſignation als möglich durchzuführen.

Ich bin noch immer in Gedanken mit den in Mantua geſehenen Gemälden Giulio Romanos beſchäftigt. Es geht mir meiſt ſo, daß ein großer Eindruck mich nachher lange in der Erinnerung beſchäftigt und ſich mir dann erſt vollſtändig verdeutlicht. Auch hatte ich mir mitgenommen, was ich von Photographien dort finden konnte und ſtudiere ihn daran noch nachträglich. Der Reichtum an Phantaſie und Erfindung iſt unerſchöpflich und je mehr ich mich in ihn verſenke, je größer wächſt mir ſein Genius herauf. Ich möchte nun noch einmal nach Mantua gehen und mit den gewonnenen Reſultaten meiner inneren Anſchauung die Sachen wieder ſehen. Ich war auch etwas von den Schweſtern beeinflußt, die ſich von ihm abgeſtoßen fühlten.

Bitte, ſchreiben Sie mir noch über ihn, ſowie über die beiden Auroren, worin Sie leider durch die Ankunft eines Briefes von mir unterbrochen wurden. Sie glauben nicht, wie wichtig mir das alles iſt, da ich nach dieſer Seite hin noch eine eifrige Schule mit mir ſelbſt durchmache, weil ich ſo große Lücken fühle und zu einem möglichſt vollſtändigen Abſchluß darüber in mir kommen möchte. Auch über die eigentliche hiſtoriſche Malerei möchte ich noch ganz ins Klare kommen. Mir ſcheint es immer ein mißliches Ding, bloße hiſtoriſche Momente darzuſtellen, wenn man der Zeit fern ſteht und weder den wahrhaftigen Eindruck der Perſönlichkeiten, noch der Tracht und Umgebung und des ganzen Gebarens der Zeit hat. Wenn ein ſolches hiſtoriſches Bild uns intereſſieren und ergrei-

fen ſoll, ſcheint mir, kann es das nur dadurch, daß es einen Moment darſtellt, in dem ein ewig menſchlicher, ſeeliſcher Vorgang, ethiſcher oder geiſtiger Natur, ſich ausſpricht. Es iſt das ähnlich ſo wie mit dem hiſtoriſchen Drama. Im Don Carlos feſſelt uns auch nicht die hiſtoriſche Geſtalt, die völlig unwahr iſt, ſondern der liebenswürdige Jüngling, welcher in einem tragiſchen Konflikt untergeht und Philipp II. wird uns zur künſtleriſchen Figur, weil der Dichter mit feinſter pſychologiſcher Empfindung ein ſolches Moment, wie ſein Zuſammentreffen mit Poſa, an ihn herantreten läßt. Anders iſt es mit jenen großen Künſtlern, die ihre Zeit malten wie die Mantegna, die Ghirlandajo, die Veroneſe und andere. Oder mit den hiſtoriſchen Dramen Shakeſpeares, der jenen Zeiten noch ſo nahe ſtand, daß er noch ihren Pulsſchlag fühlen konnte. Das einzig wahre, reiche Feld der großen Malerei ſcheint mir doch nur der Mythos, ſei es der heidniſche oder der chriſtliche, und deshalb wohl hauptſächlich haben wir keine große Kunſt mehr, weil die Menſchen in der irdiſchen Erſcheinung kein Göttliches mehr ahnen, nicht mehr das Weſentliche im Zufälligen, das Ewige im Wechſelvollen ſuchen.

Bitte, ſagen Sie mir, wieweit ich recht oder unrecht habe. Wir führen hier ein Einſiedlerleben, nur durch die fröhlichen Stimmen dreier reizenden kleinen Kinder etwas laut gemacht.

Für heute adieu, verehrter Freund, und erfreuen Sie bald mit Nachricht Ihre

Malwida M.

Kaſſel, am 18. Auguſt 1880

Meine verehrte Freundin!

Ihre mir ſo werten Nachrichten vom 30. v. M. haben mir wie alles, was von Ihrer Hand und aus Ihrem Geiſt mir zukommt, die Wohltat erwieſen, mich, wenn auch nur vorübergehend, von der Gegenwart abzuziehen und dafür ſei Ihnen recht aufrichtig gedankt. Was das Kapitel des Lebens betrifft, ſo will ich nur ſo viel noch ſagen, daß ich in der Schule des Lebens zwar viel verſäumt, dennoch aber gelernt habe, meiner Perſon einen ſehr beſcheidenen Platz anzuweiſen. Wenn ich nun Zeile für Zeile Ihrem Brief folgen will, ſo muß ich zu dem Spruch, welchen ſie enthalten, eine Bemerkung machen. Sich auf das Leben einlaſſen, heißt meiner Meinung nach: ihm einen höheren Wert beilegen, als der kürzer oder länger dauernde, zwiſchen Vergangenheit und Zukunft eingeſchobene Mittelakt, genau genommen, beanſpruchen kann. Das harte Geſetz, von der Welt leben zu müſſen, dem wir alle ausnahmslos unterliegen, läßt einem jeden doch die Wahl, ob er mit der Welt leben will oder nicht. Darin ſehe ich die hohe gewaltige Bedeutung des Zölibats; eine radikalere Verneinung des Daſeins als dieſe gibt es nicht; aber Sie wiſſen ja nun ſchon, daß dieſes mein cheval de bataille iſt und ſomit iſt weiter nichts darüber zu ſprechen.

Giulios unerſchöpflich ſprudelnde Quelle von Erfindungen wird mit der Zeit mehr und mehr zu Geltung kommen, wenn die Erinnerung das davon abſtreift, was den mitbeſtimmenden Verhältniſſen, und nicht ihm, auf

Rechnung zu ſetzen iſt. Seine Sinnlichkeit kann ich mir wegdenken, wenn ich aber darauf eingehe, ſo muß ich mir doch ſagen, es iſt ein Element der alten Götterwelt, das hier nicht mit dem Keim der Krankheit behaftet zur Verweſung des Todes, ſondern zu einer Verklärung der leiblichen Formen hinführt, wie ſie den Unſterblichen zukommt. Daneben will ich gerne eingeſtehen, daß man ein wenig Heidentum in ſich fühlen muß, um dieſen Darſtellungen gerecht werden zu können. Aber was man auch dagegen ſagen mag, die ſchöne und hohe Kunſt hat nun einmal dieſe Grundlage einer jugendlichen Weltanſchauung, und die ſpäter notwendig gewordene, ihr eine andere geben zu müſſen, behält etwas Gezwungenes, wie man das an ſo vielen Rückfällen ſehen kann. Behüte mich aber Gott dafür, Ihnen gegenüber in den Ton eines Lehrers zu verfallen. Ich denke mir, es wird ſchon ſchwer genug gehalten haben, genau zu ſagen, was Raffael im Vatikan ſelbſt, und was andere unter ſeiner Aufſicht gemalt haben: ſo wird es auch mit dem Konſtantinsſaal ſein, den Giulio ſchwerlich allein gemalt hat, wiewohl wir der Überlieferung glauben. Mißhandlungen wüſter Soldaten und Reſtaurationen haben auch viel an den mantuaniſchen Fresken verdorben. Nicht die Menſchen allein, auch die Kunſtwerke altern; dann iſt auch unſer Auge durch glatte Stahlſtiche verwöhnt und findet roh, was es nicht verſteht. Man kann ſicher ſein, daß wenn ſich eine Kompoſition mit guten Modellen als lebendes Bild wiedergeben läßt, ihm dann das abgeht, was es zum Kunſtwerk im wahren Sinne machen würde, nämlich das aus dem Geiſt Geborene und gerade dieſen Stem-

pel tragen jene Gemälde im höchſten Maße. So z. B. gehören im Beilager die beiden Teile am Körper der Pſyche offenbar nicht zuſammen; wollte man aber dieſe Linien nach natürlicher Notwendigkeit auflöſen, ſo wäre der Zauber und die Grazie ſchnell genug verſchwunden.

Sie haben ſehr recht, daß es mißlich iſt, hiſtoriſche Momente aus einer vergangenen Zeit darſtellen zu wollen. Wenn aber nun die Gegenwart der Darſtellung Würdiges gar nichts mehr bietet — und mir ſcheint, wir ſind in dieſer Lage — was dann anfangen? Wer den vulgären Genre bis zum Ekel hat, greift nach der Landſchaft, denn die Natur altert nicht. Dafür gehört ſie auch nur dieſer und keiner höheren Welt an, ſo daß Sokrates recht behält, wenn er ſagt: Bäume und Wieſen können mir nichts lehren. Das gegenwärtig lebende Geſchlecht iſt aber im großen und ganzen den hohen Ideen unzugänglich, oft auch abgeneigt; ſeinen weichlichen Gefühlen ſagt daher die Landſchaft mehr zu und ſo iſt ſie ein Terrain geworden, auf dem Künſtler und Publikum ſich begegnen können.

Vergeben Sie mir, verehrte Freundin, daß ich mich ſo gehen laſſe, dennoch habe ich nicht vergeſſen, wie weit Sie mir voran ſind, indem Sie ſagten, die Menſchen ahnten nicht mehr etwas Göttliches in der irdiſchen Erſcheinung. Was ſoll ihnen daher die Mythologie? Wie das Tier keine Vergangenheit hat, keine Zukunft vorahnt, ſo iſt es auch die Signatur der Zeit, daß die Menſchenmenge ſich nur an die Gegenwart hält. Dagegen iſt nun nichts zu tun. Europa altert und ähnelt mehr

und mehr in ſeinem Geſchmack dem Polonius, um ſo ſchätzbarer ſind die Ausnahmen.

Wenn ich überſehe, wie viele ſchöne Andenken ich von Ihnen zum Geſchenk erhielt, ſo quält mich recht der Wunſch, Ihnen auch etwas wiedergeben zu können. Wüßte ich nur, was? — Fordern Sie doch! Das würde mir Freude machen. Mein zu lang gewordener Brief hat Sie gewiß in Ihrem gegenwärtigen Stilleben geſtört und damit habe ich wirklich einen Fehler begangen, es wäre auch genug geweſen, hätte ich Ihnen nur, wie jetzt geſchieht, die Beweiſe meiner Dankbarkeit und Freundſchaft erneuert. Gott behüte und beſchütze Sie.

Ruhl.

Colline Celle St. Cloud
par Bougival près Paris, 21. Auguſt (1880)

Verehrter Freund, die nachläſſige Redaktion hat mir noch immer den Abdruck nicht geſchickt und ſo will ich nicht länger warten, um für Ihren ſo lieben, ſchönen Brief zu danken. Sie glauben nicht, wie ſehr mir durch das, was Sie mir ſagen, die Vorzüge Giulios noch immer klarer werden. Ganz beſonders hat mich ein Wort betroffen, was mir eine Reihe von Beobachtungen beſtätigt und mich von einem idealen Recht überzeugt im Gegenſatz zu dem realiſtiſchen Recht; nämlich was Sie über die Geſtalt der Pſyche im Beilager bemerken, daß wenn man die beiden im Grunde nicht zuſammengehörigen Linien nach ihrer natürlichen Notwendigkeit auflöſen wollte, der Zauber und die Grazie verſchwinden würden. Es erklärt mir dies vieles und ich hatte gerade bei den

Tonmodellen meines norwegiſchen Schützlings, von dem ich Ihnen ſchrieb, derartige Bemerkungen gemacht und ſogar einigen Streit mit ihm darüber angefangen, da er, bei aller Idealität der Konzeption, ſich, als moderner Menſch, verpflichtet fühlt, ſtreng realiſtiſch auszuführen. So hatte er das Tonmodell einer Barbarenfrau des Nordens gemacht, welche den Leichnam des toten Sohnes vom Schlachtfeld wegſchleppt. Hierin das Heroiſche der Mutterliebe darzuſtellen, brauchte es nicht die anatomiſche Gedrungenheit der Glieder, nicht wahr?, ſondern die Erhabenheit der Linien, welche eher etwas an das Gigantiſche ſtreifen dürften, als bloße bäuriſche Körperkraft ausdrücken? Man braucht nur die feinen, langfingerigen Hände auf den Grabmälern und Bildern der großen Meiſter anzuſehen, um dies alles zu begreifen. Und iſt es mit der Landſchaft ſelbſt nicht auch ſo? Die ideale Landſchaft auf den Gemälden der umbriſchen Schule, iſt ſie nicht vielmehr der zauberiſche Hintergrund idealer Exiſtenzen als ein für ſich beſtehender, ein eigenes Intereſſe in Anſpruch nehmender Gegenſtand? Wie wahr iſt es, was Sie von der modernen Landſchaft ſagen, und der einzige, der jetzt hierin noch ein Dichter iſt, wird kaum geſchätzt. Ich meine Böcklin, kennen Sie ihn?

Sie ſehen, daß Ihr Brief mich nicht nur nicht in meinem Stilleben geſtört hat, ſondern da eben das fruchtbarſte Feld für die Gedanken und Betrachtungen gefunden hat, mit denen ich mich jetzt vorzugsweiſe beſchäftige. Je mehr mich unſere Gegenwart abſtößt und mit ihrem nüchternen Utilitätsprinzip mich wie ein troſtloſes Exil anmutet, je mehr flüchtet ſich meine Seele in

die Gedankenreiche, in denen alle Großen und Guten gelebt und geſchafft haben, und ich genieße da jene einſamen Wonneſtunden, welche ſchadlos halten für des Tages Laſt und Mühe. Ein Buch leſe ich jetzt gemeinſchaftlich mit meinen jungen Freundinnen, welches auch Ihnen gewiß Freude machen würde. Wenn Sie mir ſagen wollen, ob Sie es noch nicht kennen, würde es mir ſolch ein Vergnügen ſein es Ihnen zu ſchicken. Es heißt: „Un homme d'autrefois“ und enthält die Geſchichte eines Marquis de Coſta, eines Savoyarden, intimen Freundes von Joſeph de Maiſtre, den es auch in ſehr ſchönem Lichte zeigt. Allerdings iſt es von ganz ariſtokratiſchem Standpunkt aus geſchrieben, eine harte Anklage gegen die franzöſiſche Revolution, aber die Geſtalten der Hauptperſonen ſind ſo überaus edel, daß man mit ihnen fühlt und leidet, und es ſind Momente darin von ergreifender tragiſcher Schönheit. Es gefällt mir ſogar ſo ſehr, daß ich Luſt habe es zu überſetzen, wenn es noch nicht überſetzt iſt und ich die Erlaubnis dazu bekomme. — Ihre Groteske habe ich Olga vorgeleſen und ſie war auch ſehr entzückt davon. Doch nun baſta. Sie ſagen, ich ſoll etwas von Ihnen fordern? Als ob ich es nicht ſchon getan hätte mit der Groteske und es nicht immerfort täte mit meinen Fragen und Briefen, die mir immer das Geſchenk einer Antwort einbringen. Aber wenn Sie mal ein überflüſſiges Blättchen, ſei es auch mit wenigen Strichen von Ihrer Hand haben, ſo beglücken Sie mich unausſprechlich damit. Ich habe ſehr viel Heidentum in mir, das wiſſen Sie, und die Photographien, die ich bei Louiſen ſah, haben mich entzückt.

Das iſt aber keine Forderung, denn Sie geben mir mehr, als ich je verdienen kann. Für heute herzlichſten Gruß von Ihrer

alten Märchenfrau

Kaſſel, den 3. September 1880

Aufrichtigſten Dank zuvor, verehrte Freundin! Ihre intereſſanten Zeilen vom 21. Auguſt ſind in meinen Händen; ich gehe ſogleich ins Thema ein, um keine Zeit zu verlieren. Daß in Galerien ſo viele nichtsſagende Bilder und Bildwerke des Meißels ſich finden, kann nicht verwundern; die, welche ſie geſchaffen, waren ihnen ja gleich. Wenn aber einmal eine poetiſche Kraft auftritt und dann mißkannt wird, ſo berührt uns eine kalte Kralle; ein Schmerz, den man zu ertragen ſuchen muß. Der Antagonismus gegen das Schöne, gegen alles, was die Flügel der Seele regt, um dem Gebiet des Vulgären zu entfliehen, iſt ein Erdengeſetz, das in einer Zeit mehr als in einer anderen zum Ausdruck kommen darf. Denn ſo will es Notwendigkeit! Mantua iſt eine Inſel der Seligen, die unſere Gegenwart nicht mehr verſteht. — Denken Sie ſich die Darſtellung der Sündflut: und unter den Menſchen, welche Kraftanſtrengungen machen ihr zu entgehen, Dichter, Künſtler, Philoſophen, mit einem Wort alle, welche einen gerechten Anſpruch auf Ruhm bei der Nachwelt gehabt hätten; iſt es nicht Fortuna, welche einige Namen rettet, andere für immer untergehen läßt. Armer Giulio! Wenn ein in der Kunſt Unwiſſender etwas beweiſen will, ſo führt ihm ſein Ge-

dächtnis nur die Namen Raffael oder Michelangelo zu; das ist die Hilfe der Fortuna, die die Dummen braucht für ihr Werk. — Und nun lachen Sie!!

Der schwedische Bildhauer Fogelberg hat, wie ich weiß, die volle akademische Pension bis zum Ende des Lebens in Rom bezogen; sollte denn Ihr norwegischer Schützling, zu dem ich jetzt übergehe, nicht das Glück haben, die seinige noch auf einige Jahre verlängert zu sehen? Doch wohl, wenn die Gruppe ihm glückt. Leider kenne ich von Böcklin gar nichts, selbst den Namen höre ich zuerst von Ihnen, denn mein Kassel wird immer ärmer, ein Wunder, wenn ich unterrichtet wäre von dem, was außerhalb Schönes entsteht. Marquis de Costas Buch würde ich mit Freuden lesen, es hierher zu senden wäre aber für die liebe Freundin zu mühevoll; daß Sie aber Gefallen daran finden, freut mich sehr. Mit Joseph de Maistre ist jeder in bester Gesellschaft, quand même. Das sind hohe, begabte Naturen gewesen! Da Sie so ziemlich können, was Sie wollen, so hoffe ich auch, es kommt zur Übersetzung. Meine arme Groteske, sie verdient wahrlich Ihre wiederholte Aufmerksamkeit nicht, und wollen Sie offen sein, so stimmen Sie mir bei, daß, wollte ich sie unter manchen Verbesserungen auf meine Kosten drucken lassen, sich keine 20 Exemplare verkaufen würden. Es ist eine unerfreuliche Idee, das Menschenkapital mindern zu wollen und jedenfalls ein Mißton bei einer Gelegenheit, wo ein neuer Erdenbürger bei Ihnen erwartet wird, oder hoffentlich schon glücklich angelangt ist. Mögen gute Sterne über ihm walten!! Das ist mein Wunsch für ihn, für die Mutter, für Sie. —

Ob mein ins Auge faſſen der Nachtſeite des Lebens eine richtige Anſchauung iſt, laſſe ich ganz dahingeſtellt, wenn ſie nur die einzig richtige für mich iſt und ſo ganz allein ſtehe ich auch nicht. Ich berufe mich auf das, was einige Gnoſtiker über den Baum der Erkenntnis, die Schlange und den Jehovah der Juden geſagt haben, ſelbſt wenn es heterodox im höchſten Grade iſt.

Auf Ihren ausdrücklichen Wunſch folgen hierbei ein paar Skizzen, deren einziger Wert nur darin beſteht, daß Sie denſelben einen Platz in Ihrer Mappe gönnen wollen. Eine Entſchuldigung der Mängel werden Sie nicht erwarten, denn dadurch würde nichts gebeſſert werden.

Schon lange habe ich mir eine Beſchreibung Ihrer Wohnung beim Koloſſeum gewünſcht, jetzt will ich Sie darum bitten. Können Sie die meta sudans aus Ihren Fenſtern ſehen? Nicht weit liegt ja auch die reizende Villa Mattei, wo zu meiner Zeit ſo ſchlechte Luft war, daß das Haus unbewohnt ſtand. Wieviel gibt es doch der verbotenen Paradieſe! Wenn ich Sie nun nicht weiter über Ihre Zukunftspläne ausfrage, ſo geſchieht das nur aus Beſcheidenheit, denn für mich hat es das größte Intereſſe zu wiſſen, auf welchem Punkt der Erde ich Sie ſuchen ſoll. Gefällt es Ihnen, ſo ſagen Sie mir recht viel aus Ihrer Häuslichkeit, damit machen Sie mir eine wahre Freude. Sie werden nun an dieſen Zeilen genug haben, die ich mit den wärmſten Wünſchen für Sie und der erneuten Verſicherung meiner treuen Geſinnungen beſchließe als Ihr ganz ergebener alter Jugendfreund

S. Ruhl.

Colline Celle St. Cloud
par Bougival près Paris 11. September (1880)

Verehrter Freund, wenn ich Ihnen ſagen wollte, wie groß die Freude war, welche Sie mir bereitet haben, ſo würden Sie wieder denken, ich wolle ungebührlich loben. Aber hören müſſen Sie es doch, daß die holde, überreiche Gabe mich ſehr glücklich gemacht hat. An Ihrer Diana verſtand ich ganz, was Sie mir unlängſt ſchrieben, daß wenn ſich eine Kompoſition mit guten Modellen als lebendes Bild wiedergeben läßt, ihr dann das abgeht, was ſie zum wahren Kunſtwerk macht: das aus dem Geiſt geboren ſein. Ich fürchte, ſo iſt es doch mit Makarts Diana, trotzdem ſie einen großen Eindruck macht, aber die Kritik kommt nachher, wenn die Erinnerung analyſiert. Bei Ihrer Diana iſt das aus-dem-Geiſt-geboren-ſein ſo unfehlbar da, daß die helle Freude daran nicht nur beim Anſchauen, ſondern auch beim bloßen Denken an das Blatt, wächſt. Ebenſo und vielleicht noch mehr iſt es ſo mit dem Centaur, bei dem einem mantuaniſch zumute wird. Haben Sie vielen, vielen herzlichſten Dank. Beide Blätter werden eingerahmt auf meinem Schreibtiſch im Zimmer zu Rom ihren Platz finden und mich vor jeder Ketzerei in der Kunſt bewahren. Sie können nicht denken, wie wert mir alles iſt, was Sie durch Wort oder Anſchauung mir über Kunſt mitteilen. Es war dies eine tiefe Lücke in meinem Leben, die mich oft mit der Empfindung eines unerträglichen Mangels quälte, mich, die ich von klein auf mit Leidenſchaft mich zur Kunſt hingezogen fühlte und nur durch den phyſiſchen Mangel guter Augen abgehalten wurde, mich ihr

ganz zu widmen. Hätte ich damals einen Führer gefunden wie Sie, wahrſcheinlich wäre mein ganzes Leben ein ſehr anderes geworden. Denn weitab von da führte mich das Leben zu anderen Beſtrebungen, zu anderen Zielen, und ich beklage es nicht, denn es geſchah mit Notwendigkeit und vielleicht mußte ich kämpfen und entbehren, weil ſonſt das Schöne zu übermächtig in mir geweſen wäre und die Opferfähigkeit vielleicht überwunden hätte. Aber meinem Alter war es vorbehalten, zu jener erſten Liebe zurückzukehren, weil ich nun erſt eigentlich die große Kunſt kennenlernte, denn ehe ich nach Italien kam, hatte ich ja beinahe nichts geſehen. Nur blieb ich dort auch auf mein eigenes Empfinden beſchränkt, denn was ſich mir durch Mitteilung darbot, war ſo durchaus modern (die jetzige Kunſtwelt!), daß es mir unverſtändlich blieb und ich mich nicht nur nicht gefördert, ſondern in einer inneren Oppoſition dagegen fühlte. Sowie ich Ihre erſten Briefe an Louiſe las, wußte ich, daß die rechte Aufklärung für mich von dieſer Seite käme und ſo hat es ſich mir beſtätigt. Der rechte Realismus iſt für mich nur das aus-dem-Geiſt-geboren-ſein und ich glaube, jetzt verſtehe ich auch Ihren Giulio vollkommen und werde ihn lieben in Ewigkeit. Und will auch noch einmal nach Mantua.

Da habe ich ſo eine lange Geſchichte über mich erzählt und nichts von dem, was Sie wiſſen wollten. Wie dumm! Aber es war eben nur, um Ihnen zu ſagen, daß es wahrhaftig keine Redensarten ſind, was ich Ihnen nun ſchon öfter ausgedrückt habe. Inzwiſchen iſt hier das Wunder der Menſchwerdung vollzogen, das principium

individuationis hat ſich wieder einmal betätigt und der Wille iſt in die Erſcheinung getreten. Ein merkwürdiges kleines Mädchen hat die zwei Pärchen vervollſtändigt, die nun wie ein kleiner Blumenkranz um die lieblichſte der Mütter blühen. Dieſes Weſen, dem ich den beſten Teil meines Lebens gewidmet habe, hat noch immer einzig die Macht, mich aus der Beſchaulichkeit meiner italieniſchen Exiſtenz herauszureißen und zu unerhörten Anſtrengungen zu veranlaſſen. Aber Anfang November ſpäteſtens gedenke ich in meine römiſche Heimat zurückzukehren. Ich glaube, das Verfahren von vorigem Jahr wird ſich wiederholen, d. h. die Schweſtern werden wieder bei der ſchon beſchloſſenen erneuten Pilgerfahrt den Weg über Paris nehmen, um die auch von ihnen hochgeliebte Olga wiederzuſehen und gemeinſam mit mir zu reiſen.

Mein kleines römiſches Heim werde ich nun leider traurig verändert finden, denn ſchon im Frühjahr ſtiegen mir gegenüber drohend neue Häuſer empor, die jetzt vollendet ſind und mir alle Ausſicht nehmen, wodurch freilich die Nachteile der abgelegenen Wohnung überwiegend werden, da ich allerdings abends dort viel allein war. Es iſt mir ein wahrer Schmerz, denn ſolche Ausſicht, ſolche Sonne und ſolch ein ſchönes Zimmer, wie mein Wohnzimmer war, finde ich nicht wieder.[5] Es war kein elegantes Haus, aber es war auch nicht modern banal, und wer in das große, ſonnendurchſtrahlte, blumengeſchmückte Zimmer, mit der einzig merkwürdigen Ausſicht trat, fühlte ſich von einem Hauch von Poeſie umweht. Vor dem Haus dehnte ſich eine große Vigna aus, mit Granatbäumen unterbrochen; dahinter das reichſte Gemiſch

von Gebäuden, Villen, Kirchen, mit dem Lateran und als Abſchluß die reizende Linie des Albanergebirgs. Vorn neben der Vigna das Koloſſeum in ſeiner ganzen Größe, ein Teil des Konſtantinbogens (die meta sudans war verdeckt), in der Ferne der Aventin und die Campagna mit dem Tiber, dann das ganze Profil des Palatin mit Ruinen, Kloſter, Palmen uſw., endlich das Kapitol und ein monumentaler Aufbau von Gebäuden, wie man ihn nur in Rom ſehen kann. Dazu auf der anderen Seite des Hauſes (ein Eckhaus) der große Garten des Maronitenkloſters auf der Piazza S. Pietro in Vincoli mit ſeinen rieſigen Bäumen, unter denen die jungen Maroniten in ihren ſchwarzen Kutten Ball ſpielten und wo mein lieber Prior lebte, deſſen vorzeitigen Tod mein Büchlein* beſpricht. Ach, all dieſe Poeſie und unvergleichliche Herrlichkeit geht nun unter; die Vigna wird mit kleinen, albernen, modernen Häuſern beſät; die Granatbäume fallen; die ſchöne Wieſe mit weiß- und rotblühenden Mandelbäumen, die nach der Seite ſich unter meinen Fenſtern längs des Maronitengartens ausdehnte, wird eine breite, moderne Straße werden, welche das Zentrum der Stadt mit dem Weg nach Koloſſeum und Lateran verbindet — kurz, meine Poeſie hat ein Ende und das moderne Rom mit ſeiner Banalität triumphiert.

Ich wollte Ihnen noch von einem ſehr intereſſanten Buch ſchreiben, welches ich jetzt leſe, verſpare es aber bis zum nächſten Brief, da dieſer ſchon ungebührlich lang geworden und eigentlich mit recht dürftigem Inhalt, aber

* Stimmungsbilder.

voll des herzlichſten Gefühls für Ihre Güte und voll des Wunſches, daß die ſo ſchön wiedergefundene Freundſchaft, die meine Kindheit beglückte, mein bleiben möge bis ans Ende.

Malwida.

Kaſſel, 25. September 1880

Verehrte, gütige Freundin!

Seit dem 13. September iſt nun Ihr liebes Schreiben jenes Datums, ſowie um einige Tage ſpäter das Buch „Un homme d'autrefois“ bei mir eingetroffen und noch immer legt mein Dank die Hände träg in den Schoß. Was werde ich doch von Ihnen verzogen! Mein Beiſtand gegen Anfälle von Eitelkeit iſt die Erfahrung, mit welcher Gleichgültigkeit abgewieſen wird, was ich dem Publikum zu bieten hätte. Ganz recht! Ich bin ja auch nur ein Dilettant. Für jetzt gehören Sie Ihrer geliebten Pflegetochter und deren Kindern an; ich müßte fern ſein von aller Beſcheidenheit, wollte ich Sie mit den tauſend Dingen aufhalten, die ich Ihnen zu ſagen hätte, daher beſchränke ich mich nur auf das Notwendigſte, wozu ich Ihre Sendung zähle. Geſtattet habe ich mir nicht das Buch aufzuſchneiden, jedoch erſehe ich ſchon beim Durchblättern, wie ſchwer ich mich entſchließen würde, die Bilder jener Schreckenszeiten der Revolution in mir wieder aufleben zu laſſen. Wenn es die Bedingung iſt, ein Inferno durchwandern zu müſſen, um zum Paradiſo zu gelangen, ſo bezweifle ich, ob ich dieſen Weg freiwillig gehen würde, zudem habe ich jetzt die Max

Müllerſchen Beiträge zur vergleichenden Religionswiſſenſchaft, die mich ſehr intereſſieren und in welchen ich des feinen Drucks wegen nur langſam vorwärts komme. Von uns Menſchen zu den Bauten übergehend, ſehe ich mit Trauer, daß auch hier der Wechſel durch das Bedürfnis, Wohnungen zu beſchaffen, Ihr liebes Heim bedroht. Eine Ausſicht, wie Sie ſie mir beſchreiben, iſt ja unerſetzlich. Die Vergänglichkeit alles Schönen macht in unſerer Zeit Rieſenſchritte, ſo daß es für uns, die wir das gekannt und geliebt, was vordem war, faſt Hauptaufgabe wird, unſre Harfen wie einſt die Juden trauernd an die Weiden zu hängen und mit Sokrates zu ſagen „darum entfliehe ſo ſchnell du kannſt von hier nach dort". Ich ſehe vorher, liebe Freundin, dieſes Blatt als ein herbſtlich dürres wird Sie wenig befriedigen. Nehmen Sie es als eine Abſchlagszahlung: unterdeſſen will ich ſuchen, ob ich in meinen Mappen etwas Beſſeres für Sie finde als den Centaur. Beglücken Sie mich bald durch die Verſicherung, daß Sie wohl ſind, und bleiben Sie von meinen treuergebenen Geſinnungen überzeugt.

R.

Colline Celle St. Cloud, 7. Oktober (1880)

Verehrter Freund!

Eine Reihe von häuslichen Störungen und Geſchäften haben mich abgehalten, Ihnen früher zu ſchreiben. Ich wollte Ihnen ſagen, daß Sie das Buch freilich aufſchneiden könnten, da es für Sie beſtimmt war; da es Ihnen aber keine anziehende Lektüre war, ſo haben Sie gut ge-

tan, es zurückzuſenden, denn es iſt ganz richtig, daß man ſich der ſtörenden Eindrücke ſoviel als möglich erwehren ſoll, wenn die Zeit ſchon gemeſſen iſt, die wir den höchſten Gedanken zu widmen haben. Es war das eine der Weisheitslehren Goethes und er hatte ganz recht. Ich dachte nur, es würde Sie erfreuen, die wahrhaft adeligen Menſchen, deren Geſchichte das Buch enthält, kennenzulernen. Doch Sie haben eine beſſere Lektüre jetzt. Die Müllerſchen Vorleſungen habe ich einzeln in engliſchen Blättern, und nur einige, mit dem höchſten Intereſſe geleſen, und wenn ich Zeit und Augen hätte, würde ich mich auch an das ganze Werk begeben, da es einer der Gegenſtände iſt, die mich von jeher am meiſten intereſſiert haben. Aber leider komme ich nur zum kleinſten Teil zu allem, was ich leſen möchte. Die erſten freien Stunden aber gehören nun den Schriften, welche ich von Ihnen erhielt und welche, das weiß ich ſchon, mich wieder mit Gedanken bereichern werden, wie ich ſie mir gerade erſehne. Ich danke Ihnen tauſendmal dafür. Könnte ich doch alles leſen, was Sie über Kunſt geſchrieben! Ich wußte nicht, daß Sie überhaupt jemals etwas veröffentlicht hatten. Es iſt mir alles ſo wichtig nach dieſer Seite hin, nicht nur zur Vervollſtändigung meiner eigenen ſo mangelhaften Bildung, ſondern auch wegen der ungeheuren Tragweite, welche ich dem künſtleriſchen, äſthetiſchen Element in der Erziehung beimeſſe. Und wenn Größere vor mir über dieſen Gegenſtand nur Prediger in der Wüſte im Publikum geweſen ſind und ich folglich nicht die Prätenſion haben kann, im großen dafür zu wirken, ſo findet ſich doch im einzelnen manche Gelegenheit,

dafür entſcheidenden Einfluß zu haben und iſt es wichtig, demſelben alle beſtimmenden Gründe zuzuführen. Ich glaube, es müßte von unermeßlicher Bedeutung ſein, die Kinder von vornherein nur am Schönſten und Vortrefflichſten zu erziehen, ihnen alle Karikatur, alles vulgär Häßliche fernzuhalten, ja ſelbſt in ihren Spielen ſie nicht an das Triviale und Sinnloſe zu gewöhnen. Glauben Sie nicht? Die berechtigte Satire und Ironie kommen eigentlich erſt dem erwachſenen Menſchen zu und der wahre „humour“ iſt geradezu erſt der Vorzug des Alters, die ſpäte, vergeiſtigte Blüte, welche über den dunklen Abgründen des Lebens aufblüht. Die gräßlichen vulgären Bilder und Karikaturen aber, mit denen man jetzt auch ſchon die Kindheit nährt, ſind ebenſo demoraliſierend wie die dummen Utilitätsgeſchichtchen, mit denen man die Grimmſchen Märchen oder die göttliche Poeſie des Mythos zu erſetzen ſucht. Sonderbar, daß hierin, wie in ſo manchem andern äſthetiſchen Verfahren, das am meiſten „matter of fact people“, die Engländer, wieder etwas Schönes hervorgebracht haben. Es ſind Kinderbücher, ganz beſonders die Grimmſchen Märchen, mit Illuſtrationen von einem großen Künſtler gemacht. Er heißt Walter Crane. Die Bilder zu Dornröschen, Aſchenbrödel uſw. ſind ganz klaſſiſch ſchön. Ich habe natürlich ſeine ſämtlichen Hefte den Kleinen hier gegeben. Ich glaube, man müßte die Augen, das Ohr und die Empfindung der Jugend ſo mit dem Schönen verwöhnen, daß ſie das Vulgär-Häßliche gar nicht mehr ertragen könnten. Nicht? Ich bin ordentlich froh, daß ein greulich demoraliſierendes menſchliches Ungetüm in die-

ſen Tagen aus der Welt geſchieden iſt, nämlich der Komponiſt Offenbach, deſſen über alle Maßen gemeine komiſche Opern wie eine ſchmutzige Waſſerflut die Theater Europas überſchwemmt und den Geſchmack und äſthetiſchen Sinn des Publikums noch um viele Grade haben ſinken machen. Solche Menſchen ſind wirklich wie eine moraliſche Peſt, freilich ſind ſie nur der Ausdruck einer Krankheit, die in der Luft ſteckt, aber ſie tragen dazu bei, ſie zum Ausbruch zu bringen und zu verbreiten.

Aber ein paar Stunden reinſten Genuſſes hatte ich doch neulich. Das einzige Mal, daß ich mich ſeit drei Monaten von hier entfernte, war ich in Paris, um einen Tag mit Madame Minghetti zu verbringen, welche dort bei einer Freundin war, der Schweſter des Grafen Leon de Laborde, deſſen Sie ſich vielleicht noch erinnern, denn er war als junger Mann bei ſeinem Onkel,* dem franzöſiſchen Geſandten in Kaſſel, und kam ſehr viel zu uns. Zunächſt war es nun eine Freude, mit dieſen zwei geiſtvollen Damen in dem ideal ſchönen Etabliſſement der Madame Deleſſert zu ſein, dann aber folgten noch ein paar Stunden mit Madame Minghetti im Louvre, im entzückten Anſchauen einiger Meiſterwerke, denn ſie ſowohl wie ich haben das Prinzip, in Galerien nur einiges auf einmal aufzuſuchen und das ganz zu genießen. Da wir beide nun den Louvre gut kennen, ſo wußten wir, wohin wir zu gehen hatten. Da haben wir uns denn unter andern gelabt an dem köſtlichen Correggio — die Vermählung der heiligen Katharina, wohl eins der ſchönſten Bilder Correggios. Ich bin keine unbedingte Verehrerin von

* de Cabre

ihm, obwohl ich in Parma war, aber dieſes Bild iſt von einer ſo hinreißenden Anmut und wie aus Grazie gewebt, daß man ganz glücklich wird es anzuſehen. Und dann die Leonardos, die ſchönſten, die es von ihm gibt! Vor der wunderbaren Gioconda ſtanden wir wieder lange. Gott weiß, wieviel Zeit ich ſchon früher auch vor dieſem Bild verbracht. Mir war es diesmal, als ſagte ſie mir mit ihrem Lächeln, das nun ſchon Jahrhunderte überdauert: was kümmert mich der Tod, mich, welcher der Genius Unſterblichkeit verlieh und deren tiefblickende Augen mit mitleidsvoller Ironie über die Mittelmäßigkeit der Welt hinweg in das ſchauen, was allein das Leben zur Ewigkeit macht. Ach ja, welche Menſchen und welch eine Zeit damals! Und auch in Deutſchland das 15. Jahrhundert! Ich glaube, ich ſchrieb Ihnen ſchon von dem Buch von Janſſen, welches ich leſe, „Die deutſchen Zuſtände am Ausgang des Mittelalters". Er iſt ein wenig parteiiſcher Katholik, aber ſeine Schilderungen ſind vortrefflich, welche Blüte in Literatur und Kunſt und Leben, die älteren Humaniſten, die Künſtler, die gebildeten Bürger der blühenden Städte! Hätte dies Leben ſich rein entwickeln und nur die unreinen Elemente in der Kirche ausſcheiden können, wie anders wäre es in Deutſchland geworden anſtatt der Idealloſigkeit, zu welcher die Exzeſſe der Reformation es führten.

Anfang November gedenke ich zurückzukehren. Ich hoffe noch hier von Ihnen zu hören. Sagen Sie mir all die „tauſend Dinge"; mir iſt nichts zu viel und es paßt vortrefflich in mein jetziges Leben. Noch einmal tauſend Dank.

Malwida.

3 Via della Polveriera Roma, 16. Dezember 1880

Verehrter Freund!

Wie gern hätte ich Ihnen ſchon früher von hier aus meinen Gruß geſandt, allein die erſten Zeiten nach fünfmonatlicher Abweſenheit im eigenen Heim verlangen immer eine längere Beſchäftigung mit allerlei materiellen Dingen, um dem Leben wieder ſeinen geordneten, ſtillen Gang anzuweiſen und zu den lieben Dingen, welche Ruhe und Stimmung erfordern, kommt man erſt, wenn das andere abgetan iſt. Doch hörte ich zu meiner Freude von den Schweſtern, daß leidlich gute Nachricht von Ihnen eingelaufen und daß meine letzten Zeilen Sie erreicht haben, ſowie hoffentlich auch der zweite Teil des Artikels „Die Schüler Raffaels". Sie werden nicht zufrieden geweſen ſein mit der Beſprechung Giulio Romanos, doch war daran wohl auch die Beſchränkung des Raumes ſchuld. Sonſt würde Minghetti wohl näher auf ihn eingegangen ſein.

Ein, wie mir ſcheint, höchſt wertvolles Buch iſt kürzlich erſchienen und jetzt in meinen Händen; es iſt von dem großen Kunſtkenner Giovanni Morelli, deſſen ich, glaube ich, ſchon gegen Sie erwähnte. Er hat mit gutmütiger Ironie ſeinen Namen ruſſifiziert in Iwan Lermolieff und ſich ſelbſt überſetzt als Johann Schwarze. Er ſchreibt nämlich perfekt Deutſch (ſpricht es auch) und ſchreibt immer in deutſcher Sprache. Das Buch handelt über die italieniſchen Kunſtwerke der drei Galerien von München, Dresden, Berlin und enthält auf dieſer Grundlage eine Fülle der Belehrung über italieniſche Kunſt und

Künſtler im allgemeinen. Es verſetzt in liebenswürdiger Weiſe unſeren modernen Kunſtkritikern manche Ohrfeige, und Morelli, welcher während meiner Anweſenheit in Bologna auch Gaſt der Minghetti war, ſagte lachend: „In Dresden darf ich mich nicht ſehen laſſen, da würden ſie mich ſteinigen", weil er ihnen drei ihrer berühmteſten Bilder geraubt hat (d. h. ihren vorgeblichen Meiſtern entzogen); freilich dafür ein wertvollſtes, das ſie unbeachtet ließen, zu Ehren gebracht hat. So ſchön mein Aufenthalt in Bologna war, auf dem entzückenden Landſitz Minghettis im Kreiſe ſchöner, liebenswürdiger Frauen und geiſtvoller Männer, mit den edlen Kunſtwerken der Stadt zu täglichem Genuß — ſo war mir doch auch die Rückkehr in meine Einſamkeit nicht unlieb. Ich hatte nun fünf Monate lang beinahe ausſchließlich für andere und mit ihnen gelebt, und da verlangt die beſchauliche Seele einmal wieder ihr Recht, und die Einſamkeit grüßt wie eine liebe Freundin, die ſich beſtrebt, es uns recht und heimiſch zu machen und mit Gebilden der Phantaſie und verſöhnenden Gedanken zu umgeben.

So habe ich mich denn noch faſt ganz von den Menſchen zurückgehalten, außer natürlich den Schweſtern und ihren alten, vortrefflichen Hauswirten. Das Schwierigſte für mich ſind meine armen Augen und dadurch beſonders die Abende, wo, bei der Abgelegenheit meiner Wohnung, Bekannte ſelten herauskommen. Nun aber habe ich eine Erfindung gemacht, nämlich ſo zu ſchreiben, daß ich nur von Zeit zu Zeit einen Blick zu tun brauche, damit die Zeilen nicht ineinander laufen; das Papier iſt beſchattet,

ſo daß der Blick darauf nicht weh tut, und ich habe ſo viel Praxis, daß die Schrift, zwar abſcheulich häßlich, aber vollkommen deutlich iſt. Nun ſchreib ich an einem Roman,* der mich ſchon lange innerlich beſchäftigt hat und der nun ſo zuſtande kommt (wenigſtens geſchrieben wird; ob gedruckt, iſt noch eine große Frage). Es macht mir das ein rieſiges Vergnügen. Ich habe niemand, auch den Schweſtern nicht, von dieſen fröhlichen Abendſtunden erzählt, aber wenn ich vom Spaziergang heimkomme und der Abend, der ja hier beinah ohne Dämmerung raſch eintritt, da iſt, dann ſage ich zu mir ſelbſt: nun kommt das heimliche Glück, und dann ſetze ich mich an meinen Schreibtiſch und bilde Geſtalten und Schickſale nach Herzensluſt.

Darüber fällt mir ein, als Pendant zu dem Ausſpruch, den man Ihnen über die Entwürfe zur Majolika ſchrieb, daß mir der Redakteur einer der berühmteſten deutſchen Zeitſchriften mit Zurückſendung meines „Heiligen Michael" ſchrieb, es ſei zwar ſehr hübſch uſw., aber daß jemand aus Liebesſchmerz Mönch werde (das iſt das Sujet), das ſei ein in der deutſchen Literatur abgetaner Gegenſtand!! Der Gedanke an die Möglichkeit, Ihre Entwürfe zu Majoliken zu ſehen, beglückt mich aufs äußerſte. Ich habe nun die Askeſe** bei den Schweſtern geſehen und bin ganz begeiſtert davon. Sollte es nicht angehn, die Blätter vielleicht in zwei Abteilungen zwiſchen Kartons, ſo wie Sie mir die ſchönen Blätter nach Paris ſchickten, zu ſenden?

* „Phädra."
** Ruhls Aquarell.

Addio für heute, verehrter Freund, ich nahm Ihre Geduld ſchon allzu lange in Anſpruch. Mit Louiſe geht es leider immer ſehr abwechſelnd. Sie hat den Mut des Widerſtandes nicht mehr, und der iſt bei Nerven alles.

Ora e sempre sua affettuosissima

Märchenfrau.

Kaſſel, am 7. Januar 1881

Verehrte, nur allzu gütige Freundin!

Ein ſchneebedeckter Himmel mit drei Grad Kälte können meinen wärmſten Dank für Ihre beiden Zuſendungen nicht abkühlen; ich konzentriere ihn nur, damit mir Raum für anderes bleibt, was ich zu ſagen habe. Ihre Briefe allein ſind mir liebe und überreiche Geſchenke, ich frage, wo ſoll Ihre Freigebigkeit ein Ende haben, wenn Sie immer Neues noch hinzufügen, und wie könnte ich bei meiner Armut da Schritt halten? Bedenken Sie auch, daß ich im Exil lebe, wo der Kunſt, Schönes zu geſtalten, kein Lorbeer blüht; wie kann da von einer Gegengabe auch nur die Rede ſein. Ein Gott vergelt es! wäre alles; und leider disponiert keiner über dieſen Schatz. Die „Schüler Raffaels", an welchen Autor wie Überſetzer, jedem zu ſeinem Teil, ſein Verdienſt zukommt, ſind mir ſehr wert. Giulio iſt zu gigantiſch für den engen Rahmen, ihm allein gehört eine ganze Abhandlung, bezweifle aber, daß dieſe ſo bald geſchrieben werden wird, auch hat ein ungünſtiges Geſchick ſeine gewaltigſten Arbeiten verfolgt, denn Mantua hat längſt keinen politiſchen Hintergrund mehr und wird daher von

Reiſenden nur ſelten beſucht, und nur wenige vermögen, bei der oft rohen Ausführung, billigerweiſe in Abzug zu bringen, was ihm nur indirekt gehört. Morellis Buch intereſſiert mich ſehr. Iſt es nicht derſelbe, welcher vor Jahren, wie ich mich ungenau erinnere, eine literariſche Fehde mit Calvalcaſelle hatte? Wollten Sie mir genau den Titel angeben — nur ja nicht das Buch ſelbſt —, ſo hoffe ich es hier zu erhalten. Wohl mag es in Paris einen ſchmerzlichen Abſchied gegeben haben, auf den dann doch bald wieder der Aufenthalt zu Bologna folgte. Wie preiſe ich Sie glücklich, verehrte Freundin, mit Menſchen leben zu können, die eine regbare Empfindung für das bleibend Schöne haben!

Nun darf ich Ihnen es wohl ausſprechen, wie ſehr ich Ihnen für die Photographien verpflichtet bin und dann noch ein Wort über die Meduſe. Ich fühle mich immer von Kunſtwerken angezogen, die zu denken geben. Man hat, wie ich höre, das Relief für eine Arbeit des Mittelalters gehalten, ich weiß nicht, wer den Ausſpruch zuerſt getan hat; ſo viel iſt erſichtlich, der Kopf weicht von dem antiken Meduſen-Typus beträchtlich ab, der ſtarke Zuſatz von Naturwahrheit erinnert etwas an eine Totenmaske, ſowie das Auge wieder an eine Schlafende. Das Werk beſchäftigt ſehr, man könnte ſtundenlang ſich darüber beſprechen und disputieren; ohne aber den Marmor ſelbſt geſehen zu haben, läßt ſich eine Anſicht, welche man haben könnte, nicht feſtſtellen. Nun habe ich mich bei der ſeltenen Meduſe ſo lange verweilt, daß ich hier nur im allgemeinen bei den übrigen ſchönen Gegenſtänden, womit Ihre Güte mich beglückt, verwei-

len kann. Dieſe Malereien ſind wieder ganz etwas ande=
res, auch fühlt man ſogleich den langen Zeitraum, der
die Kunſtwerke beider Epochen trennt, heraus, woran
ſich dann unaufgefordert allerlei Erinnerungen anreihen,
die ich aber für jetzt beiſeite laſſe. Ich habe nämlich Eile
auf Ihre ſchriftſtelleriſche Arbeit zu kommen, hoffe auch,
daß Ihr nächſter Brief Ausführlicheres darüber ent=
halten wird, es iſt ja ein großer Vorzug, daß Sie mir
mitteilen, was ſelbſt den Schweſtern noch Geheimnis
bleibt, und es macht mir das nicht nur große Freude,
ſondern auch reges Intereſſe nehme ich daran. Sie haben
ganz recht, ſich ſchöpferiſch zu wiſſen, iſt das erwünſchteſte
Glück, ein Reichtum, den man nicht zu bewachen braucht,
eine Erhebung, die dem Neide entgeht, ſolange man ſie
auf ſich beſchränkt genießt, eine Befruchtung der Zeit,
die der ſterile Kopf nicht kennt; auf höchſter Stufe zu=
weilen auch ein Ringen mit Gott im Traum, am Fuße
der Jakobsleiter. Denken Sie daran, liebe Märchenfrau,
daß ich oft im Geiſt bei Ihnen bin, wenn in Ihrer
„Zelle“ die Lampe freundlich brennt, wenn Sie Geiſter
zitieren und Gebilde aufſteigen laſſen, für welche Sie
ſelbſt das Schickſal weben. Gezwungen vieles zu über=
gehen, was ich noch ſagen wollte, komme ich auf den
modernen Roman und auf ſeine Charakteriſierung, wie
ſie die Parerga geben, und wenn ich auch ſein Urteil
nicht anfechte, ſo intereſſieren mich doch nur die Romane
der alten Zeit. Wäre ich jünger, eine Umarbeitung des
Lancelot könnte mich tentieren; wer aber würde heutzu=
tage ein ſolches Buch noch leſen wollen?? Kurz, ich bin
ſehr geſpannt auf Ihre Arbeit, der ich raſchen Fortgang

wünſche. Daß man Ihnen Ihren „Michael" zurückſandte, begreift ſich, daß aber die Leute nicht begreifen, daß es noch zu aller Zeit Ritter Toggenburgs geben kann, das iſt ſo recht deutſch-zeitgemäß. Goethe läßt ſeinen Werther ſich erſchießen, das iſt ein radikalerer Weg, die Leidenſchaft loszuwerden und den verſteht das Publikum. Will man nur, was noch nicht geſchehen, ſo wäre es eine Erzählung, an deren Schluß ſich ein über ſeine Kritiken unglücklich gewordener Rezenſent erſchießt.

Sie bieten meinen armen Arbeiten eine freundliche Aufnahme an, das iſt ſehr liebevoll; ſind ſie es aber auch wert? muß ich fragen! Und neben dem, was Rom Ihnen zeigt, können ſie da noch geſehen werden? — Dennoch werde ich eine Ausleſe verſuchen. Glücklich, wenn die Sachen dann einem gerechten, aber *ſtrengen* Richter zu Geſicht kommen, der Ihnen mit Aufrichtigkeit ſagt, ob ſie wert ſind als Majolika verwendet zu werden, dann wollen wir an Ginori denken, denn nur das *wirklich Gute* iſt wert, daß man ſich dafür bemüht. Möchten Sie wiſſen, wie erkenntlich ich Ihnen für Ihren Vorſchlag bin!!

Nun noch zum Schluß meine herzlichſten Empfehlungen den vielverehrten drei Schweſtern, über welchen die Hand Gottes walten möge, dieſes Jahr und noch viele folgende. In alter Treue für alle Zeit, Ihr ganz ergebener

Freund Ruhl.

3 Via della Polveriera
Rom, 14. Februar (1881)

Verehrter Freund!

Diesmal hatten ſich wirklich neidiſche Götter verſchworen, um mich nicht zum Schreiben an Sie gelangen zu laſſen, wie oft ich auch danach verlangte. Und noch dazu waren es gar nicht immer freundliche Weſen, ſondern Kinder der Sorge, welche mich anderweitig in Anſpruch nahmen und auch noch Anforderungen an mich ſtellen. In Paris ging nicht alles, wie es gehen ſollte. Mutter und Kinder waren leidend und ſind jetzt noch zur Erholung von den Ärzten nach dem Süden, das heißt nach Cannes geſchickt, wohin ich mich, obgleich es mir in dieſer Jahreszeit und nach erſt ſo kurzer Raſt ſehr anſtrengend iſt, doch aber wohl Ende dieſer Woche auch aufmachen werde. Die allerunegoiſtiſcheſte Liebe iſt doch der ärgſte Tyrann und mag es uns noch ſo viel koſten, wir müſſen ihr jedes Opfer bringen. Ich werde dann aber dafür den Sommer über in Italien bleiben, an irgendeinem ſchönen ſtillen Ort, entweder auf Bergeshöhen oder am Meer. Zunächſt kehre ich auch nach Rom zurück, denn meine Freundin bleibt nur bis Oſtern in Cannes, und bis Ende Juni iſt es hier gut ſein, ja dann liebe ich eigentlich Rom erſt recht, wenn es vom Übel erlöſt iſt, das heißt von den Fremdenſchwärmen, und wenn das reine Licht verklärend über die Monumente und die dann noch ſo herrliche Campagna ſtrahlt. Die Schweſtern ſind ſehr in Verzweiflung, daß ich gehe. Indes, was iſt zu machen? Dort iſt ein junges Leben, das für

vier andere Leben nötig iſt und das meiner Pflege bedarf, ich bin längſt über den Zenith hinaus und ſchon am Saum des Horizontes — da iſt nicht lange zu wählen.

Ich bin wieder ſehr mit meinen Norwegern beſchäftigt; der junge Bildhauer, von welchem ich Ihnen ſchrieb, iſt wieder da; er hat ein, meinem Geſchmack nach, ſehr ſchönes Modell zu einer Walküre zu Pferd gemacht; beide, das Tier und die Jungfrau, ſtürmen hinab zur Schlacht, die unten tobt; das Pferd wiehert, die Walküre ſtößt einen Schlachtruf aus und ſchwingt mit der erhobenen Rechten den treffenden Speer. Es iſt außerordentlich viel Bewegung und freies nordiſches Gefühl in dem Entwurf; aber — armer Künſtler — es wird keinen Beſteller finden, wie überhaupt zwiſchen den ſüßlichen, konventionellen, glatten Werken, von denen die beliebten Bildhauerateliers hier voll ſind, die etwas rauhe, aber originelle, naive Urſprünglichkeit des Norwegers ſich abſchreckend ausnimmt für das verdorbne Publikum. — Auch eine neue norwegiſche Schriftſtellerin iſt da, welche mir eben einen Roman zu leſen gegeben hat, der mich in Erſtaunen ſetzt. Seit den Goetheſchen Romanen iſt kein ſolcher dageweſen. Ja, da iſt viel Kraft und urſprüngliches Weſen in dieſen Menſchen. Sie ſtehen denſelben Fragen gegenüber wie wir, aber ich möchte ſagen: ohne hiſtoriſches Vorurteil, gleichſam wie friſche Kinder, die ſich gar nicht ſcheuen eine Form zu zertrümmern, um zu ſehen, was dahinter ſteckt. Wie anders muß unſere Kritik verfahren, und wie kleinlich gebunden iſt ſie von tauſend Feſſeln; daher, wenn ſie kühn ſein will, wird ſie impertinent. Freilich gibt's Ausnahmen. Der

feine, liebenswürdige Morelli iſt eine. Sein Buch heißt: „Die Werke italieniſcher Meiſter in den Galerien von München, Dresden, Berlin von Iwan Lermolieff“. Ob er ſchon früher polemiſiert hat, weiß ich nicht, in dieſem Buch aber tut er es, und zwar auf die humoriſtiſcheſte und feinſte Weiſe, und die Anekdote, worin er beweiſt, daß die büßende Magdalena der Dresdener Galerie nicht von Correggio iſt, iſt ſehr amüſant, wie dagegen die Abhandlung über die Venus des Giorgione wunderſchön iſt. Wenn Sie es leſen, freue ich mich ſehr darauf, Ihr Urteil darüber zu hören.

Leben Sie wohl, verehrter Freund, und bleiben Sie der alten Märchenfrau gewogen.

Cannes, Alpes Maritimes, 5. April (1881)

Mein verehrter Freund!

Es iſt ſchon lange her, daß ich Ihnen in Gedanken ſchreibe, aber in Wirklichkeit dazu zu kommen, iſt ſchwer, denn obgleich ich das arbeitsloſeſte Leben von der Welt führe, ſo habe ich doch keinen Augenblick frei. Ich bin immer dafür, jeden Zeitabſchnitt ganz dem zu widmen, wofür er beſtimmt iſt, und da ich, alles andere opfernd, hierher ging, um zu pflegen und zu helfen, ſo tue ich das nun auch und zwiſchen Groß und Klein bleibt da nicht viel freie Zeit. Wir ſind in einem wunderbar ſchönen Ort, wie denn überhaupt dieſe provençaliſche Küſte faſt noch ſchöner iſt als die Riviera, afrikaniſche Vegetation; eine ſolche Menge Palmen habe ich noch nirgends geſehen, die ſchlanken Zweige des königlichen Baumes wiegen



Madonna in ſüdlicher Landſchaft. Von L. S. Ruhl

ſich in den blauen Lüften und vor dem tiefblauen Meer, als wollten ſie von einer noch ſchöneren Heimat erzählen, wo die Menſchen noch wild in ihren Sitten ſind, ungebildet und ſelbſt kannibaliſch, aber wo ſie ſich nicht mit Fortſchritt und Bildung brüſten, während ſie im Grunde alle wilden Triebe noch in ſich beherbergen, die nur auf andere Gegenſtände ſich richten, ſchlimmer als bei dem primitiven Menſchen, weil raffinierter und unſittlicher. Der geſchmackloſe Luxus, das banale Vergnügen und die beſtialiſche Leidenſchaft des Spiels haben an dieſer ganzen Küſte ihr Reich aufgeſchlagen und entſtellen dieſe Paradieſe, wie denn Monte Carlo bei Monaco, wo die große Spielbank iſt, wirklich ein Paradies vom Teufel geſchaffen zu nennen iſt. Wir leben freilich ganz auf uns beſchränkt und haben mit jener Welt nichts zu tun, aber man empfindet die Folgen doch durch die unvernünftige Steigerung aller Preiſe. Ja, der Menſch iſt eigentlich nur ſchön und liebenswert als ganz kleines Kind und als eins von den ſeltnen Individuen, welche die Erlöſung in ſich vollbracht und den Willen verneint haben. Vom erſteren haben wir ein Beiſpiel hier bei uns in Olgas kleinſtem Kind, einem entzückend ſchönen Mägdlein, fünf Monat alt. Ich empfinde nur Freude, wenn dieſes holdſelige Weſen, welches neben mir im Zimmer ſchläft, um fünf Uhr morgens meinen Schlaf ſtört, indem es, wie ein junger Vogel, mit unglaublich ſüßen und freudigen Tönen den anbrechenden Tag begrüßt. Und ſtundenlang kann ich beobachten, wie den großen braunen Augen in dem raffaeliſchen Geſichtchen die Welt als Vorſtellung aufgeht, während der Wille noch als ein junger

harmloſer Leu im Paradieſe der Unſchuld vor dem Baume der Erkenntnis ſpielt. Armes Engelein, das nun ſo ahnungslos dem prometheiſchen Kampf des Lebens entgegengeht, denn in banaler Zufriedenheit verharren werden dieſe Kinder nicht; dazu haben ſie zu viel vom Blute des Großvaters und der holden Mutter in ſich.

Als ich hierher fuhr, ruhte ich einen Tag in Genua aus, um mich nicht durch die angeſtrengte Fahrt zu ermüden und ging in den Palazzo Doria, um den Pierin del Vaga wieder zu ſehen, den ich das letztemal mit den Schweſtern nicht geſehen. Im Dekorativen kann er ſich allerdings mit Giulio in Mantua meſſen, aber in der Kompoſition reicht er nicht von fern an ihn heran. Dann ging ich auch in eine ſonſt unintereſſante Kirche, um ein Altarbild Giulios zu ſehen, welches Vaſari für ſein beſtes erklärt: „Die Steinigung des Stephanus". Es iſt eine unglaubliche Intenſität und Glut des Gefühls darin, die mir überhaupt das Charakteriſtiſche an Giulio zu ſein ſcheint und die ihn oft an die Grenze der ſchönen Möglichkeit führt, aber unendlich für ihn intereſſiert. Schade, daß ſeine Sachen (wenigſtens die Tafelbilder) ſo furchtbar gedunkelt ſind, daß ſie dadurch hart erſcheinen. Bitte ſagen Sie mir recht viel über ihn. Es beunruhigt mich geradezu, daß ich mir noch nicht klar bin über ihn, daß er mich gewaltig anzieht und auch wieder abſtößt. Er iſt mir noch ein ungelöſtes Rätſel, und ich will nicht eher ruhen, bis ich es mir gelöſt.

Leben Sie wohl für heute, verehrter Freund; ich wäre ſehr froh, hier noch etwas von Ihnen zu hören.

Ihre alte Märchenfrau.

Kaſſel, 3. September 1881

Meine verehrte, anzi carissima amica!

Ich erhielt geſtern am Nachmittag Ihren inhaltsreichen Brief* aus Pieve di Cadore, danke Ihnen und beglückwünſche Sie zugleich, in ſo reizender, die Seele erhebender Naturumgebung zu ſein. Wie gönne ich Ihnen alles aus freudigem Herzen! Sie verdienen es auch doppelt, da Sie es ſich durch Ihre Energie erworben haben. Schon in meinem letzten Schreiben vergaß ich es Ihnen zu ſagen, daß Sie mit der Feder erreichen, was wir an Claude Lorrains Pinſel bewundern — die hohe Gabe, Landſchaften zu malen; nun ſehe ich von neuem den Beweis. Wenn Sie etwas unmutig ſind, daß es mit den Majolikas nicht glückt, ſo denken Sie daran, daß ich vorweg nichts anderes erwartet habe. Der Italiener ſagt ſich mit Recht, wir ſind das Original, was kann der Reflex deſſen, was wir beſitzen, für ein Intereſſe für uns haben! Wäre nicht der Drang ſo gebieteriſch, Ideen darzuſtellen, dann hätte ich Zeit gehabt zu überlegen, und beim Überlegen wäre ich zu der Überzeugung gekommen, daß es ein verfehltes Unternehmen war, auf dieſe ſchon einmal verdrängte ſchöne Fabbrica zurückzukommen. Aber auch der Irrtum hat in der Welt ſeine Berechtigung und ſeine Konſequenzen und die Sachen ſind nun einmal da. Ob zum Untergang, ob zum Fortleben, daran kann ja wenig gelegen ſein. Es iſt ſchon ein Korn Weisheit, nichts mit Heftigkeit zu wünſchen. Picke ich das auf, ſo habe ich,

* Nicht vorhanden.

ſcheinbar verlierend, genug gefunden. Nur über eins kann ich mich nicht ſo leicht wegſetzen: daß Sie nun ſolche arge Mühe gehabt haben, woran ich doch am Ende ſchuld bin.

Ich mag Ihnen und mir ſelbſt nicht die Laune verderben, darum für jetzt nichts mehr von meinen Entwürfen. Erſt wenn ſie um ein Billiges in den Beſitz eines ſpekulativen Kunſthändlers übergegangen ſind, wird ihr eigentliches Schickſal beginnen. Der ſo trügeriſche Wertmeſſer Geld iſt in dieſer Welt doch der alles beſtimmende Faktor. Für mich freilich iſt es anders. Bei den Kunſtſchöpfungen der Neuzeit kann ich mich oft der Frage nicht enthalten, würde dieſer oder jener Gegenſtand der Maler- oder Bildhauerei dem alten Michelangelo gefallen?

Ja, wenn nicht der Reſpekt vor großen Namen vorhanden wäre, was würde man oft zu hören bekommen? Wie vieles iſt nicht reine Unwahrheit in unſerer Welt! In jüngſter Zeit las ich wieder einmal Kirchenväter und Kirchengeſchichte. Ja, ich habe mich oft mit Unmut abgewendet, das kann ich ſagen. — Wie ich mich zu Ihren Freunden Minghettis ſtellen ſoll, weiß ich eigentlich nicht, aber mit offenen Händen werde ich Ihre Überſetzung* empfangen. Was können Italiener Beſſeres tun, als an ihre große vergangene Zeit erinnern!

Ihr Brief, liebe Idealiſtin, iſt zu inhaltsreich; verzeihen Sie mir, wenn ich nur auf das wenigſte ant-

* Die Lehrer Raffaels (erſchienen in der deutſchen Revue, Auguſt und September 1881).

worte und glauben Sie, daß mich alles intereſſiert und erfreut.

Mit treuer Anhänglichkeit und Freundſchaft bis ans Ende Ihr ergebener Ruhl.

Florenz, 3. Oktober (1881)

Verehrter Freund, bald am Ziel der Wanderſchaft und heimatbedürftig will ich doch vor völligem Schluß für Ihren lieben Brief danken, den ich mir leider nicht ſelbſt in Venedig abholte, ſondern nach Serravalle kommen ließ. Es war nämlich, als ich von Pieve di Cadore herunterſtieg, gerade der geographiſche Kongreß in Venedig eröffnet und die Berichte über den Zudrang von Fremden, über Schwierigkeiten des Unterkommens und geſteigerte Preiſe waren ſo erſchreckend, daß ich, wiewohl mit einigem Kampf, dem Plan entſagte. Es war auch vielleicht beſſer, denn gerade in Venedig war ich einſt viele Wochen ſo ſehr glücklich mit Olga, daß es mir vielleicht mehr Schmerz als Freude gewährt hätte dort zu ſein. Dagegen hatte ich noch vielen Genuß an Orten, die dem großen Fremdenſtrom noch abſeits liegen und wo man daher in Stille das Köſtliche genießen kann, was ſie enthalten. So iſt Serravalle, am Fuß der Cadoriſchen Alpen, ein reizender Ort, in wundervoller Lage, mit den maleriſcheſten Häuſern, Straßen und einer Menge herrlicher Kunſtwerke. Ich blieb acht Tage dort und hätte Wochen bleiben mögen. Dann fuhr ich aber, wie es mein Plan war, nach Vicenza, das ich noch nicht kannte; ſah unterwegs in Caſtelfranco den herrlichen Giorgione, den einzig wirklich beglaubigten in Ita-

lien, der nun aber auch genügt, um eines Menſchen Unſterblichkeit zu machen. In Vicenza ſtaunte ich die Prachtbauten Palladios an, aber ich kann nicht ſagen, daß ſie mich erwärmten; es ſind eben alles Paläſte, in denen der abgeſchloſſene Reichtum wohnt, freilich ein vornehm edler; dahingegen die trauliche Schönheit z. B. des kleinen Serravalle mit den verſchiedenartigſten, reizenden, ſinnig das Auge erfreuenden Häuſern einen Eindruck von in Fleiſch und Blut übergegangener Bildung und künſtleriſchem Sinn einer ganzen Bevölkerung macht.

Von Vicenza ging ich noch auf einige Tage nach Ravenna, das ich auch noch nicht kannte und nach dem ich mich längſt ſehnte. Da war ich denn ſehr glücklich; obgleich es iſt, als käme man weitab vom Leben in ein fernes Traumland, wo die Zeit aufgehört hat, wo es keine Menſchen mehr gibt, ſondern nur glänzende Traumgeſtalten, welche Kronen und Palmen tragend einſt durch goldſchimmernde Räume hingezogen ſind und durch ein geheimnisvolles Wort gebannt, nun ſtillſtehen, verſteinert, gleichſam wie wartend, ob nicht ein erlöſendes Wort ſie wieder ins Leben rufen wird zu neuem Wandeln in goldfunkelnder Herrlichkeit. O dieſe wunderbaren Baſiliken haben mir einen Eindruck gemacht wie kaum andere Kirchen Italiens! Und dieſe Gräber, das mit noch herrlich erhaltenen Moſaiken geſchmückte der Galla Placidia und das machtvolle des großen Theodorich, wie ſprechen ſie zu der Phantaſie und um ſo mehr als wirklich Grabesſtille um ſie herrſcht und man wenigſtens nicht den Eindruck einer kleinen, mesquinen Gegenwart neben ihnen hat. Aber leider zerſtören nicht

nur Zeit und Menſchen, auch die Natur gefällt ſich manchmal im Zerſtören, und ſo hat im Winter vor einem Jahr die ſehr anhaltende große Kälte die ſchöne Pineta faſt ganz zerſtört; mit wahrer Trauer ſah ich die hohen königlichen Stämme mit den vertrockneten Kronen, die nun faſt alle der Axt zum Opfer fallen. Was würden Dante und Lord Byron ſagen, wenn ſie ihre Pineta ſähen!

Hier halte ich mich nun des Zahnarztes wegen auf; kein ſchöner, aber leider ein notwendiger Schluß der Reiſe.

Leben Sie wohl für heute, verehrter Freund, und bleiben Sie wohlgeſinnt Ihrer

alten Märchenfrau.

Kaſſel, 4. Dezember 1881

Meine ſehr verehrte und gütige Freundin!

Sie bedürfen keinerlei Rechtfertigung, wenn Ihre Feder einmal länger ausſetzt. Nachrichten von Ihnen betrachte ich als Geſchenke; und wer wird erwarten, immer noch beſchenkt zu werden, wenn er auf alles ſchon Empfangene beſchämt und dankbar hinblickt. Wohl Ihnen, daß Sie ſonnenvermählt auf Ihrem Balkon ſitzen; es iſt doch das eine Kompenſation für Ihre ſonſtigen Leiden, von welchen ich Sie ſo gerne frei wüßte. — Aber dermalen!! — In der großen Ungemächlichkeit dieſes Körperlebens ſind ja ſo viel quälende Feinde eingeſchloſſen, daß man nur zu tun hat, einen Modus vivendi zu finden, um ſich ihrer, ſo gut es gehen will, zu

erwehren. Sehe ich mir Ihre ſchöne feſte Handſchrift an, ſo verrät dieſe nichts von dem Augenleiden, worüber Sie zu klagen haben. Schonen Sie ſich nur, man muß ja in vorgerückten Jahren mit allem haushalten und mit Behelfen erſetzen, was die Zeit hinwegnimmt. Übrigens verhält ſich — wie ich ſelbſt erfahren habe — unſre Widerſtandskraft doch ſtets im Verhältnis zu unſeren Leiden. Nur bis zu einem gewiſſen Punkt laſſen ſie ſich ignorieren.

Jetzt zu unſrer Tätigkeit! 2500 Exemplare der Memoiren einer Idealiſtin verkauft, das iſt ein froher Kranz am Ziele der Bahn. Und wie gönne ich ihn Ihnen! Aber nun, der neue Roman, auf den ich geſpannt bin! Läßt ſich nicht mit wenigen Federzügen eine Skizze davon geben? Ich weiß recht wohl, man verdirbt ſich dadurch halb die Freude daran — aber ich bin ſo entfernt von Ihnen! — Mit dem Urteil über ſeine eigenen Schöpfungen iſt es ſo eine Sache, mit der Kritik anderer eine noch unzuverläſſigere. Ich, der ich hier ſo ganz vereinſamt ſtehe, gab „die Zauberer" zum Durchleſen an zwei Herren, deren einer ein gründlich gelehrter Philolog iſt. Ich erfuhr dadurch nun nicht mehr, als was ich zuvor wußte, kein Buchhändler wird den Verlag übernehmen, denn der kennt ſein Publikum. Das iſt das Praktiſche von der Sache. Dem Philologen gab ich einen Aufſatz über den Nutzen der antiken Muſeen in bezug auf Bildung des Volkes. Er reichte ihn mir zurück mit den Worten: Damit ſtechen Sie in ein ganzes Weſpenneſt. Wollte ich aus meiner Meditation etwas herausgeben, ſo zög ich mir die Verleger auf den Hals. Sie ſehen, liebe

Freundin, mein Schöpferglück genieße ich allein, komme mir daher vor wie eine Uhr, die endlich ſtillſteht, da keine Hand ſie aufzieht. Mit Ihnen darf ich gar nicht rechten; Ihre Kritik iſt ſtets hymettiſcher Honig und ſollte Holzeſſig ſein, damit ich die Wahrheit erführe. Schön, daß Sie Fräulein Schirnhofer die Groteske zu leſen gaben; daß aber ein junges Mädchen daran wahrhaft Gefallen finden könnte, wäre eigentlich ein Wunder bei dem zweifach ketzeriſchen Inhalt. Ich habe auch nur 50 Exemplare drucken laſſen, wer weiß, ob dieſe abgeſetzt werden. „Die Puppe" — ich meine, ich hätte ſchon geſagt, daß es eine Paraphraſe des Kap. II der Geneſis iſt, „des Tages, ſo ihr davon eſſet uſw." — habe ich nach Leipzig geſchickt, wahrſcheinlich erhalte ich ſie mit ablehnender Antwort retour. Schon das Motto: „Ach, an der Erde Bruſt ſind wir zum Leide da" ſchreckt meduſiſch den Leſer ab. Man ſoll ihm ſagen, es ſei hier ein Tummelplatz der Freuden. Aber: „Binde deinen Gaul, den edlen Zelter, nicht an die Scheuer noch an die Kelter, weil dort das Volk zu allen Stunden hält ſeine Eſel angebunden." Gerade nicht ſehr höflich; aber doch ein guter Rat. Nun aber, beſte Märchenfrau, tauſendfach Pardon, daß ich ſo viel von mir ſprach. Wenn Sie einmal Winckelmanns Briefe leſen ſollten, ſo werden Sie mich noch billig finden. Oh Dio! Und doch habe ich noch etwas vergeſſen! Geben Sie ſich nur weiter keine Mühe mit den Majolika-Entwürfen, aber behalten Sie ſie, ſo lange es Ihnen gefällt.

Das Allerſchönſte und Beſte den verehrten Schweſtern. Und „nun bin ich aber alle" ſchrieb mir einſt die ganz unvergeßliche Gräfin Stolberg, wie man von einem Ku-

chen ſagt. Sie war eine wiedergeborene Diotima. Nächſtens mehr von dem, der Ihnen treu bleibt bis ans Ziel, das hier geſtellt iſt. Was dann weiter

chi lo sà?

25. Dezember (1881)

Mein verehrter Freund!

Ich erhielt Ihre ſchöne Sendung für Louiſe richtig am Weihnachtsabend, konnte ſie aber noch nicht auf den Beſcherungstiſch legen, da ich einſam und krank zu Bett lag. Es hat ſich recht dumm getroffen, daß mich ein ziemlich heftiges Unwohlſein gerade in dieſer Weihnachtswoche ereilen mußte. So konnte unſere kleine Dreieinigkeit das gewohnte Feſt nicht feiern, da die Schweſtern abends nicht ausgehen, und ſo verſäume ich auch heute ein reizend poetiſches Feſt mit ausgezeichneten Menſchen, zu dem ich eingeladen war. Pazienza ſagt der Italiener, und ich ſtimme Ihnen bei: Gott behüte! zu rufen, denn es geht wirklich abwärts und der wahren Freude iſt wenig auf der Welt. — Geſtern, als ich allein im Bett lag und von demſelben aus die Sonne im reinſten Gold hinter dem Palatin untergehen ſah und dann das erſte Viertel des Mondes klar heraufſtieg und die Nacht ſo wunderbar deutlich das Firmament überzog, wie ich es nie geſehen, wirklich wie ein dunkler und doch ganz durchſichtiger, ſternenbeſäter Mantel, da dachte ich lebhaft über die unſäglich ſchöne Weihnachtslegende nach, ach, über den verfrühten Geſang der Engel „Friede auf Erden", und es fiel mir ein, welch ein Dichter das geweſen

ſein muß, der dieſe wundervolle Mythe ſchuf. Die Erzählung exiſtiert ja nur im Evangelium Lukas, der Apoſtel konnte aber nichts von der Geburt Chriſti wiſſen, mußte es alſo durch Überlieferung haben, und wieder konnte niemand es überliefert haben, ausgenommen Maria, von welcher der Apoſtel allerdings ſagt, daß ſie alle dieſe Worte in ihrem Herzen behielt. Aber auch Maria konnte den Geſang der Engel nicht gehört haben. War nun Lukas ein ſolcher Dichter? Welch eine holdſelige Phantaſie hat er dann gehabt und wie weit iſt der Chriſtus im Evangelium Johannes, der Philoſoph und Metaphyſiker, ſchon von dem Kinde entfernt, das in der Krippe liegend von den Hirten angebetet wird! Und wie noch viel weiter iſt die Welt von jenem Friedensreich, welches der Engelgruß verkündete! — Aber glücklich der, welchem die Poeſie jenes Mythos, wie der Stern des Orients, ahnungsvoll aus der Kindheit bis an die Schwelle des letzten großen Rätſels leuchtet und ihm im Symbol die Welt erklärt.

Laſſen Sie mich denn doch mit einem frommen Wunſche heute ſcheiden, da ich nicht viel ſchreiben kann. Nächſtens ſchreibe ich mehr.

In Treue und Liebe Ihre

alte Märchenfrau.

Rom, 13. Januar 1882

Mein verehrter Freund!

Zwar kann ich noch nicht ſagen: ich bin wieder ganz wohl, aber es geht doch beſſer und auf das ganz wohl mache ich ja auch keine Anſprüche mehr. Am Sylveſterabend fuhr ich wohlverpackt zu den Schweſtern, um

ihnen nicht abermals die Freude zu verderben, und wir feierten unſere kleine Beſcherung, ein wehmütiger Nachklang längſt vergangener Tage, bei welcher Ihr ſchönes Aquarell auf Louiſens Platz prangte. Doch Sie wiſſen dies bereits durch die Schweſtern und ich füge nur hinzu, daß ich dafür während der erſten Tage des neuen Jahres das Bett hüten mußte. Zur Beantwortung Ihrer gütig ſorglichen Frage ſage ich auch nur noch dies: daß ich eine treue, ſeit acht Jahren mir überallhin folgende Dienerin habe, welche es an Pflege (ſoweit ich mir ſolche gefallen laſſe, da ich überaus anſpruchslos auf fremden Beiſtand bin) nicht fehlen läßt und die ſo teilnahmsvoll iſt, daß ich ſie immer tröſten muß, ſobald mir etwas fehlt. Auch fehlt es nicht an liebevollen Menſchen, welche mich aufſuchen, und das Maß von Einſamkeit, welches mir bleibt, iſt gerade das, welches ich bedarf, da ich nun einmal nicht mit denen leben kann, durch die mein Leben ſich noch in Gegenwart und Zukunft bedeutungsvoll betätigen könnte. Doch baſta von mir!

Was die Archäologen hier von den Olympiaſchätzen ſagen,[6] weiß ich nicht, denn ich bin ganz aus jenem Kreis geſchieden; doch glaube ich, die Nike iſt ziemlich allgemein jetzt von der Höhe, auf die man ſie zuerſt ſtellte, herabgeſetzt. Der Hermes dagegen ſoll wundervoll und von größter Schönheit ſein. Ebenſo ſind auch die Meinungen über die Pergamonfunde ſehr verſchieden, von einigen maßlos geprieſen, von anderen viel unter das längſt Gekannte geſtellt. Jedenfalls iſt es merkwürdig, was die Erde jetzt alles wiedergibt aus ihrem Schoß, und ich kann mir denken, daß es eine wahre

Leidenſchaft werden kann, ſo die nebelverhüllte Vorzeit aus ihrem Grab erſtehen zu laſſen. Die Archäologen vom Fach ſind mir meiſt ſehr unſympathiſche Leute; vor mehreren Jahren lebte ich viel unter ihnen und ärgerte mich oft über ihre pedantiſche Einſeitigkeit. Jetzt kenne ich nur einen ſehr ſympathiſchen, wieder einen Norweger, welcher hier Studien, beſonders über etruskiſche Altertümer, macht. Ich wußte nicht, daß die etruskiſche Sprache noch ein ſo abſolut verſchloſſenes Gebiet iſt, und leider ſagt mir eben dieſer Herr, daß bei den ſich immer mehrenden Ausgrabungen etruskiſcher Gräber bisher ſo unwiſſenſchaftlich verfahren worden ſei, daß man nur die großen Stücke ſorgfältig berückſichtigt, kleine Gegenſtände aber, wie Ornamente an Kleidung, Waffen und dergleichen, weggeworfen habe, während dies oft gerade die beſten Führer ſeien, um einigermaßen Licht in dieſe fernen, fernen Dunkelheiten zu bringen. In Florenz wird jetzt ein reiches etruskiſches Muſeum unter der Leitung zweier junger Italiener vortrefflich geordnet. Ich ſah es vorigen Herbſt und war überraſcht von dem Reichtum der Sammlung. Wenn ich zu befehlen hätte, ich würde noch eine Menge der modernen Bauten umwerfen, um den Boden mit ſeiner geheimnisvollen Tradition zu erſchließen und der Vergangenheit ihre Rätſel abzufragen. Freilich würde die beſchämende Gewißheit dadurch nur um ſo feſter werden, daß es wenig zu bedeuten hat mit unſerem Fortſchritt und daß, ſo wie die Tiefe der Erde Zeugniſſe wunderbarer Kulturepochen enthält, gegen die wir, an künſtleriſcher Bedeutung wenigſtens, weit zurückſtehen, ſo auch die Tiefe der menſch-

lichen Seele in grauer Vorzeit ſchon Schätze ethiſcher Erkenntnis und Empfindung barg, vor deren reinem Licht unſere Moral gewaltig getrübt erſcheint. Ach, das iſt das trübe Kapitel, welches man kaum berühren mag und welches zu einem ewigen Fragezeichen veranlaßt.

Wie aber iſt es mit der „Puppe“ und den „Zauberern“ geworden, nach denen ich ein ganz heftiges Verlangen trage? Was meine philoſophiſche Kühle gegen derartige Gelüſte betrifft, ſo irren Sie ſich da gewaltig, lieber Freund. Ich bin ſehr genügſam, was gewiſſe Seiten des Lebens angeht, aber gar nicht ſo nach den andern, als da ſind: künſtleriſche Gegenſtände, erhabene Eindrücke, Austauſch mit wirklichen Menſchen, denn verdient die Herde dieſen Namen? Könnte ich doch in Wahrheit etwas für Sie tun, verehrter Freund, um Ihr Lob zu verdienen! So aber kann ich nichts als mich freuen, daß das Geſchick mich Ihnen noch einmal nahegebracht hat.

Ihre M. M.

Kaſſel, 8. Februar 1882

Ihr Brief, verehrte Freundin, liegt mit dem Datum vom 13. Januar wie ein Gewiſſensbiß vor mir, doch nicht auf mir, da Sie — wie ich annehme — gewiß gedacht haben, er vernachläſſigt mich nicht! es wird alſo das Ausbleiben ſeiner Antwort eine andere Urſache haben. Ein bißchen Schmerzen, ein bißchen ſonſtige Quälerei jeden Tages, ein Verlaufen in Betrachtungen, die zu nichts führen, eine Stimulation der Phantaſie, die noch weit weniger zu etwas führt, das alles zuſammen iſt ſchon genug der vorgeblichen Abhaltung.

Ich kann mir jetzt doch ein beſſeres Bild Ihrer Häuslichkeit machen und dafür Dank. Was Ihr inneres Leben, meine liebe Freundin, betrifft, ſo bin ich darüber getröſtet, da arbeitet es immer. Sagen Sie mir, ob Ihr Roman fortſchreitet? Ich wünſche zu wiſſen, was er für eine Tendenz hat. Läuft ſie mit oder der gegenwärtigen Welt entgegen? Daß ich dieſer eben ſehr hold wäre, kann ich nicht ſagen. Der „Puppe" uſw. iſt wieder etwas Neues nachgefolgt. „Eine abenteuerliche Stadt", von der ich Ihnen die Kapitelüberſchriften beifüge. Ihr Urteil, auch das der Schweſtern, zu hören, wäre mir äußerſt erwünſcht, allein die Zumutung, Manuſkripte zu leſen, wäre doch zu ſtark. Wenn meine Arbeiten niemand gefallen, ſo erkläre ich mir das ſehr leicht. Sie ſind ja Teile ihres Erzeugers und der iſt von der Menge ſelbſt zu verſchieden, als daß ſie mit ihm ſympathiſieren könnte. Ich mache keinen Vergleich, Gott behüte, ich erzähle nur, was ich geleſen habe. Arioſto mußte hören, daß der Kardinal von Eſte ſeinen Orlando Coglionerie nannte. Bis der Don Quixote durchdrang, bedurfte es Jahre. Miltons Verlorenes Paradies iſt für fünfzehn Pfund Sterling nach langer Bemühung untergebracht worden. Der Scudéry ihre Romane machten Furore, weil Louis XIV. ihr Protektor war. Rumohr ſagt ſehr wahr, Correggio ſei ein Kleinſtädter geblieben, weil es ihm in Parma an einem Mäcen gemangelt habe. Was für ganz andere Reden würden über den großen Giulio* umlaufen, wenn er nicht nur in Mantua gemalt und gebaut hätte, einer Stadt, die abſeits liegt. Der hellſte Stern, wenn Nebel ihn verbergen,

* Romano.

wird nicht geſehen, und ein Rieſe im Tal ſcheint klein gegen den, der auf einem Berg ſteht. Doch wozu das alles, auf mich kann es und ſoll es keinen Bezug haben. „Dieſe Statue iſt von Thorwaldſen, von Canova. Ah! — Von dieſer weiß man den Meiſter nicht! Bah!“ Über den Hermes ein andermal! Ich bedarf den Reſt dieſes Blattes zu nötig, um Ihnen allen dreien zu ſagen, wie oft ich bei Ihnen bin und wie ſehr ich wünſche, es möge alles ſich zu Ihrem Wohl vereinigen. Tauſend Grüße! Der Himmel walte gütig über Ihnen allen. In treueſter Anhänglichkeit der Ihre

Ruhl.

Rom, 25. April (1882)

Verehrter Freund!

Unter den vielen unangenehmen Dingen dieſes Lebens iſt eines der ſchlimmſten, daß man durch eine Menge gleichgültiger, aber unerläßlicher Beſchäftigungen an denen, die man am liebſten hätte, gehindert wird, ſo an den Briefen, welche man mit Freude ſchreibt. Sie wiſſen ſchon, was das heißen ſoll, und ſo laſſe ich das Thema fallen und füge nur hinzu, daß Louiſe mich vor kurzem, als ich ſchreiben wollte, bat, noch zu warten, indem ſie eben geſchrieben hätte, und meinte, es ſei beſſer, zwiſchen den Nachrichten eine Pauſe eintreten zu laſſen, um Neues zu berichten. Aber wir verhandeln ja eigentlich über nichts, was dem Begriff: Zeit angehört und eher über Altes als über Neues. Was wär auch viel vom Neuen zu ſagen? Ich verhalte mich dazu ungefähr ebenſo wie Sie.

Das Neue iſt mir beinah immer das Entbehrliche, Gleichgültige. Ich ſehe es wieder lebhaft in dieſem Augenblick in mehrfacher Beziehung. Ein junger Mann,* mit dem ich vor einigen Jahren mehrere Monate lang in Sorrent zuſammen war und der mir durch ſein gutes, ſanftes, intelligentes Naturell wert wurde, iſt jetzt hier und es machte ſich ſo, daß er bat, vor einem weiblichen Trio ſeine Theorie der Entſtehung des Gewiſſens vortragen zu können (er iſt Moraliſt und arbeitet eine Schrift über das Thema aus). Da ich wußte, daß er fleißig gearbeitet hatte, glaubte ich, etwas Beachtenswertes zu vernehmen, und willigte ein. Oh Dio santo, welche Sandwüſte des Raiſonnements, ohne auch nur die kleinſte Oaſis! Wohin iſt dieſe Jugend gekommen! Wie ideallos, wie hölzern nüchtern! Und die nennen ſich Schopenhauerianer! Wie würde der gute Arthur ſtaunen, wenn er dieſe Schüler ſähe und welche Epitheten würde er für ſie erfinden! Ärger als die für Hegel. Aus der Angſt, noch irgendwie ein Eckchen Metaphyſik übrig zu behalten, fallen ſie geradezu ins Abſurde und gehen bei Beurteilung der Moral ſtets auf die Menſchenfreſſer zurück, um zu beweiſen, daß alle Moral einen bloßen Nützlichkeitsurſprung hat, folglich gar nicht exiſtiert, daß wir nur durch Gewohnheit an gewiſſe Vorſchriften gebunden ſind, ſobald wir aber der hiſtoriſchen Entwicklung nachgehen, einſehen, daß wir uns nicht daran zu binden brauchen, und wenn wir nur klug genug ſind, uns nicht entdecken zu laſſen, tun können, was uns gelüſtet. Es iſt der vollſtändige wiſſenſchaftliche Jeſuitismus. Um ſo ſchärfer trifft mich

* Dr. Paul Rée.

dieſes abſtoßende Raiſonnement, als ich eben in einem ſehr geiſtvollen, gar nicht neuen, ſchon Schopenhauer bekannten Buche des Grafen Gobineau „Sur la diversité des races humaines“ ſo viel über Indien leſe und mich in die Wunder dieſes alten Kulturlandes verſenke. Was die tiefſinnigen Denker jenes edlen Volkes ahnungsvoll erfaßten, das wollen dieſe Pygmäen jetzt mit hochmütiger Sicherheit Aberglauben nennen, während ihnen die trockne Realität der Sanſâra als die Wahrheit, noch dazu die von ihnen gefundene, erſcheint. Ach, armes Geſchlecht! — Wie ganz und gar aber iſt der Weg, der dahin führen mußte, derjenige, welchen Sie in der „Religionslehre oder vom Kirchenbeſuch“[7] andeuten. Dieſe Art des Kirchenbeſuchs konnte nur zum nüchternen Atheismus führen. Noch habe ich Ihnen nicht für dieſe herrliche Mitteilung gedankt. Nur hat es den Wunſch erweckt, mehr von den Meditationen zu vernehmen. Sie ſehen, ich bin ſchrecklich unerſättlich. Aber warum auch nicht? An der Quelle von Poeſie und Weisheit, an der das Kind ſchon trank, darf die alte Frau mit Recht wieder ihren Durſt zu löſchen ſuchen, denn das Leben hat ihn nicht vermindert, nur vermehrt, und je näher die Stunde kommt, wo es zum letztenmal heißen wird: „mich dürſtet“, je mehr möchte man aus den Quellen trinken, die ſich uns rein und ungetrübt durch des Lebens Schlamm und Wuſt erhalten haben.

Soweit man jetzt ſchon etwas beſtimmen kann, habe ich den Plan, im Juli noch einmal über die Alpen zu gehen und der Aufführung des Parſifal in Bayreuth beizuwohnen. Ich bin dort eingeladen, der Gaſt eines

Mannes zu ſein, deſſen Name Ihnen wenigſtens nicht unbekannt iſt: Joukowsky, der Enkel Reuterns, der Sohn des ruſſiſchen Dichters und Erziehers des verſtorbenen Zaren. Dieſer jüngere Joukowsky iſt Maler, ein Menſch voll Talent und Poeſie, aber etwas ruſſiſch ſchlaff und ohne Initiative. Er hatte ſich vor zwei Jahren in Neapel in leidenſchaftlicher Bewunderung an Wagners angeſchloſſen und es übernommen, die Skizzen zu den Dekorationen und Koſtümen des Parſifal zu machen. Dazu zog er ganz nach Bayreuth und iſt daſelbſt nun ganz häuslich eingerichtet. Ich habe ihn gern und er mich auch, wir haben ſo viele Beziehungen durch mein langes Zuſammenleben mit Ruſſen, und ſo hat er mich eingeladen, die Zeit über in ſeinem Haus zu wohnen. Ich wollte, Sie könnten auch hinkommen. Ich bin überzeugt, daß Sie gerade von dem, was da geleiſtet wird, aufs tiefſte ergriffen werden würden.

Doch nun für heute ein herzlichſtes Lebewohl und den Wunſch, bald wieder von Ihnen zu hören.

Die Märchenfrau.

Kaſſel, 26. April 1882

Verehrte, gütige Freundin!

Was jedem praktiſchen Menſchen gleich in den Sinn gekommen wäre, das fällt mir erſt ſpäter ein; nämlich, mich wegen Möglichkeit der Rückerſtattung der Portoauslagen von Rom nach Kaſſel bei hieſiger Poſt zu erkundigen. Sie können nun die Majolikaentwürfe, welche Ihnen wie ein Alp auf der Bruſt gelegen, getroſt ab-

ſenden. Den Betrag für die Auslagen erhalten Sie mit umgehender Poſt dort zurückerſtattet. Soviel über dieſe langweilige Sache, die — wie ich höchlichſt bedaure — Ihnen ſo viel Laſt gemacht hat. Beſſer, ich hätte wie die Sibylle all die Linien ins Waſſer geſchrieben. Leider verführt mich aber, da ich zum Quietismus durchaus nicht geſchaffen bin, der Tätigkeitsdrang zu Dingen, die der Welt doch gar nichts nützen. Auch meine Schriftſtellereien haben das mit den Galgenmännlein ähnlich; ſie kommen immer wieder zu mir zurück. So erhalte ich denn auch „Die Puppe" wieder von Leipzig. Sehr natürlich, wer will dem Publikum, von dem er lebt, gern ins Geſicht ſchlagen! Nichts trifft bei mir zuſammen; wären noch Jakob Grimm und die alten Freunde, wäre auch nur der mir nicht wohlwollende Vilmar noch am Leben, da würde ich die Wahrheit wohl erfahren. So allein arbeitend, gräbt man nur einen Brunnen, deſſen Tiefe immer das eigne Geſicht widerſpiegelt und das kennt man ja. „Die abenteuerliche Stadt" ſchicke ich Montag 1. Mai, wo die Hexen tanzen, nach Leipzig, weil begehrt; dort bleibt ſie einen Monat, um, wie ich vorausſehe, zurückzukehren. Am liebſten machte ich Sie mit den „Zauberern in Heſſen" bekannt. Ich beſitze leider nur keine gute Abſchrift und könnte das Original, wenn es abhanden kommt, nicht wieder aufs neue ſchreiben.

30. April

Aus dem Datum iſt zu erſehen, daß dieſes Blatt liegen blieb. Geſtern nun kam Ihr ſehr lieber Brief vom 25. d. M., auf den zu antworten ich mich beeile. Wo

aber zuerſt anfangen? Beim Gewiſſen? Das Gewiſſen, ſo ſcheint mir, beſteht wie der Menſch ſelbſt aus zwei Teilen. Aus dem unvergänglichen und dem wandelbaren; daher kann es kommen, daß unter verſchiedenen Völkern der Rechtsbegriff auch verſchieden modifiziert zur Erſcheinung kommt. Inſoweit gebe ich zu, das Gewiſſen kann anerzogen werden und das hängt mit der Gottesvorſtellung zuſammen. Ich verweiſe nur auf die ſchauerlichen Menſchenopfer. Den Druiden ſchlug das Gewiſſen ſicherlich nicht, wenn ſie das Blutwerk abgetan hatten, denn ſie waren überzeugt, dem höchſten Weſen durch ihre Tat wohlgefällig geworden zu ſein. Sie waren alſo fromm, dieſe Menſchen. Und frommer Irrtum iſt verzeihlich. Iſt man aber fromm, wenn man ſich ſelbſt als Mittelpunkt der Moral hinſtellt? Das iſt eine anſpeiungswerte Theorie; modern inſofern ſie in ihrer Anwendung gutgeheißen und belobt wird, antichriſtlich auch; denn Chriſtus ſtarb für die Menſchheit, nicht für ſich. Herakles iſt ein Held, er befreite die Erde von Ungeheuern. Andere ſind bloß Eroberer, weil ſie herrſchen wollen. Die Werke ihrer Taten ſind vergänglich wie ſie ſelbſt und ſtürzen zuletzt über ihnen zuſammen. Führen Sie das weiter aus! Sie vermögen es ja. Der andere und obere Teil des Gewiſſens, den ich den göttlichen Unſterblichkeitsfunken nennen möchte, iſt die uns mitgegebene Ahnung des Guten, Wahren und Schönen. Wird er durch den Zug zu ſeinem Gegenteile alteriert, ſo deutet uns eine innere Unruhe, ein nicht zu beſchwichtigender Vorwurf an, daß wir aus der allgemeinen Harmonie herausgetreten ſind, wofür es dann mannig-

fache Bilder gibt. Orlow machte ſeine Karriere durch Kaiſermord und wurde zuletzt wahnſinnig. Zur alten Zeit würde man geſagt haben, die Erinnyen, die Rächerinnen der Untaten, verfolgten ihn. Daher kann Cavourſche Nützlichkeits-Politik nie die richtige ſein, weil das, was ſich zu einer Zeit als nützlich erweiſt, zu einer anderen in das Gegenteil umſchlägt. — Wenn wir es auch nicht erleben. — Wer war ſcheinbar größer als Napoleon geachtet? und was iſt aus ſeinem Weltreich geworden? Gewiß, es beſteht eine ewig unwandelbare Ethik! Finden Sie aber nicht, daß ich über Gewiſſenſprecherei ſelbſt gewiſſenlos geworden bin, indem ich Sie ſo lange aufhalte? — Gobineau kenne ich aus den Parerga. Meinen Sie, ich könnte das Buch erhalten? Es iſt ein kläglicher Zuſtand, in den wir geraten ſind. — Von meinen Meditationen, drei Bände in Folio, wollen Sie etwas hören! Etwa M. 13 „Was bedeutet die Paradieſes-Schlange", oder 164 „Ob die Seele verloren gehen könne", oder „Dialog des Optimiſten und Peſſimiſten". Sie werden ſchon genug haben an den Überſchriften. Meinen Sie denn nicht, daß ich das alles für matte Flügelſchläge und verfehlte Verſuche, zum Licht zu gelangen, anſähe. Sobald man einſieht, alles was du denkſt und machſt, iſt längſt ſchon da und viel beſſer, viel vollkommner, taugt man nichts mehr für dieſe Erde. — Ich ſpringe ab! Sie, die Sie ein ſo ſeltenes Talent für Naturſchilderungen beſitzen, werden Sie nicht in Ihrem Roman Gebrauch davon machen? Hoffend, daß Beifall Ihnen noch Freude macht, ſchicke ich hier einen Ausſchnitt aus der Frankfurter Zeitung. Ich ſehe daraus,

daß Sie Gottfried Kinkel kennen. Mit Ihren Freunden wird es wie beim ewigen Gericht gehen. Einige zur Rechten, andere zur Linken, nur nicht beide zusammen. Joukowsky ist mit Schwertzells verwandt, folglich mit Fräulein v. Verschuer, die er einst fragte: „Schwärmst du für Garibaldi?“ Teufel, wie kam er damit bei ihr an! Dennoch besteht das Verwandtschaftsband fort, und für mich ist Garibaldi nur ein politischer Charakter, der unparteilich zu beurteilen ist. Weder Haß noch Liebe!

Mein Brief kommt mir vor wie ein mißklingendes Trompetengeschmetter! Lesen Sie ihn ohne Haß aus Liebe! Werfen Sie ihn wie seine Vorgänger und Nachfolger dann mit kühler Gleichgültigkeit ins Feuer, denn groß ist nur die Diana der Epheser! Das alles, verehrte Freundin, können Sie tun, nur glauben Sie nicht, daß ich jemals aufhören werde zu sein, was ich bin und immer war, Ihr aufrichtig ergebener Freund Ruhl.

6 Via della Polveriera
Rom, 7. Mai (1882)

Mein verehrter Freund, in Eile nur wenige Worte diesmal, um zu sagen, daß ich mich gestern mit wahrem Schmerz von den Majolika-Entwürfen getrennt und sie auf die Heimreise geschickt habe.

Ja, alle die angeführten Kapitel der Memorabilien möchte ich lesen und noch viele mehr. Was tut es denn, wenn andere schon dasselbe gesagt haben? Jeder sagt es auf seine Weise und von bedeutenden Menschen ist die immer neu und hochinteressant. Außerdem ist es mir von Ihnen immer wie Heimatluft, wie jener Ostergesang,

der dem Fauſt ertönt und den herben Nachgeſchmack des langen Lebenskampfes in ſanfte Wehmut und heiliges Ahnen auflöſt. Das Wort unſeres Freundes Arthur* kommt mir dann immer doppelt beruhigend in den Sinn: „Und dennoch dürfen wir getroſt ſein!“

Sie fragen Louiſe nach der Fürſtin Wittgenſtein. Sie iſt eine intime Bekannte von mir. Ich ſchrieb Ihnen ſchon früher von einer bedeutenden Katholikin, die mich gern bekehren wolle; das iſt ſie. Es iſt eine ſehr geiſtvolle, herzenswarme Frau, bei der ich öfter genußreiche Stunden verbringe.

Was das Jüngſte Gericht meiner Freunde betrifft, ſo hoffe ich, wird die Scheidung nicht ſo ſchlimm ausfallen, denn „jene himmliſchen Geſtalten“, ſie fragen nicht nur nicht nach Mann und Weib, ſie fragen auch nicht nach rechts und links, Demokrat oder Ariſtokrat, ſie ſagen nur: „Wer immer ſtrebend ſich bemüht, den können wir erlöſen.“

Wenn ich Ihnen ſchreibe, kann ich immer kein Ende finden, und heute muß ich es doch. Daher nur noch ein herzliches Lebewohl! Ihre M. M.

Kaſſel, am 13. Mai 82

Erſt geſtern, meine verehrte Freundin, berichtet Ihnen meine Poſtkarte das richtige Eintreffen der Zeichnungen; und heute gehen ſchon wieder einige Zeilen an Sie ab, die Sie der vollkommnen Unverſehrtheit derſelben verſichern. Gottlob, werden Sie ausrufen, dieſer Handel wäre nun abgetan! Goethe machte es ſich einſtmals

* Schopenhauer

zum Vorwurf, daß er viel Zeit dadurch verlor, ſich mit Angelegenheiten ſeiner Bekannten zu befaſſen. Das können Sie nun auch mit Recht tun. Da ich Armer nun einmal dieſen großen Mann zitiert habe, ſage ich gleich, woher ich den Mut nehme, Sie auch noch mit ſchriftlichen Verſuchen, das heißt mit der „Puppe", zu quälen, die hierbei in zwei Kouverten folgt. Goethes Briefe von 1787/88 an ſeine Weimarſchen Freunde ſprechen überwiegend viel über ſeine Arbeiten und deren Erfolge, die ihm ſehr am Herzen liegen. Er tut ſich darin gar keinen Zwang an. Wie ſchön, wenn man doch Goethe gleichen kann — wenn auch nur von ſeiner ſchwächſten Seite! Ich gebe Ihnen nun die „Puppe" zum Spielen, damit Sie mir ſagen, wie Ihnen ihr Geſicht, ihre Glieder, ihre Kleider gefallen oder — eigentlicher — was und wie vieles Sie daran zu tadeln hätten, denn nur vom Tadel lernt man das Beſſermachen. Fragen muß ich auch: iſt für Leſerinnen die eine Stelle anſtößig, welche Sie leicht finden werden?

Ihre Fürſtin W.,* auf die ich nun komme, iſt mir, wer weiß warum, wenn nicht aus Rückgefühl meines Vorlebens, gleich ſehr ſympathiſch geweſen. Ich kenne ſie ja nur von Renommée und aus einer brieflichen Mitteilung an einen Sekretär der öſterreichiſchen Legation. Was man auch über ſie ſage, ſie iſt eine Frau hors ligne, eine ſuchende Seele, die der Wahrheit zueilt, die ſie in der Schönheit fühlt, wobei, ſolange wir unſer Erdenkleid tragen, ein Irrtum im Ergreifen gar leicht möglich, daher aber auch ſehr verzeihlich iſt. Wollen Sie

* Wittgenſtein

mir mehr über ſie einmal ſagen, ſo bin ich dankbar, ich habe ja nur ein geiſtiges Intereſſe dabei. Wem Gott es auferlegt, im ſozialdemokratiſchen Leben, ja im Leben überhaupt, die Bürde der Idealität zu tragen, dem hat er eine ſaure, Schweiß austreibende Laſt auferlegt, und wenn nicht von außen, ſo wird ſein täglich Brot von mancher inneren Träne feucht. Ich ahne, es wird wie für alle, ſo für mich einſt eine ſchwere Stunde ſein, wenn mir der himmliſche Präzeptor meine irdiſchen Konzepte korrigiert.

Grüßen Sie mir Rom mit ſeinen hundert Stellen, die unſre Seele gefangen nehmen und die doch, wäre ich dort, für mich ohne Wagen unerreichbar blieben. Die Fähigkeit, zu genießen, nimmt nicht mit dem Alter ab, wie man meint, ſie ſteigert ſich vielmehr, nur wird ſie gehindert. Ich bin dankbar für alles, was mir von Ihnen kommt und bleibe mit unveränderlicher Geſinnung Ihr treu ergebener Freund Ruhl.

Rom, 28. Mai (1882)

Verehrter Freund, ich war geſtern nachmittag mehrere Stunden bei der Fürſtin Wittgenſtein und erzählte ihr von dem unbekannten Freund, den ſie gefunden. Es hat ſie ſehr gefreut und ſie läßt Ihnen herzlich danken, daß Sie ſo freundlich von ihr denken. Sie iſt eine ſehr merkwürdige Frau, und die Stunden, die ich bei ihr verbringe, gehören ſtets zu den gedankenreichſten und bewegteſten meines hieſigen Umgangs. Sie hat mir eine große Freundſchaft gewidmet, trotzdem ſie weiß, daß ich nicht zum Katholizismus übertreten werde. Aber ſie hat

die Toleranz großer Seelen, die es wiſſen, daß es für die in Wahrheit Suchenden mehrere Wege und in des Vaters Haus viele Wohnungen gibt. Eine große Liebe hat ſie aus einem unwürdigen Ehebund ſich losreißen laſſen und trotzdem ſie Stellung in der Welt und ein koloſſales Vermögen opferte, iſt ſie derſelben treu geblieben und lebt ein würdiges Leben, fortwährenden Studien, geiſtigen Arbeiten und ſtiller Wohltätigkeit geweiht. Sie hat auch ihre Schwächen wie alle Staubgeborenen, allein ihre großen Eigenſchaften überwiegen dieſelben bei weitem.

Nun aber zu der Hauptſache — der „Puppe". Ich hatte nach Empfang des Manuſkriptes die Schweſtern zum Eſſen eingeladen, um nach demſelben gemeinſchaftlich zu leſen. Nichts Geringeres als das konnte ſie zu ſolch einer Extravaganz bewegen, denn ſeit den vier Jahren, wo ſie nun herkommen, haben ſie nicht einmal außer Haus geſpeiſt und ſind darin wirklich ein bißchen zu bequem. Ich muß immer zu ihnen, obwohl ich um nichts geſünder und ſtärker bin. Nun diesmal aber kamen ſie und wir laſen die erſte Hälfte und am folgenden Abend bei den Schweſtern das Ende. Staunen und Bewunderung hat uns alle erfaßt über dieſe Geiſtesfriſche und Tiefe, vor der die heutige Jugend beſchämt das Banner ſenken müßte. An ſo etwas läßt ſich gar keine Kritik anlegen, es iſt eine Phantaſieblume, deren Duft zu fein geiſtig iſt für die gröberen Organe des Publikums, aber jedem edel organiſierten Weſen die größte Freude machen muß. Die bewußte Stelle würde ich, wenn ich doch etwas ſagen ſoll, etwas weniger rea-

liſtiſch behandeln, was ſich aber auch ſehr leicht tun läßt und vielleicht das Eingreifen des Urpapas etwas deutlicher motivieren, ob es mit dem Wegnehmen des Buchs, in welchem ſein Bild iſt, oder mit der Übertretung des väterlichen Verbots an den Brunnen zu gehen, oder wie ſonſt zuſammenhängt. Aber das ſind ja nur Nebenſachen. Sollte es nicht tunlich ſein, alle dieſe Sachen, die Groteske, Puppe und was ich noch nicht kenne, zu einem Buche zu vereinen und dafür einen Verleger zu finden? Die Revuen ſind gar zu realiſtiſch modern und ihr Leſepublikum hat für ſolche Poeſie kein Verſtändnis. Sowie man aus den Grenzen der gröbſten Realiſtik heraustritt, wird man nicht angenommen. — Rom iſt jetzt göttlich. Es iſt der Augenblick, wo ich es am meiſten liebe; die Fremden ſind fort, es gehört wieder den Römern, der törichte Geſellſchaftstaumel, die Maſſen Beſucher in den Galerien — alles vorbei. Die Vegetation iſt noch in ſchönſter Friſche und das reine Licht ſtrahlt zauberiſch über großartige Trümmer und friſches Grün, und die Veduten, z. B. auf dem Palatin, der mein naher Nachbar iſt, ſind ſo wundervoll, daß ihnen vielleicht nur in Sizilien, in Taormina, Girgenti uſw. etwas vorzuziehen iſt.

Für heute will ich dieſe Epiſtel ſchließen und hoffe, vor meiner Abreiſe noch ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten.

Inzwiſchen ſeien Sie tauſendmal herzlichſt gegrüßt von der Märchenfrau.

Kaſſel, 26. Juni 82

Meine ſehr verehrte Freundin!

Es war ganz umſonſt, daß ich Sie um die Aurora bemühte, denn meinen Aufſatz* erhielt ich ſehr lakoniſch per Korreſpondenzkarte von Dr. v. Lützow, Herausgeber der Zeitung für bildende Kunſt, aus Wien zurück. Dieſer etwas unhöfliche Lakonismus macht es mir unmöglich, zu erraten, weshalb? Im allgemeinen verraten die Herren, welche den literariſchen Markt durch ihre Zeitſchriften beherrſchen, es deutlich genug: das große Alte ſoll nichts mehr gelten.

Ihre weiten Reiſen betrachte ich wie eine Schickſalsverknüpfung, wogegen nicht anzukämpfen iſt. Das übrige iſt mir dunkel. Ich habe nur den einen Wunſch, daß Tobias' Engel Sie auf der ganzen Reiſe ſchütze und geleite. Und daran ſchließt ſich der andere Wunſch für das Wohlbefinden Ihrer Schweſtern an! Der dritte iſt, genau zu wiſſen, wie ich Ihnen alle Güte vergelten ſoll.

Daß Sie mit Joukowsky für Garibaldi „zu ſchwärmen", wie er ſich gegen Fräulein von Verſchuer ausgedrückt hat — die empört ſich abwandte —, nicht abgeneigt ſind, erſehe ich. Und wie ich Sie da verlaſſe, wiſſen Sie auch. In Religion und Politik muß man den Glauben ſchonen, dann bleibt man ſich Freund. Für das Gewebe der Weltgeſchichte war Garibaldi notwendig; wie ſein Gebilde einmal ſpäter ſich ausnehmen wird, wiſſen wir nicht! „Glücklich, wer ſich vor der Welt ohne Haß verſchließt!" Wiſſen aber möchte ich doch, welche Ge-

* Über Guercino.

fühle Fürſtin Wittgenſtein für Garibaldi hegt. Ob ſich wohl Garibaldi klargemacht, was er an die Stelle zu ſetzen hat, wenn Papſt, Kirche, Prieſter, alles zuſammen ausgefegt wäre? Maulwürfe ſind da, um die Erde locker und fruchtbar zu machen, wie der Sturm dem Meere not tut, damit keine Stagnation eintritt. Ich verlaſſe ein Thema, welches Ihnen wahrſcheinlich wenig gefällt und gehe für heute auch zu keinem anderen über, da Ihre Zeit jetzt beſſer und erfreulicher ausgefüllt wird. Leben Sie wohl, beſte Freundin, und geben Sie mir, ſobald Sie wollen, einen ſchriftlichen Beweis der Fortdauer Ihres Wohlwollens. Mille volte Addio von Ihrem beſtändigen Freunde L. N.

Settefonti, Bologna, 29. Juni (1882)

Verehrter Freund, nun wieder einen Gruß aus dieſen herrlichen Höhen, wo die Bruſt leichter atmet, wo man fern vom Lärm der Welt die erhabene Symphonie der Stille genießt. Ich möchte immer allen, die ich liebe, die Freude gönnen, an dieſem Götterort zu weilen. Wär ſolch ein Beſitz mein eigen, ich würde hier das moderne Kloſter ſtiften, welches ein Lieblingstraum von mir iſt. Einen Kreis gleichgeſinnter Menſchen in entzückender Natur vereinigen, mit der vollkommenen perſönlichen Freiheit für jeden, ſeiner eignen Arbeit obzuliegen, aber mit der Möglichkeit, in edler Gemeinſchaft die höchſten Freuden geiſtigen Austauſches zu genießen und, ſoweit tunlich, dann auch in weitere Kreiſe wohltätig hinauszuwirken, ohne mit der Welt in eine allzu nahe Berührung

zu kommen — das iſt ſeit vielen, vielen Jahren mein Ideal. Ich hatte ſogar einmal einen ſchönen Anfang dazu gemacht im herrlichen Sorrent,* und es war derſelbe, was Form und Inhalt des Zuſammenlebens betraf, vollkommen gelungen, die Fortſetzung ſcheiterte damals eben nur an den materiellen Bedingungen. Leider ſind die ja auch zum Herrlichſten nötig. Um ſo ſchöner aber wäre ein ſolcher Ort wie dieſer zu ſo etwas, weil ringsum weder Möglichkeit zu Dorf oder Stadt noch Agglomeration von anderweitigen Menſchen iſt, die das Verderben gleich mit ſich führen würden, denn in dieſen Höhen und Schluchten kann keine große Fahrſtraße, keine Eiſenbahn angelegt werden, die Menſchen wohnen auf einzelnen Höfen, die hier und da zerſtreut die Gegend freundlich beleben, ohne ſie durch einen Haufen roter Dächer uſw. zu entſtellen, und die Bauern, die in jenen leben, ſind ſchöne, kräftige, einfache, gute Menſchen, denen die Natur noch näher iſt als die Ziviliſation und mit denen es eine wahre Freude iſt zu verkehren.

Ich hätte Ihnen noch vielerlei zu erzählen, u. a. daß die Bücher der Wittgenſtein auf dem Index ſtehen, aber verſpare dies aufs nächſte Mal, von Bayreuth aus, da ich möchte, daß dieſer Brief nun abgeht.

Leben Sie wohl, verehrter Freund, bald atme ich mit Ihnen deutſche Luft. Ihnen innigſt ergeben

Malwida.

* Mit Nietzſche, Rée und Brenner im Winter 1876—77.

Kaſſel, 15. Juli 82

Verehrte, gütige Freundin!

Auf Ihren lieben Brief aus Settefonti vom 29. v. M. habe ich nicht geantwortet, weil ich beſorgt war, es könnte, nachdem ich zuerſt verhindert war, zu ſpät ſein. Ich werde aber auf Ihre Ideale wohl noch zurückkommen. Für heute werde ich mich an Poſitives halten, denn zweierlei läßt ſich nicht zuſammen tun.

Wir werden uns nun wohl für einige Zeit adieu ſagen müſſen, wie ich das aus Ihren mir unbekannten Reiſeplänen erſehe und der Aufenthalt in Paris wird Ihnen wohl ſchwerlich Zeit laſſen, an Ihrem Roman tätig zu ſein. Noch immer iſt es mir dunkel, wohin Sie den Weg nehmen, aber ich habe ein großes Intereſſe, daß es Ihnen gelinge, ſich ſelbſt zu befriedigen. Aus Neugier habe ich einiges von dem, was jetzt emporgehoben wird, geleſen. — Nein — das war mir unmöglich, aber durchblättert. Für mich ſind alle dieſe Herren kein Gewinn; mein Geſchmack muß daher ein verdorbener ſein. Wie gut, daß ich ſo alt bin! Erklärlich, daß mir auch nur das Alte gefällt. Wenn Sie, meine liebe Märchenfrau, einmal eine halbe Stunde für mich frei haben ſollten, ſagen Sie mir doch etwas mehr, warum die Schriften einer ſo guten Tochter der katholiſchen Kirche, wie ich mir die Fürſtin Wittgenſtein denke, auf den Index haben kommen können? Ich weiß ſelbſt nicht, warum mich dieſe Frau ſo intereſſiert. Spricht ſie nur Franzöſiſch? Hat ſie Ähnlichkeit mit der Gräfin Ida Hahn-Hahn? Iſt ſie Asketin um Gottes willen? Oder



Engel in der Laube. Von L. S. Ruhl

aus Ekel an der Speiſe dieſer Welt? Sagt ſie auch wie der Comte Xavier de Maiſtre: l'homme n'est compté pour rien dans le grand tout? Glaubt ſie, daß die Formen, unter denen wir irdiſch die Schönheit begreifen, eine Ewigkeit haben? Ich laſſe hier Platz für die nächſten Tage.

Am 17.

Soeben geht Fräulein v. Humboldt von mir. Was ſie bewogen haben kann, ſich die Mühe zu machen, mich aufzuſuchen, begreife ich nicht! Es lief das Viertelſtündchen am Ende ganz gemütlich ab. Frau v. Medems Brief vom 3. Juli aus Ems macht mich etwas um Fräulein Lauras Befinden beſorgt! Gott wolle, daß ihr die Kur gut bekommt. Man wird endlich bange, wenn man wie ich ſo in der Schlachtlinie ſteht. Ich kaufe mich arm an Totenkränzen; und darunter ſind welche, die mich recht ſchmerzen.

Am 19.

Geſtern ſchickte ich meine Schuld zur Poſt und heut ſoll dies Blatt nachfolgen. Möge es Sie bei beſtem Wohlſein antreffen! Dies der Wunſch Ihres ſtets ergebenen

R.

Bayreuth, 6. Auguſt (1882)

Verehrter Freund, Sie haben recht vermutet, daß ich hier nicht viel zum Schreiben kommen würde, aber nicht wegen des Parſifal, ſondern wegen des vielen Drum und Dran, d. h. der Unzahl alter und neuer Bekannten, die einem unbarmherzig die Zeit rauben und denen man

bei der Enge der Verhältniſſe und des Raumes nicht entfliehen kann. Ich will es aber nicht länger unterlaſſen, Ihnen ein Lebenszeichen zu geben. Allerdings ein dürftiges Lebenszeichen, denn in ſolchem Klima, in ſolch ſchauderhaftem Wetter lebt man nur halb und die vier ſchönen Sommerwochen in Settefonti kommen mir vor wie ein ferner unmöglicher Traum. Ganz habe ich bei ſolchen nordiſchen Zuſtänden die Empfindung, welche die Schatten im Hades gehabt haben müſſen, wenn ſie aus der glänzenden Lebensfülle der helleniſchen Welt niederſtiegen in das dunkle Reich am Styx. In ein Reich des ſeligen Wahns verſetzt mich dagegen das wunderbare Kunſtwerk, deſſen Darſtellung ich beiwohne, und es würde Sie auch tief ergreifen, deſſen bin ich gewiß, wenn Sie es ſehen und hören könnten. Da das aber nicht ſein kann, will ich auch nicht weiter davon reden, denn nüchterne Worte überzeugen nicht.

Geſtern kam Herr v. Radowitz,* der Geſandte, direkt aus Athen hier an, aus 31 Grad Wärme! Wie mir da zumute wurde! Nur den Abend bei der Aufführung wird einem ſelig zumute; auch Radowitz, den ich geſtern abend nach der Aufführung noch ſprach, war ganz ergriffen und entzückt. Der Fürſtin Wittgenſtein habe ich auch noch nicht ſchreiben können, obgleich ich ihr längſt einen Brief ſchulde. Ihre Bücher ſind wohl auf dem Index, weil ſie eine erklärte Feindin der Jeſuiten iſt, welche ſeit lange, ſchon unter Pio IX. und auch jetzt, den Vatikan beherrſchen. Ein hoher Geiſtlicher erzählte mir einmal, daß Pio IX. geſagt habe: „Questa donna, cosa ha da

* Sohn vom Freunde Ruhls.

immischiarsi nelle nostre faccende.“ — Sie aber ſagte mir: „Ja, dieſe Herren — jetzt wollen ſie nicht gelten laſſen, was ich ſchreibe, aber einſt, wenn ich lange tot ſein werde, werden ſie ſagen, die Frau hat doch recht gehabt.“ — Übrigens iſt ſie gar nicht Asketin, hat gar keine Ähnlichkeit mit Ida Hahn-Hahn, ſpricht geläufig Deutſch, Franzöſiſch, Engliſch, Polniſch, Ruſſiſch, ja Lateiniſch. Sie iſt gar nicht ſchön, ſcherzt ſelbſt ſehr anmutig über ihre Häßlichkeit, iſt feurig lebhaft, nimmt teil an allen geiſtigen Erſcheinungen, verkehrt mit einer Unzahl Menſchen, ſieht aus wie eine Sibylle, wenn ſie in ihrem Lehnſtuhl neben einem mit Blumen und Büchern beladenen Tiſch ſitzt und mit blitzenden Augen geiſtreiche Dinge ſagt. Nein, ſie ſagt nicht dasſelbe wie de Maiſtre, ſie ſagt im Gegenteil: Dieu a traîté l'homme avec révérence et l'homme est libre d'aller vers Dieu. — Vielleicht haben Sie ſich ein ganz anderes Bild von ihr gemacht. Aber ſie iſt jedenfalls ein ſehr merkwürdiges Weſen und ich bin ihr treu, wie viele auch über ſie ſpotten.

Doch ich will für heute ſchließen, da ich möchte, daß der Brief fort käme und füge daher nur noch innigſte Grüße bei von Ihrer M. M.

Hâvre, 26. September (1882)

Verehrteſter Freund!

Bevor ich dieſe ſchöne Normandie verlaſſe, muß ich endlich den langerſehnten Augenblick ergreifen und Ihnen einen Gruß ſenden. In Bayreuth kam ich nicht mehr dazu, und in den drei Wochen, ſeit ich hier bin,

nahmen mich Groß und Klein so sehr in Anspruch, daß die Feder müßig im Schreibtisch lag. Nun fahren wir aber morgen nach Paris und alle Welt ist mit Packen beschäftigt, da bleibt mir etwas freie Zeit, und ich weiß sie nicht besser anzuwenden, als nun endlich den Gedanken, die schon so oft zu Ihnen wanderten, Ausdruck zu verleihen. Ja, ich unternehme diesen Sommer mehr für meine Kraft als gut ist, aber ich denke, was hätte ich davon, wenn ich sie sparte und all das Gute, welches ich genossen habe, dabei versäumt hätte? Man erzählt, daß Kant den Arzt, der ihn dringend bat, seine Gesundheit zu schonen, fragte, wieviel Jahre er länger leben würde, wenn er das ihm Angeratene täte. Der Arzt sagte: wenigstens zwei Jahre. „Ach, dann ist es nicht der Mühe wert", versetzte Kant und fuhr in alter Weise fort. So denk ich auch immer, solang ich es noch kann, erhabne Kunst genießen und geliebteste Menschen aufsuchen, muß ich es tun. Hat das Schicksal einmal sein unerbittliches Veto eingelegt, dann gilt's das Haupt beugen.

Nach dem ganz einzigen Kunstgenuß kam nun hier das Ausruhen bei zarter Liebe und kindlicher Unschuld. Dazu ein wunderschönes Land. Von meinem Fenster übersehe ich die ganze große Stadt, die majestätische Mündung der Seine und das offene Meer mit den stolzen Segelschiffen, ein wahrhaft großartiges Bild. Auch was ich sonst vom Land gesehen habe, hat mich entzückt. Wie mußten die nordischen Abenteurer, die Söhne der Götter, die Normannen, freudig erstaunt sein, als sie an dieser herrlichen Küste landeten. Überall findet sich

neben der üppigſten, reizvollſten Natur auch die Spur eines großen Kulturlebens, zum Teil freilich in Ruinen, die der Verwüſter Menſch, ſich ſelbſt beraubend, aus ſeinen eignen Werken macht; aber auch die Ruinen ſind ſchön, mit reichem Grün überwuchert; viele prächtige Schlöſſer ſtehen auch noch und die kleinſten Orte haben wunderbare Kirchen vom edelſten Stil. Morgen, auf dem Rückweg nach Paris, will ich mich in Rouen aufhalten, woſelbſt es wahre Wunderwerke der Architektur geben ſoll. Wenn man immer wieder ſieht, wie faſt alle Länder Europas nur von ihrer alten Herrlichkeit leben, wie das Ideale ſich immer mehr zurückzieht in unnahbare Fernen, wie häßlich die Gegenwart in ihren Erſcheinungsformen iſt gegen jene ſprechenden Zeugen einer ſchönheitsvoll empfindenden Vergangenheit, dann möchte man freilich mit Gobineau glauben, daß die décadence der menſchlichen Raſſe unaufhaltſam fortſchreitet.

30. September, Paris

Erſt heute komme ich dazu, meinen Brief fortzuſetzen. Leider war es am Tag der Abreiſe ſo greuliches Wetter, daß ich durch Rouen durchfuhr. Ich habe aber die Abſicht, wenn noch beſſere Tage kommen, noch einmal die zwei Stunden bis Rouen zurückzufahren, um dieſe Schatzkammer edler Architektur zu beſichtigen. Der Mann meiner Olga, gewiß einer der edelſten und geiſtvollſten Franzoſen, Hiſtoriker par-dessus le marché, ſagte mir neulich: „Ja, das 13. Jahrhundert war das ſchönſte Jahrhundert unſerer Ziviliſation in Literatur, Kunſt und Sitte, die Kreuzzüge abgerechnet.“ Was ſoll

man dazu ſagen? Wir armen Prahler mit unſerem Fortſchritt!

Als wir hier einfuhren in dieſe Rieſenſtadt mit ihrem Lärm, mit ihrer Haſt, mit ihrem ſteinernen Labyrinth himmelhoher Häuſer und ihrer üppigen Pracht neben tiefer Armut, da erfaßte mich wieder der ganze Haß gegen dieſe Schmarotzerpflanzen der Kultur, die großen Städte und ein tiefer Schmerz um die, die ich liebe und die in dieſer materiellen, dem Idealen abgewandten Zeit leben und aufwachſen müſſen. Wenn ich an die ahnungsvolle, von Wundern erfüllte Märchenwelt meiner Kindheit denke und ſehe, was das Ideal der jetzigen Kinder iſt: der Dampf! Eiſenbahnen uſw. — Wie charakteriſtiſch und wie traurig! — Der Schleier der Maja dichter und dichter gewoben um die Menſchheit, wer wird ihn zerreißen? Eins nur könnte es: die Kunſt, in der ſich der göttliche Mythos wieder den ſehnſüchtigen Herzen darſtellt; in Bayreuth war dazu der Verſuch gemacht, und daß noch manches Herz edler Rührung fähig iſt, habe ich dort geſehen, aber — es bleibt eine kleine Minorität und das Ideal bleibt wie ein ferner lichter Punkt hinter Wolken, der nur zuweilen wie eine geahnte Sonne einen Strahl in das Dunkel unten wirft.

Aber ich gerate in die wehmutsvollen Gebiete und es iſt beſſer aufzuhören. Seien Sie tauſendmal gegrüßt und erfreuen Sie mich bald mit einigen Zeilen.

Ihre M. Meyſenbug.

Nach langer Trennung ſind Sie nun mit den Schweſtern wieder vereint, möchten Sie zuweilen daran erinnert werden, wie ſehr ich Ihnen das gönne! Dem Menſchen geht es wie der Pflanze; ein anderes Klima, ein anderer Boden verändert ihre Natur. Iſt ſie nicht geſchickt dazu, ſo verkümmert ſie, aber ob dieſes Anderswerden=müſſen ihr wohl oder wehe tut, das iſt die zweite Frage. — „Ich bitte doch recht ſehr, ſtellen Sie meine Tochter nicht in den Halbſchatten!“ wandte ſich eine liebende Mutter zu dem Anordner der Tableaux vivants. Ihr war nichts an dem Geſamteffekt, ihr war nur am Effekte der Tochter gelegen. Dieſer Mama werde ich alſo mitnichten folgen und dem Schickſal nicht aufſäſſig ſein, weil ich nicht da ſein kann, wo ich es wünſche. Sagen und vorhalten muß man ſich doch immer: mehr oder weniger ſind wir nur Karten in der Hand des den ganzen Lebensplan überſehenden Spielers, und der kann dann ganz begreiflich nicht unſerem Willen nachgeben. Sie ſehen danach, liebe Malwida, wie dieſe lange Vorſchule es mir leicht macht, den Neid gegen die, denen es beſſer ergeht, abzulegen. Wohl alſo Ihnen, wohl den Schweſtern, daß Sie in Rom und nicht in Kaſſel ſind. Der Sprung von hier zum falſchen, unverdienten und dem wahren, aber vorenthaltenen Dichter= und Künſtlerruhm iſt nicht ſo weit, daß ich nicht auf die Funde in Olympia kommen ſollte. Wir haben nun Zeugniſſe über die Leiſtungen berühmter Meiſter; kann es denn nicht im Altertum ebenſo wie in nachfolgenden Zeiten geſchehen ſein, daß die Erhöhung eines Namens mehr durch die

Umſtände erfolgte, als durch die eigne, innere Kraft? Ich konnte meine Verwunderung nicht verbergen, als ich den Hermes des Alkamenes hier im Gipsabguß ſah. Das gäbe einen hübſchen Geſprächſtoff für das Café Greco; ich meine jenes und jene Künſtler, die zu meiner Zeit dort ihre Taſſe tranken. Die beſte Illuſtration für meine Anſicht wäre aber ein Gang mit Ihnen durch Vatikan und Kapitol. Leben Sie wohl, liebe Märchenfrau! Das Herrlichſte, was ich Ihnen zur Chriſtbeſcherung wünſche, iſt das, was ich entbehre, das Zuſammenſein mit Perſönlichkeiten, die den inneren Reichtum ihrer Seele mitteilen können. Alles Herzliche an die nun wahre Romanelle gewordenen Schweſtern von Ihrem treu ergebenen Jugendfreund R.

Roma, 14. Januar 83

Verehrteſter Freund! Noch nicht einmal zum neuen Jahr habe ich Sie begrüßen können. Ich ſage können, denn in Gedanken habe ich es hundertmal getan, aber ſeit dem Neujahrstag verfolgt mich ein hartnäckiger Katarrh, der mich ganz ſchreibunfähig machte und nur eben etwas milder geworden iſt. Dieſem milderen Zuſtand ſoll denn auch ſogleich ein Brief entwachſen, der aber wohl nicht viel mehr ſein wird als ein Zeichen treueſten Erinnerns. Leider exiſtiert hier in den deutſchen Kreiſen noch die abſurde Mode, den letzten Abend des beſchloſſenen Jahres mit lauter Geſelligkeit, ja mit allerlei kindiſchem Scherz zu begehen, ſtatt daß man lieber, wie die Ruſſen es bei jeder Abreiſe machen, ſich im Kreiſe ſetzen ſollte und einige Minuten lang miteinander ſchweigen. Ich finde das

eine ſchöne, tiefſinnige Sitte, es iſt darin das Amen über das Vergangene und die Ehrfurcht vor dem verſchleierten Bild der Zukunft, vor dem Beſchluß des Fatums, das in unwiderruflicher Strenge bereits ſein Veto über uns ausgeſprochen hat. Wenn ſolche Grenzſteine, an die Marken der Zeit geſetzt, überhaupt eine Bedeutung haben, ſo iſt es die, uns über das entfliehende Zeitliche an das Zeitloſe zu mahnen, und es müßte ein rechtes Merkmal für die Kenntnis der Menſchen ſein, zu ſehen, ob ſie dieſe Minuten des gemeinſamen Schweigens ertrügen und mit welchem Ausdruck des Geſichtes ſie ſich davon erhöben.

Doch wie geſagt, hier ergibt man ſich auch noch lieber der spensieratezza,* die allenfalls der Jugend wohl anſteht, dem Alter aber nicht ziemt.

Ich habe das neue Jahr in großer Einſamkeit und echt römiſch begonnen, denn ich hatte zur Betrachtung nur das Koloſſeum und die glorreichen Sonnenuntergänge über dem Palatin, die einem immer etwas ſagen. Vom Palatin iſt jetzt noch viel mehr ausgegraben, ſo daß, was früher als die unterſten Korridors des Caligula-Palaſtes ſchien, jetzt in mächtiger Höhe einer dritten Etage erſcheint. Auch iſt das ganze Forum bloßgelegt ohne Unterbrechung vom Titusbogen bis zu dem des Septim Sever, welch letzteren man jetzt in ſeiner ganzen Höhe ſieht. Die alten Künſtler brummen, daß es nicht mehr ſo maleriſch ſei als einſt, wo einige Säulen und Kapitäle aus Krautfeldern und wildem Grün herausſahen, und in mancher Beziehung haben ſie recht, denn

* Gedankenloſigkeit.

was die Archäologen dabei gewinnen, ist am Ende gleichgültig; aber dem Denker gibt es doch manches zur Betrachtung und unsere Zeit kommt immer schlecht weg dabei.

Lieber Freund, dies ist nur ein schlechter, kleiner, aber warmer Gruß. Malwida.

Kassel, 20. Febr. 83

Da nun in dieser Welt nicht allen nach Verdienst gelohnt wird, so ist Ihr schöner und lieber Brief vom 14. Januar diesem Schicksal auch verfallen. Verfallen, ich kann nicht sagen warum; ich versichere aber, daß ich meiner Schuld mich nicht durch allerart Vorwendungen entledigen will, da ein Sterbefall, der Sie so nah berührt, mich mahnt, Ihnen mit diesem Blatt zum wenigsten ein äußeres Zeichen meiner Teilnahme zugehen zu lassen. Gedacht ist noch nicht getan, sonst hätten Sie, meine verehrteste Freundin, meinen Brief schon in Ihren Händen. Mein erster Ruf, als ich die Zeitung las, die R. Wagners Tod berichtet, war: Malwida!! Sie sind freilich ohne Vergleich reicher an Freunden als viele; wenn aber einer dieser vielen, denen wir die Hand gaben, aus der Kette herausgerissen wird, so ist der Schreck des Verlustes doch von gleicher Stärke, denn das Zählen und Vergleichen beginnt erst als eine Welt der Reflexion nachher. Mein Gefühl bei diesem Ereignis ist ganz auf Ihrer Seite, wenigstens ist das die Wahrheit, kurz und gut. Anderes wäre nur rednerische Umschreibung, die mir nicht gelingt, weil sie meiner Natur doch innerlich fremd bleibt. Darum aber habe ich doch das

volle Verſtändnis für Ihren Schmerz. Was Sie mir über die Sitte der Ruſſen ſagen, paßt, denke ich, ganz hierher. Ich fühle mich für heute gar nicht in der Stimmung, auf andere Themata überzugehen, darum, meine vortreffliche Freundin, ſage ich Ihnen, mit angelegentlicher Bitte, die Schweſtern zu grüßen, für jetzt ein kurzes Adieu und Lebewohl als Ihr treu ergebener alter Freund Ruhl.

Oſterſonntag Morgen, Rom (März 1883)

Endlich, mein hochverehrter Freund, komme ich zu dem, was ich längſt wünſchte — Ihnen zu ſchreiben und zu danken, daß Sie meiner gedachten bei jenem Tod, welcher mich freilich tief genug erſchüttert hat.

Über all der Fülle von Schöpferkraft hat ſich nun auch der myſtiſche Abgrund geſchloſſen, deſſen Geheimnis noch kein ſterbliches Auge zu erforſchen vermocht hat, denn wenn die ſchöne Legende des Oſtermorgens auch eine tröſtende Verheißung enthält, ſo bleibt doch alles nur Ahnung. Freilich, es gibt Augenblicke, wo dieſe ſich faſt zu einer Gewißheit ſteigert. So erlebte ich vorigen Herbſt in Paris etwas ganz Merkwürdiges. Ich ſtand abends an dem Bettchen des kleinſten Kindes von Olga, welches bereits ſchlief. Dieſes kleine Weſen iſt mir unſagbar lieb und holdſelig, ich betrachtete es voll Liebe — und da fühlte ich plötzlich, daß die Liebe ſelbſt in mir war, nicht ich mehr, meine kleine Perſönlichkeit, ſondern etwas Allmächtiges, aus dem Urgrund des Seins Stammendes, etwas Unſterbliches. Es war nur ein Moment, aber ſo deutlich, ſo überzeugend, daß mir noch der Eindruck

davon in der Seele lebt und mich auch auf andere Seiten derſelben Empfindung hinweiſt.

Nun werden Sie vielleicht auch ſagen, ich ſei eine Phantaſtin und keine Sehende?

Ich habe jetzt mit einer lieben jungen Freundin, die mir vorlieſt, ein Buch angefangen, welches mich außerordentlich anzieht: „Buddha, ſein Leben, Wirken und ſeine Gemeinde", von Oldenberg. Es ſcheint, daß dieſer Mann die tiefſten Studien über den Gegenſtand gemacht hat und etwas ſo Vollkommenes darüber gibt, als es überhaupt möglich iſt. Nach dem weiteren Verlauf der Lektüre werde ich Ihnen Näheres berichten. Ich habe ſehr ſtill gelebt, teils der Geſundheit, teils der Neigung zur Einſamkeit wegen und habe ſo eigentlich gar nichts geſehen von der Kunſtwelt dieſen Winter, bin noch nicht einmal in der großen Ausſtellung geweſen, die ſchon ſeit mehreren Wochen eröffnet iſt. Auch beeile ich mich nicht ſehr, da die ganz neuen und noch feuchten Räume geradezu gefährlich ſein ſollen, dann aber auch, weil mehr Trauer als Freude dort zu finden iſt, wie ich höre. Eine Unmaſſe Produktion, aber wieviel, was Beachtung verdient? Dagegen feiern ſie am 28. der Unſterblichen einen, den herrlichen Urbinaten,* beſonders in Urbino ſelbſt und auch hier und anderswo. Ich ginge gern nach Urbino, aber ich kann nicht. Minghetti geht hin und hält einen Vortrag, an dem er lange und ſorgfältig mit Hilfe Morellis gearbeitet hat und den ich wieder zu überſetzen hoffe. Dann iſt der Maler Lenbach jetzt hierher gezogen aus München, wohl jetzt der erſte und genialſte

* Raffaels 400. Geburtstag.

Porträtmaler, der nicht umſonſt jahrelang für Schack in München alle Tizians, Leonardos uſw. kopiert hat. Der Glückliche hat auch die goldene Frucht der Arbeit ſoweit erreicht, daß er ſich den ganzen erſten Stock des Palazzo Borgheſe hat mieten können und da wirklich eine Reihe von Sälen eingerichtet hat, wie vielleicht Tizian und Rubens ſie einſt hatten; mit einer Terraſſe mit Springbrunnen und Lorbeergängen, welche auf die Tiber hinausgeht, ein wahres Paradies. Das iſt mal wieder ſo ein Stück Renaiſſance-Künſtlerherrlichkeit; die ſchönſten Frauen Roms, Ducheſſen, Marquiſen uſw. drängen ſich ihn zu beſuchen und gewähren ihm den Genuß, die herrlichſten Typen weiblicher Schönheit zu ſehen und zu malen. Wirklich beneidenswert. Und er war ein armer Bauernjunge. Er iſt dabei kein Charlatan, ſondern ein nobler Künſtler, der faſt zu geradeaus iſt. Zuweilen gefällt es dem Zufall, nochmal ſo ein Schauſpiel zu geben.

Nun leben Sie wohl, teurer Freund, ich muß zum Oſterlamm zu den Schweſtern und möchte gern, daß dieſer Brief abginge, um Ihnen baldigſt einen Oſtergruß zu bringen.

Ihre Sie innigſt verehrende

Märchenfrau.

Kaſſel, den 23. April 83

So muß ich denn wohl angeſichts Ihres lieben Briefes vom Oſtermorgen, meine vielverehrte, gütige Freundin, pater peccavi machen! Vergebliche Raum- und Papierverſchwendung wäre es nur, Entſchuldigungen verſuchen zu wollen. Auch zwiſchen Abſicht und Voll-

bringen beſtimmen wir nicht immer die Grenze ſelbſt. Ein Gefühl, wie die eigenen Wirkungskreiſe ſich mit vorſchreitenden Jahren immer mehr zuſammenziehen, war wohl auch ſchuld an meinem Schweigen, doch legte ich die Hände noch nicht völlig in den Schoß.

Was Schopenhauer vom Roman fordert, wiſſen Sie. Ich bin mit ihm nur halb einverſtanden, und ſo habe ich denn verſucht, mit den überlieferten Typen der alten Epen und Romane Begebenheiten zuſammenzuſetzen, nicht wie ſie dem Publikum, ſondern wie ſie mir gefallen. Es iſt wahrſcheinlich, daß ich damit nicht fertig werde. Gut! So hat dieſe Tätigkeit denn doch die Wirkung, daß ſie wie ein Blaſenpflaſter den Schmerz auf einen anderen Teil lenkt. Und das iſt immer etwas.

Wo Sie nur in Italien Bücher erhalten, nach welchen ich hier vergeblich frage! Oldenbergs Werk über Buddha wird unſere nunmehr ſtändiſche Bibliothek ſchwerlich ankaufen, was ich bedaure. Es wird mir aber ſehr wert ſein, was Sie mir darüber ſagen, und ob das Buch mehr umfaßt als Köppens Werk, welches ja ſchon älter iſt. Ebenſo freue ich mich auf Ihre Überſetzung von Minghettis Vortrag. Ich komme nun auf Lenbach, und da iſt es ja faſt fabelhaft, was Sie mir ſagen. Iſt er ein Genie? oder, wie ich faſt glaube, ein virtuoſes Talent! Denn dieſe Gaben erhebt ſo recht unſere Zeit. Von ſeinen drei Kirchengängerinnen ſah ich eine treffliche Nachbildung, und nach den Lobpreiſungen, die ich vorher in den Zeitungen geleſen, war ich völlig verblüfft, eine Malerei des Häßlichen zu erblicken. Ein gutgeleiteter Photograph würde dasſelbe geben. Ein Urteil über den

Mann im ganzen kann ich nach dieſem einen Bild natürlich nicht haben, allein bekehren werde ich mich nie, das weiß ich! Alſo gehen laſſen.

Wenn Sie mal in Lenbachs Atelier gehen, ſo ſagen Sie mir wohl mehr von ihm. Immer vergaß ich es bisher, Sie zu fragen, ob Sie den von Alfred von Reumont in ſeinen italieniſchen Studien erwähnten Roman „Imelda Lambertazzi" geleſen haben? Ihr und ihres Geliebten Bonifazio Geremei tragiſches Geſchick wird Ihnen bekannt ſein. Ich würde das Buch gern leſen. Mit vieler Mühe verſchaffte ich mir einſt „Ettore Fieramosca" von M. d'Azeglio, und er blieb weit hinter meiner Erwartung zurück. Einſt hatte ich die Gebrüder Grimm und andere Freunde, mit welchen ſolche Fragen fruchtbar zu beſprechen waren. Gegenwärtig höre ich nicht mehr den ergreifenden Klang der Erzbecken im Tempelhain von Dodona, und ſo erhole ich mich nur bei dem, was alt, was von der Gegenwart vergeſſen worden iſt. Eine wahre Befriedigung für mich, daß ich ſo, wie man ſagt, aus der Mode gekommen bin. Mit Vergnügen erſehe ich, wie wenig Sie, die ſo viel jüngere, zeitverwandtere, an meinem Kleide Anſtoß nehmen und danke Ihnen ſehr dafür.

Aus der Galerie Borgheſe wird Ihnen ein Bild, Passeggio dell' uman Vita bekannt ſein. Eine Kopie nach Tizian, aber immer noch zum Bewundern ſchön. Weiß man nicht, ob ſich noch ſein Original erhalten hat? Das Bildnis von Cäſar Borgia von Raffael daſelbſt habe ich immer nach beiden Seiten hin bezweifelt. Fragen Sie doch, wenn es möglich iſt, Herrn Minghetti darüber

um ſeine Anſicht. Wenn ſich im Palazzo Doria die Roſa Vanozza als Amazone nicht gefunden hat, ſo muß Herr Blaze de Bury, der dieſen Doſſo Doſſi in ſeiner Monographie über die Borgias erwähnt, wohl phantaſiert haben.

Ich glaube, liebe Freundin, es iſt nun Zeit, daß ich Sie in Ruhe laſſe. Gott gebe Ihnen Wohlſein und Freuden. Mit dieſem Wunſch ſchließt Ihr alter Freund

Ruhl.

6 Via Polveriera
Roma, 26. Maggio (1883)

Verehrteſter Freund!

Die Schweſtern ziehen zwar nun bald nordwärts und geben dann wohl aus der Nähe Nachricht, aber ich will doch nicht länger ſäumen, auch noch einen römiſchen Gruß mit Dank für Ihren letzten ſchönen, inhaltreichen Brief zu ſenden, dem ich gern römiſche Luft und Roſenduft und reines Licht mitgeben möchte. Denn wir haben nun das alles in ſchönſter Fülle. Wie ſchade nur, daß man Rom laſſen muß in den heißen Monaten, oder wenigſtens beſſer daran tut, ſolange man es noch kann. Viele freilich bleiben, u. a. die Wittgenſtein; bei ihr hängt es mit allerlei Aberglauben und mit ihren Arbeiten zuſammen, denn ſie ſchreibt unaufhörlich, und es muß bereits eine völlige Bibliothek von ihr exiſtieren, doch ſieht man im Publikum nichts davon, und ich glaube, erſt nach ihrem Tod ſoll das meiſte erſcheinen. Aber ſonderbar genug, ihre Bücher ſtehen auf dem Index, und mit dem Vatikan iſt ſie nicht mehr auf gutem Fuß

ſeit Antonellis und Pius IX. Tod. Wir ſtehen immer ſehr gut zuſammen, nur iſt es ihr, glaub ich, ſehr verdrießlich, daß ſie mich noch nicht zum Übertritt hat bewegen können. Ich verſichere ihr immer von neuem, daß mir das Ewige nicht in den dumpfen Mauern einer Kirche wohnt, daß ich es vielmehr draußen finde in den tauſend Wundern des Frühlings, im Schlag der Nachtigall, in dunklen Lorbeerhainen, im Abendrot, wenn es die Campagna mit Farbenmärchen überkleidet, oder vor den erhabenen Schöpfungen des Genius und in der Träne des Mitgefühls mit fremdem Leid. Ja, auch in der Kirche, wenn ich, wie z. B. vorgeſtern, mich beinah allein in San Pietro befinde und durch die Kuppel der Abendſonnenſtrahl eine goldene Straße durch den ungeheuren Raum bildet, als führe ſie direkt in das Paradies ſeliger Geiſter. Der gebundenen Form aber, in der nur zu ſehr der ewig bildende Gedanke erſtarrt iſt und wo an die Stelle heiligen Wandels und erhabener Entſagung Heuchelei, Wortdienſt und irdiſcher Ehrgeiz getreten ſind — der kann ich mich nimmermehr anſchließen und am allerwenigſten hier in Rom, wo das wirklich Große, was die Kirche geleiſtet hat, untergegangen iſt im kläglichſten Intriguenweſen. Ja, indem ich mich jetzt mit der Überſetzung von „Raffael in Rom“ beſchäftige und mir Julius II. und Leo X. vergegenwärtige, ſehe ich wieder, wie auch ſelbſt die Größe jener Päpſte ſchon ganz wo anders lag als in dem geiſtlichen Gebiet. Einige Vortreffliche haben ſie allerdings da geſucht, aber wie kurz iſt ihr Einfluß geweſen, z. B. der des tugendhaften Hadrian, der auf Leo folgte.

Freilich auch von der idealiſierten Menſchheit, wie ſie ein Raffael auf ſeinen Bildern ſchuf, iſt die jetzige Menſchheit, auch im Bilde, weit entfernt. Um ſo rührender iſt es, wenn man zuweilen in irgendeiner verborgenen Ecke wieder mal noch ein Stückchen Idealität entdeckt, das uns wie aus einer andern Welt anlächelt. So erging es mir neulich, als ich Frau Hauptmann, geb. Suſette Hummel aus Kaſſel, einen Beſuch machte. Sie iſt hier bei ihren Verwandten, den Malern Rohden. Dieſe letzteren (natürlich Sohn und Enkel des alten Kaſſeler) leben ganz zurückgezogen von der übrigen Künſtlerſchaft, ſo ein quattro-cento-Leben in einem echt römiſch alten Hauſe hinter Maria Maggiore, wo es ſtill und alt iſt, als wäre nie ein modernes Rom erſtanden. Dort üben ſie ihre Kunſt in frommer Treue, unbeirrt von den modernen Richtungen, fort von Vater auf Sohn. Ich ſah da im einfachen Studio (das kein bunter Teppich und Stofffſchmuck mit Blendwerk über die Armut der Kunſt täuſcht) zwei Bildchen von ſo entzückender Schönheit, daß Raffael ſie ſeines Namens nicht unwürdig gefunden haben würde, das eine: Tobias mit dem Engel am Waſſer, wo er ſelbſt den Fiſch holt, das andere: die Begegnung Ruths auf dem Felde. Man kann ſich nichts Anmutigeres denken als dieſe Geſtalten, als Zeichnung, Kompoſition und Farbe, nichts Reizenderes als die umgebende Landſchaft, und das alles mit der hingebenden Liebe gemalt, die bis in die kleinſte Falte des Gewandes das Vollendete von ſich fordert. Auch Porträts waren da von frommen Müttern und Tanten in ſeltſam häßlicher Tracht und doch ſo anziehend und

ehrwürdig, daß eine ganze Seele von Schönheit daraus ſprach. Nachher gingen wir in den Garten hinter dem Haus, deſſen Mitte eine prächtige Palme einnimmt, die die Söhne, jetzt Männer, als kleine Kinder aus Kernen gezogen haben und die nun mit ihnen gewachſen iſt. Unter ihr ein maleriſcher Brunnen, in dem die Calla ihre weißen Blüten in Menge entfaltet auf einem abgehauenen Baumſtamm, um den ſich ein Roſenſtock mit hundert Blumen ſchlingt, oben ein reizendes Taubenhaus, das die Söhne ſelbſt gezimmert, denn ihre Erholung von der Malerei iſt das edle Handwerk der Schreinerkunſt uſw. Sie begreifen, nach dieſem Bruchſtück von Beſchreibung, wie mich das anwehte.

Wie anders dagegen bei Lenbach, und doch iſt auch der ein wahrer Künſtler und ſteht außerhalb der modernen Zeit, wennſchon er moderne Menſchen malt. Das Bild, das Sie erwähnen, kenne ich nicht, kenne überhaupt keine eigene Kompoſition von ihm, glaube auch, er hat keine gemacht. Aber ſeine Porträts ſind Kompoſitionen, er malt die Menſchen aus ihrem innerſten Weſen heraus und ſie werden dadurch zu Typen, die eine ganze Zeitepoche charakteriſieren und ihren Charakter feſtſtellen. Er iſt ein merkwürdiger Pſycholog und ſchaut die Menſchen von innen heraus; ihm erſcheint oft häßlich, was man ihm als ſchön vorführt und allgemein bewundert, und er entdeckt das Schöne in Zügen, die den anderen häßlich dünken. Er hat Porträts von Bismarck, Moltke, Gladſtone, Döllinger u. a. gemacht, die ſo in die Geſchichte übergehen und mehr von den Menſchen erzählen können als die meiſten Biographen.

Auch iſt er eine echte, urſprüngliche Natur; ein Bauernſohn, der bis zum zehnten Jahr nichts als Kartoffeln und Brot gegeſſen hatte, iſt er auch jetzt noch, obwohl an Höfen geſchmeichelt, von den Frauen verwöhnt, geſucht und gefeiert, ein ganz einfacher, ſchlichter Menſch, der ſich den Luxus des Palazzo Borgheſe nur gönnt, weil er in freien großen Räumen edler leben und ſchaffen kann. Ich weiß nicht, ob ich ihn einen Genius nennen ſoll, aber er iſt jedenfalls mehr als ein Talent. Oldenbergs Buch über Buddha iſt außerordentlich intereſſant, ich habe es noch nicht beendet, da ich es mit einer Freundin zweimal wöchentlich leſe und ſo nicht ſchnell vorrücke. Ich harre nun noch mit Sehnſucht ſeiner Enderklärung über das Nirwana. Es iſt auffallend, wie Schopenhauer an dieſen Quellen geſchöpft hat und wie wenig wir aufgeklärten Menſchen des 19. Jahrhunderts an jene Weiſen hinanreichen.

Ich werde wohl bis Mitte Juni bleiben. Dann zunächſt zu meinen Freunden in die Apenninen.

Mit herzlichſtem Gruß und verehrender Liebe Ihre

M. Meyſenbug.

Kaſſel, den 31. Mai 83

Ihr lieber Brief vom 26. d. M., meine verehrte, gütige Freundin, enthebt mich der Sorge um Ihre Schweſtern, und dafür danke ich wie für alles ſonſtige Erfreuliche von Herzen.

Was Sie mir über die Fürſtin Wittgenſtein ſagen, iſt mir immer angenehm und willkommen. Warum ſie mich intereſſiert, ohne daß ich je ſie geſehen habe oder näher

kenne, muß, wie ich mir einbilde, daher kommen, daß wir vordem als Weſen anderer Art ſchon miteinander verkehrten, ſowie ich mir denn Sympathien und Antipathien, wenn ſie mit Entſchiedenheit empfunden werden, gar nicht anders als aus unſerem Vorleben erklären kann. Daß ihre Bücher auf dem Index ſtehen, macht mich nicht irre. Die Kirche würde ohne Diſziplin nicht lange beſtehen. Mir ſcheint, da ſie — wie wir ſelbſt — eine geiſtig-leibliche Natur hat, ſo muß der Körper auch ihr oft zur Laſt werden. Doch das fühlen nur die wenigſten. Brechen wir ab über ein Thema, von dem ſich Bogen füllen ließen. Vortrefflich iſt, was Sie mir über Ihre Eindrücke in der einſamen Peterskirche ſagen. Mit erhabenen Empfindungen hält man aber keine Religion zuſammen, und wenn durch das Ergreifen unter den erdenſchmutzigen Händen des Volkes Reines nicht lange rein bleiben kann, ſo mag man ſich kaum wundern, manches, was abſchreckt, in der Kirche zu finden.

Ich komme auf Rohdens; da iſt ja alſo des Großvaters Geiſt auf die Enkel übergegangen. Empfehlen Sie mich Cecco, den ich als Knabe gekannt. Die Bilder, die Sie ſo angeſprochen, ſind demnach von ſeinen Söhnen? Übrigens iſt ihre altertümliche Einfachheit ganz mein Geſchmack und die Bombance moderner Ateliers ein berechnetes Blendwerk für das Zeitalter der Reklame. Von Lenbach für heute nichts. Wohl aber von Büchern. Ob Oldenberg zu erlangen, weiß ich immer noch nicht. Was ich ſelbſt hervorbringe, meinen Sie, wird fertig! Vielleicht, wenn ich Sie zur Mithelferin hätte. Etwas, was gedruckt wird, ſende ich nächſtens. „Eine

abenteuerliche Stadt oder was Feen vermögen"; ſagen Sie mir dann unverhüllt Ihr Urteil, ſchonen Sie mich nicht. Wünſchen Sie es, daß der alte Märchenerzähler Ihnen den Plan ſeiner in Arbeit befindlichen Spielerei mitteilt, ſo kann es geſchehen. Nun muß ich Ihnen noch von dem Schickſal der Majoliken berichten. Infolge einer angekündigten Ausſtellung ſchickte ich acht Teller nach Berlin, überzeugt, ſie würden verhöhnt werden, um ſo mehr perplex war ich, als eine Karte mir ſagte, gleich am erſten Tage wären zwei, am folgenden einer verkauft und ich möchte nachſenden, was ich noch hätte. Nun werde ich vor Beendigung der Ausſtellung weiter nichts hören. Was kann ich wohl ſenden? Ein Bettler, der halb blind mit zitternder Hand ein Almoſen von den Muſen empfängt.

Leben Sie wohl, liebe Freundin, und denken Sie, daß es mir eine große Freude iſt, einen Brief von Ihnen zu erhalten. Gott mit uns! addio, addio Ruhl.

Vers chez les Blancs ſur Lauſanne
1. Auguſt (1883)

Verehrter, teurer Freund, ich habe nicht bloß an Sie gedacht, ich habe auch von Ihnen in der vorigen Nacht geträumt und etwas ganz ſonderbar Deutliches. Sie gaben mir ein Bild von ſich aus der Jugendzeit; ich ſah es vor mir, gerade wie ich Sie mir erinnere aus den Tagen, als Sie mir Märchen erzählten auf dem kleinen Eckſofa im Kabinett neben dem Wohnzimmer, und dies Porträt war umgeben von einer Arabeske von reizenden Putten zwiſchen Blüten und Blättern. Welch ſonder-

bare Spiele der Phantaſie in ſolchen Träumen, und ſind ſie nicht auch Erlebniſſe wie alles andere, und ſo gut wie das geiſtige Leben, ja, das unmittelbar Schöpferiſche tätig iſt im Schlaf, ſollte es nicht auch im großen Schlafe fortdauern? In Settefonti bei Minghettis war beinahe von nichts anderem die Rede als von einem Buch zweier engliſcher Gelehrten, einem Mathematiker und einem Phyſiologen, die „wiſſenſchaftlich" l'existence d'un monde invisible zu beweiſen ſuchen. Ihr Hauptargument iſt la continuité de la force und da kommen ſie zu einem ſehr hübſchen Beweis; ſie ſagen: jeder Gedanke unſeres Gehirns, jede Empfindung wird Anlaß zu einer Wellenbewegung, die ſich auch außerhalb unſeres Weſens fortſetzt und wir wiſſen nicht, wohin dieſe Wellen gehen, aber ſie können ſich nicht verlieren, ſie ſind eine Emanation unſerer Individualität, und wenn die letzte Welle in Bewegung geſetzt iſt, findet ſich dieſe Individualität wieder zuſammen, und je mehr Wellen ſie vorausgeſchickt hat, je reicher wird ſie ſich rekonſtruieren. Das Ganze iſt natürlich noch ſo gut Hypotheſe wie aller Glaube, aber es iſt eine intereſſante Erſcheinung, daß die Wiſſenſchaft ſich auch zu ſehnen anfängt, das zu beweiſen, was bisher nur Intuition oder Glaube in ihr Bereich zogen. Es iſt ein gutes Zeichen, denn es beweiſt, daß die alte Sehnſucht in der Menſchheit nicht ſtirbt und ſich aus dem Poſitivismus ſelbſt mit neuer Kraft erhebt.

Der Aufenthalt in Settefonti war wieder voll unſäglicher Schönheit und Poeſie. Dagegen ſchien es wie ein böſer Traum, als ich nordwärts ziehend am Morgen

noch am ſonnenbeglänzten paradieſiſchen Comerſee vorbeifuhr und dann durch den dunkeln Schlund des Gotthard in 20 Minuten in ein düſteres, nebelverhülltes Land kam, wo Regenſtröme niedergoſſen. Es war wirklich, als wäre es der Eingang zu der città dolente und als müſſe man jede Hoffnung draußen laſſen. Auch iſt es nur noch die allmächtige Liebe, die mich dazu bringen kann, meine Paradieſe zu verlaſſen, aber da es ja jedes Jahr das letztemal ſein kann, ſo muß ich es noch benutzen, und nicht bloß um meinet-, ſondern auch um ihretwillen,* denen meine Gegenwart noch Freude bringt. Hier ſind wir nun oberhalb des Genfer Sees, umgeben von herrlichen Tannenwäldern und vor uns die majeſtätiſche Alpenkette, die den See nach der Südſeite einſchließt mit großen Gletſchern im Hintergrund. So von weitem ſehe ich ſie gern, die Rieſen, wenn die Ferne ihre ſtarre Hoheit mit milderndem Duft und Farbenreiz überzieht. In der Nähe kann ich ſie nicht leiden, da fühlt man ſich zu ohnmächtig gegen ihre elementare Gewalt, ſie ſcheinen harte Gefängniswärter, die den Flug der Gedanken hemmen und in Feſſeln ſchlagen.

Haben Sie ſchon das große Werk über Leonardo da Vinci geſehen? Ich ſah es bei Minghettis und ſah unter den Namen der Subſkribenten auch die Akademie in Kaſſel. Es iſt ein Prachtwerk; ich habe in den Text nur eben hineinſehen können, es ſchien mir unendlich intereſſant, in dieſe Werkſtatt des Genius hineinzuſehen, und ich werde nach meiner Rückkehr mir nähere Einſicht zu ver-

* Malwida war mit ihrer Adoptivtochter und deren Familie zuſammen.

ſchaffen ſuchen. Haben Sie das erſte Heft mit dem Minghetti-Artikel* erhalten? Es iſt nicht ſehr viel Neues darin, nur hübſch zuſammengeſtellt und eine Sache, die mir viel Freude gemacht hat, nämlich, daß die ſogenannte Fornarina der Galerie Barberini nicht von Raffael iſt. Ich habe das Bild nie leiden können und habe mich immer gewundert, daß es ſo ganz unraffaeliſch war, und gerade das Weſen, das er ſo glühend liebte! Minghettis Zweifel und Beweiſe, denen auch Morelli beiſtimmt, ſcheinen mir überzeugend, ja, ich möchte noch ein pſychologiſches Argument hinzufügen: wie konnte ein ſo idealiſtiſcher Künſtler wie Raffael die Frau, die er liebte, ſo malen? Ich habe ihm immer darum gezürnt und ſeine Leidenſchaft für dies Weſen nicht begriffen. Mit der Donna velata iſt es eine andere Sache; das iſt eine Frau, zu der man aus Liebe ſterben konnte. Übrigens freut es mich auch, daß dieſe Tradition ganz falſch ſcheint.

Ich glaube, ich werde dieſes Jahr ſehr früh zurückgehen und vielleicht meine teure junge Freundin mit mir nehmen für kurze Zeit, da ſie ſich grenzenlos ſehnt, Italien und Rom wiederzuſehen, dem ſie nun ſeit zehn Jahren fremd war und wo ſie ihre ſchöne, poeſievolle Jugend verlebte. Nur wage ich noch nicht daran zu glauben, da es eine zu große Freude für mich wäre. Ach, der Süden verwöhnt zu ſehr; auch die Schweiz mit ihren harten Farben und Linien behagt einem nicht mehr. Nur das Innere der Wälder iſt ſchön hier. Dieſe hohen, mächtigen Tannenſtämme mit ihren dunkeln Nadeln, zwi-

* Raffael in Rom unter Julius II. und Leo X. Deutſche Revue, Juli 1883.

ſchen denen die Sonnenſtrahlen ſpielen und auf das Moos des Bodens, die Sträucher und Blumen fallen, das hat etwas Märchenhaftes, ein eigentümliches, träumeriſches chiaroscuro, und die Pfade, die ſich durch die weiten Waldſtrecken winden, ſind wahrhaft poetiſch.

Doch nun will ich ſchnell ſchließen, damit dieſer Brief endlich fortkommt, er iſt ſo in Abſätzen und mit Unterbrechungen geſchrieben, daß er wohl ſchlechten Eindruck machen wird, leſen Sie daher zwiſchen den Zeilen alles Gute und Liebe, davon mein Herz für Sie voll iſt.

Malwida M.

Kaſſel, 9. Auguſt 83

Liebe, gütige Freundin!

Zunächſt alſo den herzlichſten Dank für Ihre letzten Zeilen. Danach die Anzeige, daß ich Ihr Geſchenk durch die Buchhandlung von Trawendt richtig erhalten habe. Warum er mir außer dem Heft der Deutſchen Revue, worin der Aufſatz abgedruckt ſteht, freigebig das folgende achte hinzugibt, weiß ich nicht. Der Schluß folgt alſo ſpäter und dieſe lange Trennung iſt nachteilig für die Sache, wenn man bedenkt, wie vergeßlich das Publikum iſt.

Jetzt von den Träumen! Ein fragliches Kapitel! Wozu ſind ſie da? Haben ſie einen für uns noch nicht abſehbaren Zweck? Sind es Bruchſtücke, die wir künftig zu einem verſtändlichen Ganzen zuſammenſetzen ſollen? Oder boshafte Quälereien eines Geiſtes, der ſich gleich anfangs in die Schöpfung eindrängte. Als Revelationen haben ſie ſich zu ſelten wirkſam erwieſen, als daß ihre

Beſtimmung dieſe ſein könnte. Wir armen Menſchen fragen wie die Kinder, die ein einſichtsvoller Hofmeiſter noch nicht für reif genug hält, um ihnen Antwort zu geben, d. h. die Wahrheit zu ſagen. Man beſchließt zuletzt das Leben mit einem ſchmerzlichen Ach!![8] Da kommt mir denn Ihr Buch entgegen, das Sie in Settefonti beſchäftigte. Aber die Kontinuität einer Kraft, die doch nicht mehr von dem Geſtorbenen ausgehen kann, muß an etwas anderes übergehen; iſt dieſes andere eine Fortſetzung des veränderten Ichs? Da halten wir! Es fallen mir noch tauſend Sachen ein, werfen wir ſie beiſeite, damit Sie nicht ermüden. Sonſt bin ich ganz mit Ihnen einverſtanden. Die Umbeugung der Wiſſenſchaft nach einer idealeren Seite bleibt eine erfreuliche Erſcheinung, auch wenn ihr Nutzen nicht gleich aufgezählt werden kann. Dazu hat mich ſchon Plotin bekehrt, der einmal ſagt, das Denken der Ideen erhält die Seele bei dem Himmliſchen. Da wir aber noch nicht dort ſind, ſo wünſche ich Ihnen den Vollgenuß der Gegenwart ohne Leidensſtörung. Vereint zu ſein mit dem, was man liebt, iſt ja eine Art Zuſage deſſen, was wir erwarten.

Wenn auch die Akademie in Kaſſel das Leonardoſche Werk, von dem Sie mir ſchreiben, beſitzt, ſo iſt es mir darum doch unzugänglich. Das iſt preußiſch! — Baſta. — Wenn Sie meiner armen Fornarina böſe ſind, ſo iſt es mir leid. Eingehender kann ich mich nicht ausdrücken; Platner hegt an der Echtheit keinen Zweifel; aber andere Augen, andere Meiſter, und ſollte ich Ihnen ein aufrichtiges Bekenntnis über manche große Namen ablegen, ſo würden Sie wahrſcheinlich ausrufen „Anathema

sit!“ Wenn die Donna Velata nicht die iſt, die mir aus einem Umriß bekannt iſt, der ihr Profil zeigt, ſo kenne ich ſie nicht. Es würde mir der Beſitz einer — nicht zu kleinen — Photographie — auf meine Koſten — ſehr angenehm ſein, falls Sie auch dieſe Mühe noch übernehmen wollten und könnten. Da es mir nur erträglich geht, wenn ich tätig bin, ſo iſt allerlei entſtanden. Sobald Sie, meine liebe Freundin, wieder einen feſten Sitz in Rom haben, werde ich Ihnen, wenn Sie wollen, die „Abenteuerliche Stadt“ ſchicken.

Da Sie unſrer Märchenjugendzeit gedachten, ſo fällt mir Miniſter von Kopp ein, dem die Koſter(oder Cöſter)ſche Hauteliſſe mit der phantaſtiſchen Wohnung des Hofrats Blumenbach — die Sie in Ihrem Buch ſo ſchön angebracht haben* — ein Greuel war und der nicht Ruhe hatte, bis ordinäres Papier ihr den Platz wegnahm. Da haben Sie die deutſchen Köpfe. Und für die ſoll Majolika mit mythologiſchen Sujets paſſen? Mich geniert das nicht; beim Verfolgen meiner Bahn wird als bric-à-brac noch ſeinen Käufer finden, was ich hinterlaſſe. Verſtorbenen verzeiht man gern die Grillen, den Lebenden nicht. Wenn Sie mir nun abermals über das Schickſal Ihres Romans nichts ſagen, ſo lege ich die Stirn in finſtere Falten. Ich ſprach Ihnen doch davon, ob man nicht verſuchen ſollte, mit den Figuren der erſten Ritterromane andere Bilder zuſammenzuſetzen? Nun, geſagt, getan! Ich bin fertig! Wo aber fände ich einen Beurteiler, einen teilnehmenden Freund, das Ganze zu beſprechen und zu verbeſſern? Das treibt mich denn zu etwas Neuem.

* Vgl. Anmerkung Nr. 1.

Der Minghettiſche Aufſatz, den Sie das Verdienſt hatten, in Deutſchland bekannt zu machen und dem die Feſtfeier eine das Publikum anziehende Unterlage gab, muß allgemein gefallen. Dieſes Mal gehöre auch ich zur Menge. Er iſt fein und geſchickt, gewinnt beſonders auch durch die einfallenden geſchichtlichen Schlaglichter, die ſehr beleben und den, wegen Mangel an Detail, ſonſt dürftigen Stoff bereichern. Wohl Ihnen, daß Sie ſolche Freunde haben!

Nicht wahr! Sie laſſen mich nicht ohne Nachricht, ſobald Sie wieder in Rom ſind. Außer den Beweiſen treuer Anhänglichkeit könnte ich Ihnen von hier nur Regen und Kälte ſchicken, wir haben einen barbariſchen Auguſt. So oft ich Ihnen einfalle, wachend oder träumend, habe ich nichts dagegen, wenn Sie mich jünger ſehen, indes ſteckt in der vieille carcasse, wenn auch blutwenig, doch immer noch mehr als im Kopf von 20 Jahren. Ein Ende mache ich nicht, nur ein gutes Addio!

Kaſſel, 16. November 83

Dieſes Blatt wendet ſich an die tre sorelle gemeinſchaftlich. Was mir zuvor über der Idealiſtin Befinden geſagt wurde, was ſie mir ſelbſt ſagt, trägt zu meiner Beruhigung nicht beſonders bei. Ich will daher den Feſttag loben, der meine Befürchtungen zerſtreut. Wie ſehr ich das wünſche, darüber kein Wort weiter!

Wer ſeiner ſelbſt gewiß iſt, an dem gehen bedrohende Eindrücke vorüber; wer aber fühlt, daß es nur eines unverſehentlichen Ruckes bedarf, um den Sattel zu verlieren, dem mag es wohl nachzuſehen ſein, wenn Beſorgnis

— ſelbſt ungegründete — öfter bei ihm einkehrt als die ſich ſelten machende Figur mit dem Anker. Hier möchte ich nun gleich ſchließen, um nicht weiter grau und ſchwarz zu malen, wie der Novemberhimmel ſich zeigt. Es iſt aber ein gutes Rezept, wenigſtens in der Vorſtellung, den Gegenſatz ſich zu vergegenwärtigen und bei abgelaubten Bäumen an ſolche zu denken, die ihre grünen Kronen auch über Winter behalten. So wandle ich denn an der Hand Platners, deſſen Beſchreibung Roms vom Schreibtiſch nicht wegkommt, durch die Ihnen nahen zugänglichen Villen; lerne manches kennen, was ich verſäumt habe und rufe mit Graf Paar aus — der jetzt wieder in Rom iſt —: „Man lebt nur in Italien!“ Da ich des Rezeptes gedenke, will ich gleich ſagen, woher es ſtammt. An einem Morgen unſerer kälteſten Winter war bei Blumenbach davon die Rede, er aber erwiderte: „Auch ich habe wie Sie alle den Eindruck davon; um ihn aber abzuſchwächen, leſe ich jetzt von der Not, welche die Nordpolbereiſenden zu erdulden haben.“ Das iſt eine andere Art, ſich vom Läſtigen zu befreien. Malwida hat in ihrem Buche die Tapete im Zimmer ihrer Mutter verewigt, den Pavillon, den der Hofrat Blumenbach bewohnte; kann ich mich in dieſen belebten Gründen verlieren, ſo will ich mit ihr im Glauben an dieſe Vorſtellungen recht gern Ihr aller Pſeudo Blumenbach ſein.

Mille volte addio! R.

Rom, 16 Via San Sebaſtiano, 10. Januar 84

Verehrteſter Freund, ich bin dieſes Jahr wie der ewige Jude; in jedem Brief eine neue Adreſſe,[9] „aber nicht

durch meine Wahl". Meine kindlichen Freunde ſind noch bei mir und geben meinem Leben einen total anderen Charakter dieſen Winter.

Die sorelle haben Ihnen ihre ſehr gelungene Photographie geſchickt. Von mir können Sie ſich nun als von der Märchenfrau ein Bild machen, wenn Sie an Grimms Märchen denken und an das Bildnis der alten Erzählerin, das dem Buch voranſteht. Komme ich noch einmal dazu, mich photographieren zu laſſen — für mich immer ein entſetzlicher Entſchluß —, ſo werde ich nicht verfehlen, das trio für Sie voll zu machen, nur um von der Vergänglichkeit alles Irdiſchen Zeugnis abzulegen.

Ich lebe dies Jahr noch einſamer als ſonſt, nur auf meine lieben Gäſte beſchränkt, und befinde mich moraliſch wohl dabei, da das trübe Element der modernen Welt nur wie ein fernes dumpfes Grollen zu mir herandringt.

Meine trefflichen Freunde Minghetti ſehe ich am öfteſten; er verſpricht demnächſt eine Vorleſung, zu der er die Idee ſchon länger hegte und von der er mir öfter ſprach, eine Idee, die auszuarbeiten ich ihn flehentlich bat, nämlich die Entwicklung der Figur der Magdalena in der chriſtlichen Mythe. Er hat darüber ſehr eigne, merkwürdige Gedanken und hat ſich zu dem Zweck mit den Abbildungen aller möglichen exiſtierenden Magdalenen umgeben.

Der Beſuch des deutſchen Kronprinzen bei König und Papſt hier hatte alles in Aufregung verſetzt und man erwartete ein ungeheures Reſultat. Aber es ſcheint alles

im Sand zu verlaufen. Jetzt macht man ein pellegrinaggio zum Grabe Viktor Emanuels als dem Befreier und Einiger Italiens; es ſind gerade 25 Jahre. Dieſes intenſive Nationalgefühl iſt das einzige hier, wohin ſich die übrig gebliebene Poeſie dieſes Volkes geflüchtet hat, und ſolche öffentliche Aufzüge und Feſte in Rom haben wirklich etwas von antiker Schönheit. Sonſt iſt das politiſche Leben hier armſelig wie überall. Und das künſtleriſche? N'en parlons pas!

Verzeihen Sie dieſen unzuſammenhängenden, dummen Brief. Ich wurde ſo viel geſtört, wollte aber nicht länger fern von Ihnen bleiben im neuen Jahr, obgleich das ja auch nur ein endlicher Begriff iſt. In der Zeit aber und außer der Zeit bleibt Ihnen treulichſt verbunden

die Märchenfrau.

Kaſſel, 27. Mai 84*

Geehrte, liebe Freundin!

Ich könnte damit anfangen zu ſagen, wir alle werden bei unſeren Entſchließungen zur Tätigkeit durch unergründliche Vorausbeſtimmungen getrieben oder gehemmt. Wenigſtens würde Ihnen das mein langes Schweigen erklären.

Iſt es vielleicht Täuſchung, aber mir ſcheint, je mehr man dahinter kommt, wie wenig man ſich ſelbſt verſteht, um ſo näher ſei man der Wahrheit. Das hat den An-

* Das Jahr 1884 iſt von Ruhls Seite nur mit einem Briefe vertreten — die wenigen anderen dieſes Jahres eignen ſich nicht zur Veröffentlichung, da ſie nur eine Wiederholung von bereits Beſprochenem enthalten.



Arthur Schopenhauer. Von L. S. Ruhl

ſchein eines Paradoxons, iſt aber, genauer angeſehen, doch logiſch, da alles, was ſein Esse nicht durch ſich ſelbſt haben kann, doch nie weiter kommt in der Erkenntnis des ihm gegebenen Selbſt als bis an die Grenze desjenigen Teiles, den ſein Schöpfer ſich vorbehalten hat. Chi aumenta scienza, aumenta dolore, ſagt Giordano Bruno, d. h. er wird ſeine Unfähigkeit gewahr, ſich in ungehemmtem Geiſtesflug von dem ihm zur Wohnſtätte angewieſenen Boden zu erheben. Der an der Scholle klebende ſieht nicht die ihn feſſelnde Kette, er begehrt auch nicht weiter, als ſie reicht, fühlt demnach auch keinen Schmerz. Der metaphyſiſche Kopf dagegen fragt, warum fehlt mir die Auflöſung des Daſeins-Rätſels? Und was iſt der Grund, daß ich nicht wiſſen, nicht begreifen ſoll, was mir bei weitem über das zu Wiſſende hinausgeht? Meine Idealiſtin ſieht hieraus — wenn ſie will —, es kann das Schöne, das Erhabene nicht für alle da ſein, und zwar, weil dazu der Menge das innere Bedürfnis abgeht, noch kann, wie Plato ſagt, das Böſe je ausgerottet werden. Alſo mit der ungleichen Verteilung irdiſcher Güter iſt es auch nichts. Viele ſind es, die den Ausſpruch nicht verſtehen wollen, im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brot eſſen. Sie betteln und hungern lieber, als daß ſie ſich dem Joch eines geregelten Lebens ergeben. Und punkto des Genuſſes? Sind die Portionen auch verſchieden verteilt. Genießt, d. h. nimmt denn der das Schöne wirklich in ſich auf, der einen vollen Beutel hat, es zu erkaufen! Oder iſt es der, der die Schaffensfreude daran hat? Die Ungleichheit iſt ein fruchtbares Kapitel! Der Geizige, der für einen Ver-

ſchwender ſpart, geht auch mit ſeinem Genuß nicht ſo ganz leer aus. Er iſt ein Idealiſt in ſeiner Art, in der Überzeugung, Beſitz ſchütze ihn vor drohendem Mangel. Das mag noch gehen. Was ich aber am wenigſten kleinkriegen kann, das iſt jenes entſetzliche Naturgeſetz, wonach die Erhaltung einer Gattung auf die Vernichtung der anderen angewieſen iſt. Welche Antwort wird der Lämmer zerreißende Wolf und andere Karnivoren dem Höllenrichter geben als die: Dieſe Frage geht an eine andere Adreſſe. Mein Papier iſt verſchrieben und was darauf ſteht, darf ich nicht wieder leſen, ſonſt geht das Blatt gar nicht zur Poſt. Ich denke ſo ſchon: wie können Sie nur noch Briefe von mir wünſchen? Den beſten Empfehlungen an die Schweſtern füge ich meine alte Freundſchaft für Sie an. Die „Puppe" iſt gedruckt. Wollen Sie ein Exemplar, ſo warte ich Ihrer Antwort. Es wäre ſchön, wenn Sie bald wieder ſchreiben, und iſt das Glück gut, ſo bin ich inkonſequent und ſchreibe bald wieder.

Rom, 26. Juni 84

Verehrter Freund!

Noch bin ich, wie Sie ſehen, in der herrlichſten der Städte, teils auf ärztlichen Wunſch, teils weil das Wetter noch einen ſehr unſteten Charakter hatte und es durchaus noch nicht zu heiß iſt, teils endlich, weil ich mit Wonne die römiſche Einſamkeit genieße, wo alle Bädeker und Murrays verſchwunden ſind und das reine Licht nur für Rom ſcheint.

Sehr würde ich mich freuen, „die Puppe" zu haben

und hätte ſchon früher darum geſchrieben, hätten nicht meine Augen mich in dieſem Frühjahr an ſo vielem gehindert. So auch an einer Lektüre, die Sie gewiß kennen und die mich ungemein intereſſiert: die Sammlung der Briefe berühmter Künſtler des 15. und 16. Jahrhunderts, ins Deutſche überſetzt von Guhl. Was einem da für Originalität und Naivität entgegentritt, das iſt reizend. Aber freilich auch ſchon Neid und Mißgunſt und Verleumdung, beſonders zeichnet ſich Sebaſtian del Piombo darin aus, in ſeiner unbegrenzten Verehrung für Michelangelo und ſeinem Haß gegen Raffael. Sehr hübſche Briefe ſind die von Giulio Romano, Ihrem Liebling, und es wird Sie freuen, was Pietro Aretino ihm ſchreibt: „Ihr ſeid angenehm, ernſt und anmutig im Umgang, groß aber und über alle Maßen bewunderungswert in Eurer Kunſt.“ Schön iſt das innige Verhältnis der damaligen ausgezeichneten Fürſten zu den Künſtlern; wie ſie nach den Werken derſelben verlangen und ihren Umgang ſchätzen. Ja, wie anders ſind darin jene Zeiten als die unſeren. Allerdings einen Mann wie Lenbach umſchwärmt man auch noch und huldigt ihm in gewiſſer Weiſe, aber nur aus perſönlicher Eitelkeit und um das eigne Antlitz durch ſeinen Pinſel verherrlicht zu ſehen. Es iſt unglaublich, wieviel er zu tun hat und welch eine Galerie von Zeitgenoſſen ſich in den herrlichen Räumen des Palazzo Borgheſe, die er bewohnt, befindet. Und man muß ſagen, er iſt genial im Porträt. Er iſt Pſycholog wie wenige und ſein Auge ſchaut in die Seelen der Menſchen und zaubert deren Inhalt auf die Leinwand. Nun haben noch dazu dieſe ſchö-

nen ſüdlichen Typen den Vorzug, daß ſie alle gleich etwas Bedeutendes zu ſagen ſcheinen, wenn es auch vielleicht gar nicht einmal in ihnen iſt. Ich ſah ihm neulich drei Nachmittage hintereinander bei der Arbeit zu, als ich mit Signora Minghetti bei ihm war, von der er eine Skizze in Paſtell machte, die ihm zu einem ausgeführten Bild dienen ſoll. Sie iſt noch immer trotz ihrer 56 Jahre wunderſchön und dabei hat ſie das feinſte künſtleriſche Gefühl, ſo daß ſie ſelbſt die Anordnung traf, die das Bild zum edlen Kunſtwerk machen muß. Es war mir ein wahrer Genuß, dieſe Arbeit entſtehen zu ſehen, man konnte es für das Werk eines edlen florentiniſchen Meiſters halten. Bei alledem iſt Lenbach ſelbſt aber tief melancholiſch und weiß ſehr gut, daß die Kunſt keine Stätte in unſerer Zeit hat, und ich glaube, er beharrt deshalb ſo ausſchließlich beim Porträt, weil ihm da wenigſtens noch das Ideale menſchlicher Typen zu Gebote ſteht, während die moderne Welt ihm ſonſt abſolut keine Motive liefert.

Die Ausſtellung der ſpaniſchen Malerſchule (die ſich jetzt ein herrliches Lokal in der Art der Villa Medici, der franzöſiſchen Akademie, auf der Höhe von St. Pietro in Montorio mit Terraſſengarten und himmliſcher Ausſicht gebaut hat) beſuchte ich vor einiger Zeit, aber wahrlich, es wurde mir ganz elend dabei; ungeheure Technik, aber doch eine Art der Behandlung, die ans Groteske ſtreift, und nun dieſe Gegenſtände! Es iſt wie eine Rache, daß die Inquiſition ſich nicht mehr mit ihren Marterwerkzeugen an lebendigem Fleiſch und Bein vergreifen kann; ſo bringt man nun auf die Leinwand nichts als

Henker, Blut und Wunden. Es iſt ſcheußlich! Ja, der Himmel iſt den Menſchen abhanden gekommen, ſie verſtehen das Göttliche nicht mehr und ſehen das Myſterium nicht mehr. Alles iſt ihnen klar und trivial.

Verehrter Freund, ich grüße Sie viel tauſendmal und ſchreibe bald wieder. Ihre alte Freundin Malwida.

Bad Nauheim, Heſſen (Sommer 1884)

Verehrter Freund, nun denken Sie, ein paar Stunden bin ich von Ihnen entfernt! Sie werden den Kopf ſchütteln und ſagen: na, iſt die verrückt mit ihren Reiſen! Und doch können Sie das Reiſen nicht mehr haſſen, als ich es tue, aber ſind wir nicht die Sklaven der Verhältniſſe und Kombinationen des Zufalls, die uns das Widerwärtige aufdrängen, um das Wünſchenswerte zu erreichen. Mein Bruder Fritz hatte die Abſicht geäußert, hierher zu gehen, die Schweſtern beſchloſſen alsbald zu folgen; als mein römiſcher Arzt das hörte, ſagte er, ich könne nichts Beſſeres tun als die Bäder hier nehmen. So entſtand der Plan. Ich kam einen Tag vor der Einführung der Quarantäne über den Brenner hier an, wo ich die Schweſtern bereits einquartiert fand und wo ſich uns der Bruder bald vereinte, den noch einmal wiederzuſehen mir eine große Freude geweſen iſt, da ich ihn geiſtig noch außerordentlich friſch fand.

Es kam mir der Gedanke, Ihnen nach beendigter Kur einen Beſuch zu machen. Allein der Arzt ſchickt mich zur Nachkur nach der andern Seite (der Bergſtraße) und ſo hätten es nur wenige Stunden ſein können, die doch zu keinem eigentlichen Ausſprechen geführt hätten. Und viel-

leicht iſt es auch beſſer, Sie behalten das Bild der Märchenfrau von den Schleiern der Ferne umgeben, als es mit all den Spuren der Vergänglichkeit wieder aufzufriſchen — eine „Donna velata“ der Erinnerung. Und was nun die wirkliche Donna velata betrifft, ſo habe ich ſie zu meiner Freude bei der Durchreiſe in Florenz gefunden und ſende ſie mit dieſem Brief. Sie hat unverkennbare Ähnlichkeit mit der Fornarina-Barberini, nur edler, vergeiſtigter, der Übergang zu der Madonna Siſtina, und ich kann mir denken, daß Raffael ſeine Geliebte lieber ſo den Blicken anderer preisgab als in dem Nicht-Koſtüm der Barberini.

Als ich bei Bologna weilte, gingen wir eines Tages hinunter zur Stadt, da ich das Muſeum in ſeiner vollendeten Ordnung noch nicht geſehen hatte. Es iſt wohl eines der vollſtändigſten und intereſſanteſten Muſeen der Welt, was vorgeſchichtliche (aber auch geſchichtliche) Zeiten betrifft und ſo vortrefflich eingerichtet, daß man ſich nichts Beſſeres zum Studium wünſchen kann. Vor mehreren Jahren erſt iſt nämlich bei Bologna eine große Gräberſtadt entdeckt worden prähiſtoriſcher Umbrier und Etrusker, wo ſich zweierlei Begräbnisweiſen fanden, die einen mit Aſchenkaſten, die andern mit vollkommen erhaltenen Skeletts ausgeſtreckt im Grabe liegend, mit Schmuck, Waffen, Gerätſchaften aller Art dabei. Die Sammlung von Gegenſtänden, jenen Epochen angehörig, iſt ſo vollſtändig, daß man daraus faſt mit Gewißheit vieles über jene dunkle Zeit feſtſtellen kann. So gibt die Erde uns eine Chronik der Vergangenheit, wie ſie keine Feder zu ſchreiben vermöchte. Aber auch wertvollſte

Dinge aus der geſchichtlichen Zeit, beſonders der Renaiſſance, finden ſich in Menge und ſchönſter Ordnung, u. a. eine vortreffliche Münz- und Medaillenſammlung, und da fand ich, was Sie intereſſieren wird: eine große Münze mit dem Bildnis der Iſotta Malateſta, vortrefflich geprägt und erhalten.

Sonſt ſah ich noch auf der Herreiſe (einen Tag in München) bei Lenbach, der wieder dort war, das untermalte Bild Leo XIII., das er vor ſeiner Abreiſe von Rom hat machen müſſen und das eine ſeiner geiſtvollſten Arbeiten wird, wirklich ein Seitenſtück zum Julius II. von Raffael. Und nun denken Sie das Komiſche: der Papſt hat ihm aufgetragen, für ihn ein Bild des Fürſten Bismarck zu malen, wenn derſelbe einwillige, und Lenbach iſt eben in Varzin geweſen, um es zu malen. Das Bild Bismarcks im Vatikan!! Und wie charakteriſtiſch ſind die beiden Köpfe für das Prinzip, das ſie vertreten!

Doch genug für heute, da ich eigentlich nicht viel ſchreiben darf bei der Kur.

Ob nah oder fern, in tiefſter Anhänglichkeit Ihre

alte Märchenfrau.

Verſailles, 6. November 84

Verehrter Freund, ich habe ſo lebhaft von Ihnen geträumt und einen ſo ſchönen Traum, daß ich durchaus alle Hinderniſſe des Schreibens beſiegen muß und Ihnen denſelben erzählen muß. Wir waren in Rom und Sie waren beauftragt, ein großes Monument zu ſchaffen, das auf dem Pincio aufgeſtellt werden ſollte. Das Piedeſtal wurde bereits dort aufgerichtet von weißem Marmor,

aber es war doch ein großes Bild, das Sie malten, und es ſtellte die Entſtehung der Kirche in ihrer idealen, wahrhaftigen Bedeutung dar; eine wundervolle weibliche Geſtalt brach einen dürren Zweig von einem vertrockneten Baum, pflanzte ihn, und ſiehe da: er grünte und trug neue Blätter und Blüten. Ich war entzückt von dem Bild und prophezeite davon eine Erneuerung des religiöſen Lebens auf Erden. Nun ſehen Sie, im Traume wenigſtens nahe ich mich öfter als in der Wirklichkeit und wir beſchäftigen uns dann zuſammen mit guten Dingen.

Seit Ende September bin ich hier, wohin meine Freunde[10] die Vernunft gehabt haben, ſich aus der ziviliſierten Hölle Paris zurückzuziehen, zum Segen für die zarte junge Frau und die Kinder, die hier von Wald und Feld umgeben ein friſches, natürliches Leben führen, während dort in dem Qualm der Luft, von drei Millionen Menſchen ausgeatmet, in der Haſt und dem hölliſchen Lärm der Großſtadt, im zerſtreuenden Anblick unzähliger Gegenſtände, die keinen höheren Gedanken, kein künſtleriſches Empfinden, ſondern nur die Begier und den blinden Willen wecken — die zarten Gehirne abgeſtumpft und die Empfindungen verunreinigt werden. Verſailles iſt ein großartiges Denkmal der abſoluten Monarchie; kein anderes trägt ſo den Stempel des l'état c'est moi. Und ſonderbarerweiſe hat die Revolution gerade dieſes verſchont. Man kann nicht ſagen, daß es ſchön wäre, es erinnert an die Peterskirche, kein Stil, der einem höheren Gedanken entſpräche, aber dennoch eine große Wirkung durch die rückſichtsloſe Größe der Verhältniſſe, die der Ausdruck eines ungeheuren Machtbewußtſeins iſt. Der

proſaiſche Bürgerkönig Louis Philippe hat viele wertvolle künſtleriſche Ornamente, Gobelins uſw. wegnehmen laſſen, dafür aber die Schlachtbildergalerie eingerichtet, wo die Horace Vernet, Delacroix u. a. ſich finden, welche die algeriſchen Kampagnen verherrlichen. Ich liebe Schlachtenbilder nicht ſehr, aber einige von dieſen ſind wirklich ſchön und geiſtreich komponiert. Sehr intereſſant iſt die Galerie der Porträts, die in Maſſen da ſind; man müßte Wochen haben, um die zu ſtudieren, und man hätte beinah damit einen Kurſus der franzöſiſchen Geſchichte durchgemacht. Allerdings ſind manche aus der früheſten Zeit, deren Authentizität ſchwer zu beweiſen ſein dürfte, aber einige ſehr ſchöne und viele intereſſante, z. B. eine ganze Reihe aus den verſchiedenen Lebensaltern von Ludwig XV., wo man die allmähliche geiſtige und moraliſche Niederlage des als Jüngling ſo ſchönen Menſchen ſieht. Einmal nur war ich in der ganzen Zeit auf ein paar Stunden in Paris, um die Ausſtellung einer kleinen Privatgalerie zu ſehen, die nur Meiſterwerke enthält, d. h. was man ſo nennt; faſt nur von modernen Malern, u. a. von Regnault, einem jungen Maler, der in der Blüte des Lebens und Talents bei den Kämpfen um Paris im letzten Kriege fiel. Das Bild ſtellt eine Salome dar und iſt mit einer Meiſterſchaft gemalt, die allerdings nicht übertroffen werden kann; es iſt da ein Spiel von gelben Tönen, das wunderbar iſt; das Fleiſch iſt kaum ſchöner von Tizian gemalt worden, das orientaliſch-ſinnlich ſchöne Angeſicht lächelt aus dem Bild heraus; es hat Furore gemacht, als es zuerſt im Salon geſehen wurde, aber mich läßt es kalt wie

Eis, ich bewundere die Virtuoſität, aber Kunſt iſt mir das nicht.

Ebenſo iſt es in der Literatur. Außerordentliche Virtuoſen ſind ſie, dieſe Franzoſen, aber wenn man dieſe graziöſen, anziehend und elegant geſchriebenen, pſychologiſch ſo fein ausgeführten Sachen geleſen hat, ſo fühlt man ſich doch unbefriedigt und fragt ſich, was da fehlt? Ein Ideal! Das iſt's, was dieſer modernen Welt fehlt und darum hilft ihr alle Virtuoſität und alle vollendete Technik nichts.

Können wir es ändern? Nein! wir haben unſer Teil gehabt, wir haben für Ideale gelebt und ſind einſt glücklich in Hoffnung geweſen, und darum dämmert uns auch ein roſiger Schein jenſeits des Grabes, wo jene nur Moder und Verweſung ſehen.

Mein Bruder Otto in Wien iſt aufs neue ſchwer krank und nur wenig Hoffnung, ſein Leben zu erhalten. So löſt ſich ein Glied der Kette nach dem andern und die Welt der Erſcheinung verſinkt in Nacht.

Bis Ende des Monats bleibe ich jedenfalls hier. Hoffentlich höre ich noch einmal von Ihnen, daß es Ihnen gut geht und Sie freundlich gedenken Ihrer

Malwida M.

Rom, 6. Februar 85

Verehrter, teurer Freund!

Wir ahnten ſchon, die Schweſtern und ich, daß Ihnen etwas von dem widerfahren ſein müßte, was den Menſchen ſchweigen macht und Ihr Brief an Louiſe brachte

uns davon die traurige Beſtätigung.* Es läßt ſich dabei leider auch wieder nichts tun als ſchweigen und nur die Gewißheit den Freunden geben, daß man es tief und innig mitfühlt. Was am ſchwerſten zu tragen iſt, das iſt, wenn die Jüngeren vor uns dahingehen, die, welche uns mit der irdiſchen Zukunft verbanden und die noch einen Anſpruch an das Leben hatten. Wir haben es eben auch erlebt: ein junger Großneffe, glücklicher und geliebter Gatte und Vater, iſt in der Blüte der Jahre dahingegangen. So löſt ſich langſam die Kette, die das Leben verbunden hatte, und dann? — Hier unten ſchließt ſich die Welle wieder, die ewig auf- und abſteigende, und neue Geſchlechter kommen und vergehen und ewig walten die alten Triebe, die ſchon das Chaos bewegten und zum Werden zwangen; nur die Formen wechſeln, die Geſtalten, aber das Innere, das Geſtaltende, das Ur-Eine bleibt dasſelbe. Ja, lieber Freund, wir wollen doch froh ſein, gelebt zu haben, denn wie Pythagoras geſagt hat, wir kommen auf die Welt, nicht bloß um Geſchäfte zu machen, ſondern als Beſchauende und das Sein iſt dem Nichtſein vorzuziehen, „damit man beſchaue den Himmel und die Geſtalt des Weltalls". Und wär es auch weiter nichts als wie Beſchauende geweſen zu ſein, ſo war es der Mühe wert, gelebt zu haben.

Wie gerne erzählte ich Ihnen ſchöne Dinge von hier. Die einzige Kunſterſcheinung, die es der Mühe wert iſt zu beſprechen, iſt das Porträt des Papſtes von Lenbach. Es iſt ein vollendetes Kunſtwerk, den Raffaelſchen Papſtbildern völlig an die Seite zu ſetzen. Das verfallene

* Ruhl hatte ſeinen einzigen Neffen verloren.

Angeſicht, aus dem nur noch zwei geiſtvolle Augen blitzen, während ein wehmütiges Lächeln den Mund umſpielt, iſt merkwürdig ergreifend wiedergegeben. Ebenſo merkwürdig iſt das Seitenſtück, das Bild Bismarcks, vom Papſt für ſich beſtellt. Der Mann mit dem eiſernen Willen, dem ſich Europa beugt, ſteht, obgleich auch ſchon ein Greis, feſt und machtvoll dem hinfälligen andern gegenüber und ſein glänzender Blick ſcheint zu ſagen: Wir gehen nicht nach Canoſſa. Es iſt wirklich eine Illuſtration des alten Kampfes zwiſchen Kirche und Reich, zwei Bilder, die ein Stück Geſchichte erzählen.

Ich kam geſtern abend nicht zum Schluß, weil Lenbach kam, mich zu beſuchen; da haben wir Geſpräche geführt, die auch Sie gefreut hätten zu hören, und er hat ſich ſehr an Ihrem Centauren, der eingerahmt bei mir hängt, gefreut. Ich wollte, ich könnte Ihnen einen Frühlingshauch von hier ſchicken. So nur warme Grüße von

Ihrer M. Meyſenbug.

Rom, 5. April 85

Verehrter Freund, einen Oſtergruß muß ich Ihnen ſenden. Könnte er heißen: Chriſt iſt erſtanden — wann hätte der Welt mehr ein Erlöſer not getan als jetzt, wo alles aus den Fugen gehen zu wollen ſcheint. Aber wo iſt er? Eben komme ich aus vier Kirchen, wohin ich mit Signora Minghetti gegangen war, um ſchöne Oſtermuſik zu hören; wir flohen aber aus einer in die andere, weil anſtatt der erhabenen Klänge der alten Meiſter uns frivole Opernmuſik entgegentönte. Welch ein Zeichen der Zeit! Wenn ich allein in der Abendſtunde nach St. Pietro

gehe und die Sonne durch die Kuppel eine Goldſtraße von Licht ſchräg durch die Kirche wirft, auf der verklärte Seelen gen Himmel zu ſchweben ſcheinen, dann ergreift mich eine unnennbare Sehnſucht, daß das Ideale noch einmal wieder eine Form gewönne auf Erden, daß die Götter wieder wandelten hienieden, daß das Göttliche wieder Menſch würde. Denn in der jetzigen Kirche iſt es nicht mehr, ſie iſt entweiht durch leeres Formenweſen, durch Trachten nach dem, was dem Reich Gottes ſchnurſtracks entgegen iſt. In der Kunſt iſt es ebenſowenig und das beſte Zeugnis dafür iſt der Handel, den ſchmutzige Juden mit Fetzen alter Stoffe, mit zerbrochenen Altertümern, mit Gegenſtänden aller Art aus glücklicheren Zeiten treiben, weil es Mode iſt, ſeine Zimmer damit wie mit einem Antiquitätenkabinett zu ſchmücken.

Einzig, einzig in der Natur, da iſt noch das ewig Friſche, der neue Frühling, die entzückende Blumenfülle, die ſtrahlenden Sonnenuntergänge über der einſamen Campagna, der Geſang der Vögel, die heilige, unentweihte Stimmung, in der wir uns gläubig der Ahnung hingeben können, daß auch das „Wozu“ nicht ohne Antwort bleiben wird. Nein, wie wäre es möglich, daß dieſe Frage, die alle zum Geiſt Erwachten beſchäftigt hat vor allem andern, nicht auch eine andere Antwort hätte als die der Materialiſten, das Nichts. Nur dieſes Leben kann es uns allerdings nicht lehren, denn wir wandeln hier noch mit einem Schleier über den Augen, durch den wir nur zuweilen ein fernes Licht ſchimmern ſehen.

Ich habe eben nicht in der geträumten ſchönen zukünftigen Welt, ſondern in der vergangenen ſchönen Welt ge-

lebt, indem ich ein franzöſiſches neues Buch über die griechiſche Poeſie geleſen habe, wo mich beſonders ein Aufſatz über Pindar angezogen und mir ſehr zum Verſtändnis dieſes großartigen Sängers, den ich nun freilich nur aus der Überſetzung kenne, geholfen hat. Auch über die Paſtoralen des Theokrit und ihren Urſprung aus den Dichtungen und Improviſationen der ſizilianiſchen Schäfer und Hirten war mir viel Neues und ſehr Intereſſantes. Ich erinnerte mich dabei, daß, als ich vor einigen Jahren einen ganzen Winter in Sorrent zubrachte mit einem kranken Freund,* der ein gelehrter „Grieche" war, wir manche Spuren offenbar griechiſcher Tradition fanden, ſo bei der Olivenernte den improviſierten Wechſelgeſang der Landleute bei der Arbeit; aus einem Olivengarten ſang man eine Strophe, in Theokrits Manier die Freude der Landarbeit beſingend, und aus dem nächſten Garten tönte die Gegenſtrophe, alles improviſiert. Solche reizende Traditionen findet man noch hier, da wo die Ziviliſation noch nicht gewütet hat, aber das wird auch verſchwinden wie die Nationaltrachten u. a. — Und dieſe europäiſchen ziviliſierten Barbaren überſchwemmen den Orient, um „die Kultur zu bringen", d. h. um von inneren Fragen abzulenken und ihre Habgier zu befriedigen! Mein glühender Wunſch iſt, daß die Engländer im Sudan, die Franzoſen in China noch tüchtig geſchlagen werden, wie es bis jetzt bereits ſchon geſchehen iſt, und daß weder Ruſſen noch Engländer das traumvolle Wunderland Indien mehr beſitzen werden, ſondern, daß Indien ſich ſelbſt angehöre und vielleicht

* Nietzſche.

eine zweite herrliche Kulturblüte hervorbringe. Ich habe einen prächtigen indiſchen Freund,* aus einem rein erhaltenen Brahminenſtamm, der vor einigen Jahren hier war und mit dem ich noch korreſpondiere. Durch ihn weiß ich, wie man in Indien ſtrebt, ſich tüchtig zu machen, um das europäiſche Joch abzuſchütteln. Möge es ihnen gelingen!

Leben Sie wohl für heute, mein verehrter Freund. Hoffentlich trifft dieſer Brief Sie, ſoweit es möglich iſt, in Geſundheit.

Mit innigſtem Gruß Ihre Freundin

Malwida.

Mein Roman iſt nun doch gedruckt, aber ich wage es nicht, Sie damit zu beläſtigen.

Kaſſel, 18. Mai 1885

Verehrte Freundin!

Ich will verſuchen, ob ich Ihrem am 9. April erhaltenen lieben und ſchönen Brief gerecht werden kann. Ein Erlöſer wird für dieſe Welt wohl nicht kommen. Auch vonzeiten iſt mehr oder weniger das Schlechte dageweſen; denken Sie an die Antwort, welche Michelangelo ſeiner Nacht in den Mund gelegt. Alle menſchlichen Inſtitutionen — alſo auch die Kirche, wie ehedem die Tempel, waren von Gebrechen nicht frei. Beim Beſſerungsverſuch der Reformatoren ſind nur andere an ihre Stelle getreten. Der Gewinn iſt demnach nicht groß. Mein Urteil iſt vielleicht einſeitig und ungerecht, aber erwehren

* Da Cunha.

kann ich mich nicht zu finden, daß die Menſchen im großen und ganzen alberner geworden ſind. La conséquence immédiate d'une Constitution est l'aplanissement des intelligences und der blinde Homer wird wohl mit ſeinem Ausſpruch: Nie taugt viel Herrſchaft dem Volk, recht behalten. Sie tun demnach wohl, das Schöne, das Geiſterhebende aufzuſuchen, wo es noch zu finden iſt. In der Peterskirche, in der reizenden Einſamkeit römiſcher Villen, im Kapitol und Vatikan unter ſtummen Götterbildern, deren Sprache die von menſchlichen Gebrechen freie Schönheit iſt. Doch jetzt alles beiſeite! Was muß ich hören, „Phädra" iſt erſchienen, die mir verheimlichte „Phädra", nach der ich oft gefragt habe! Sie können denken, wie geſpannt ich bin und zugleich wahrſcheinlich ſehr fern von Ihnen mit meiner Nachahmung eines Romans „des Geiſtes", der nun auch fertig, aber nicht wohlgeraten iſt. Halb und halb Allegorie, denn der Wald der Täuſchungen, wohin die Heldin reitet, bedeutet doch nur dieſe Welt. Gern würde ich mehr ſagen, muß mir aber ſchon jetzt eine Grenze ſetzen. Adesso siate benedetta! Dies der Wunſch Ihres treu ergebenen alten Freundes.

6 Via Polveriera Roma, 1. Giugno (1885)

Verehrteſter Freund!

Über Ihren ſchönen Brief habe ich mich diesmal beſonders gefreut, weil er mir ein Beweis war, daß, was auch das Leben über Sie verhängt, Sie in ungeſchwächter Geiſteskraft über dem Schickſal ſtehen, und das iſt doch

die Hauptſache. Und einen Roman haben Sie beendet; wie ſchäme ich mich vor Ihnen! Was bin ich gegen Sie! Ich weiß, daß ich zu ſpät geboren wurde, daß meine Jugend auch in jene Zeit hätte fallen, unter jenen Einflüſſen ſich entwickeln müſſen wie die Ihre. Denn das war die Heimat meiner Seele, und ich erkenne darin vielleicht ein geheimnisvolles Erbteil der Mutter, die auch in jene Zeit gehörte mit ihren geiſtigen Anlagen und ihrem Streben, und daß ich vielleicht die Vollenderin ihrer Natur, die nicht in allem zur Reife kam, hätte ſein ſollen, wie ja auch Schopenhauer dies annimmt, daß die Kinder oft die Vollendung der Natur der Eltern ſind. Aber mich warf das Schickſal in Umgebungen, die keine Anregung hatten, wie ich ſie brauchte, und als ich getrieben wurde, den Kampf aufzunehmen mit der Welt, da geſchah es in Formen, in denen ich freilich immer das Ideal meinte, deren Nüchternheit mir aber dann eine unendlich ſchmerzliche Enttäuſchung hinterließ. Warum habe ich meinen Märchenfreund nicht immer zur Seite gehabt! Sie hätten mein Führer ſein ſollen, dann wäre ich das geworden, wozu ich beſtimmt war. Freilich, ich bereue nichts, denn ich habe doch ein reiches Leben gehabt, aber ich fühle es, es lag ſo viel anderer Stoff in mir, der zur Blüte hätte kommen müſſen, und nun iſt es troppo tardi. Aber um zu dem Roman zurückzukommen: wie nüchtern wird der meine gegen den Ihren ſein! Die Wittgenſtein hat zwar ausgerufen, als ſie ihn geleſen: Où, diable, cette vieille femme a-t-elle pris ce langage magnifique! Aber das ſagt wenig, denn es iſt doch die moderne ſogenannte Wirklichkeit, die ich ſchildere, und erſt zu-

letzt rettet der Held ſich in eine Welt, die freilich, wie eine Rezenſion ſagt, ſo unirdiſch iſt, daß es darin keinen Bismarck, keine Kornzölle, keine Kammern etc. gibt. Wenn Sie ihn leſen wollen, werde ich Laura ſagen, ihr Exemplar mitzunehmen und Ihnen von Ems aus zu ſchicken, wogegen ich ſtark hoffe, auch Ihren Roman zu leſen.

Wenn ich reiſefähig bin, denke ich nach Verſailles zu gehen und den ganzen Sommer da in der grünen Friſche ruhig zu verbleiben. Die Reiſe ſchreckt mich, aber ſolange ich's noch kann, bin ich mich dem teuren Weſen ſchuldig, für das mein Daſein einen unendlichen Wert hat. Geſtern war ich mit den Schweſtern noch vor Porta Salara gefahren, wo man beim Aufgraben in einer Vigna wie es ſcheint einer Gräberſtraße auf die Spur gekommen iſt; ein kleines Kolumbarium iſt bereits aufgedeckt und der obere Mauerrand eines Grabdenkmals größer wie die Cäcilia Metella, wunderſchön erhalten, als ſei es eben gemauert; es wird nun weiter gegraben nach der Baſis hin und in vierzehn Tagen wird man ins Innere dringen können, wo gewiß viele Funde harren. Ich hoffe es noch zu ſehen, ehe ich fortgehe. O dieſer Boden, was verſchließt er nicht noch alles. — Ich ſandte Ihnen die Druckbogen eines Artikels von Minghetti, die Sie hoffentlich erhalten haben und die Sie intereſſieren dürften.

Vielleicht iſt dies mein Scheidegruß von Rom. Wo ich aber auch bin, immer bleibe ich Ihnen innigſt zugetan.

Malwida.

Denken Sie ſich, liebe Freundin, den Trauerrand hinzu, andere Bogen habe ich im Augenblick nicht zur Hand. — So kann ich beruhigt fortfahren, denn mein Dank iſt ja gegen Sie, die mich immer ſo viel beſchenkte, doch nur ein fortlaufender. — Was du tun willſt, tue bald! Bei deinen 91 Jahren! Denn es gibt Stunden, die mir das gar ernſtlich einſchärfen. Was Sie mir Wohlwollendes ſagen, liebe Malwida, macht mich in meinen Augen zu einer mythiſchen Perſon. Es iſt eine bekannte Sache: Zeit und lange Abweſenheit haben die Eigenſchaft, das Objekt zu verſchönern. Ich erlebte das ſchon in der Schule, wo beim Lehrer Martin le moine défroqué, i. e. Luther, Jeſus Chriſtus faſt gleich ſtand. — Via! — Wiſſen Sie auch, was ich mit Ihrer Überſetzung der Magdalena gemacht habe? So wohl hat mir die Arbeit gefallen, daß ich ſie ſogleich an Keſtner nach Hannover zur Einſicht ſchickte. Wären wir nicht getrennt, wie viel hätte ich Ihnen darüber zu ſagen. Die Feder iſt ein gar zu umſtändliches Inſtrument. Jedenfalls haben Sie das Verdienſt, den guten Deutſchen den ſchönen Aufſatz zugänglich gemacht zu haben, und das iſt viel. Die Äußerung der Fürſtin Wittgenſtein über Ihren Roman iſt brillant! Wenn wir beide unſer irdiſch Teil abgelegt haben, hoffe ich, noch mit dieſer Frau einmal zuſammenzukommen, die mir ein Charme iſt, ich weiß nicht warum. Alſo „Phädra!“ Le Roman introuvable! Sagen Sie Laura nicht, daß ſie das Buch mitbringt, notieren Sie mir nur vor Ihrer Abreiſe die Buchhandlung, dann will ich ihn ſchon finden. Ich denke mir darunter eine

Übertragung der Phädra-Mythe in die Gegenwart. Eine Anatomie des zuckenden Herzens mit tiefem Blick in seine mannigfachen Leiden, in vortrefflicher Sprache aufregend und wahr dargestellt? — O Cielo! Wie weit bin ich von Ihnen entfernt. Mein Opus kann kein Verleger unternehmen. Daß Sie troppo tardi gekommen wären, finde ich nicht; doch immer glücklicherweise noch so spät, um wie Janus nach beiden Seiten hinzusehen, haben demnach viel vor mir voraus!

Wie ist es mit Lenbach? Sehen Sie ihn zuweilen? Sprudelt er von Ideen und läßt ihm die fruchtbare Phantasie keine Ruhe? Jedenfalls ein Meister der Malerei, wie sie unsre Jugend sich nicht träumen ließ.

Addio, beste Freundin! Ihre Schwestern, gemäß ihrer Schwalbennatur, sind ja wohl jetzt auf der Reise. Treu ergeben für immer der Ihre. Ruhl.

Villa Amiel, Versailles, 9. Juli (1885)

Verehrtester Freund!

Nun bin ich wieder im grauen Norden und sende Ihnen von hier meinen innigsten Gruß. Sie werden es mir glauben, wenn ich sage, daß es mir jedesmal das Herz zusammenschnürt, wenn ich die italienische Grenze überschreite, und dieses Mal, wo ich ganz ohne vorherigen Landaufenthalt als Zwischenstation aus der lichtumflossenen Roma in die graue kalte Schweiz kam, war es mir doppelt wehe dabei zumute. Gerade noch wenige Tage vor meiner Abreise machte ich eine Spazierfahrt über eine neue Promenade, von S. Pietro in Montorio

und der acqua Paola aus über die Höhe nach S. Onofrio (dem Taſſo-Kloſter). Das iſt wohl einer der ſchönſten Spaziergänge der Erde, und an jenem Abend war es ſo verklärt ſchön, daß es mich ganz ſelig machte. Die monumentale Stadt in voller Ausdehnung im herrlichen Rahmen ihrer Berge, der majeſtätiſchen und doch ſo ſanften Linien, der einſame Soracte, dann das herrliche Profil von S. Onofrio und der Peterskuppel dahinter, der ſchönſte grüne Vorgrund und die äußerſt geſchmackvolle Anlage ſelbſt, das alles überſtrahlt vom reinſten Abendlicht — nein, es war zu ſchön, wie ein Gedicht, wie eine Fata Morgana, von Geiſterhänden hingemalt, um einmal den Sterblichen zu ſagen: ſo könnte eure Erde ſein, wenn ihr nicht ein armſeliges Geſchlecht wärt, niedrige Staubgeborne. Und nun unmittelbar danach die Schweiz mit ihrem eintönigen Grün, grauen Himmel und kalten Klima! Doch verbrachte ich einen guten Tag in Baſel, zuſammen mit meiner Reiſegefährtin, der anmuts- und geiſtvollen Gräfin Dönhoff. Wir waren im Muſeum bei den herrlichen Holbeins, von denen beſonders die Handzeichnungen außerordentlich intereſſant und ſchön ſind. Wie dieſer arme, die herrlichen Typen entbehrende Künſtler die Häßlichkeit ſchön zu machen wußte, ſo daß mir immer dabei die Fauſtworte einfallen: Zur Seelenſchönheit ſteigert ſich die Form! Dann iſt noch ein Bild da von dem Maler Böcklin, dem einzigen lebenden Maler, außer Lenbach, der mich intereſſiert. Es iſt ein Gedicht, dieſes Bild und hat einen Zauber, der ſtundenlang feſſelt. Eine lange Perſpektive von immergrünen Eichen, im Vordergrund ein dunkelgrünes Waſſer, auf

dem Lilien und Waſſerpflanzen ſchwimmen. Im blaudunklen Schatten der Eichen naht ein Zug weißgekleideter Beter und vorn ſind bereits zwei niedergeſunken vor einem Altar, auf dem eine helle Flamme brennt, deren bläuliche Rauchwolke ſich in dem dichten Laubgewölbe verliert. Es iſt unmöglich, die Stimmung zu ſchildern, die in dieſem Bilde herrſcht, man ſieht die kaum angedeuteten Geſtalten ſchreiten, man fühlt die inbrünſtige Verſenktheit der zwei Betenden, man atmet die feuchte Kühle unter den mächtigen Bäumen, an dem ſtillen dunklen Waſſer. Ja, Böcklin iſt ein Dichter in Farben.

Dagegen fuhren wir von hier aus nach Paris, um noch den letzten Tag des Salon zu ſehen. Ach, welche unfruchtbare Fruchtbarkeit! Zahlloſe Bilder, vollendete Technik, aber Kunſt?

Ich bin in großer Aufregung, weil mir die Schweſtern geſchrieben haben, ſie hätten Ihnen die „Phädra" geſchickt. Was werden Sie dazu ſagen? Ich kann nur ſagen: ich hab's gewagt und muß die Folgen tragen.

Für heute leben Sie wohl, teurer Freund, ſchreiben Sie mir bald und ſchonen Sie mich nicht.

Ihre Freundin Malwida.

Kaſſel, 19. Juli 1885

Ohne Frage würden Sie, verehrte, liebe Freundin, einen inhaltsreicheren Brief erhalten haben, wenn ich gleich während des Leſens der „Phädra" geſchrieben hätte. Damals aber wußte ich Ihre Adreſſe noch nicht. Nun iſt des Stoffes zu viel geworden, auch muß ich mich meiner Augen wegen des Schreibens und Leſens

enthalten. Soviel aber ſollen Sie doch ſchon jetzt hören, es ſind wunderbar ſchöne Stellen in dem Buche und Sie beherrſchen die Sprache in einem Grade, daß Sie alles was Sie wollen ausdrücken können. Es ſind moderne Menſchen, die Sie ſchildern, das iſt Ihnen vortrefflich gelungen und wird dem Buch ſeinen Erfolg ſichern; mich macht das zwar nicht ungerecht gegen Ihre Wahl, allein es erſchwert mir den Genuß. Darüber habe ich mich nun freilich allein anzuklagen, kürzer geſagt, es mangelt mir der Geſchmack für den unſere Zeit ſchildernden Roman. Eigentlich wollte ich Ihnen recht viel von dem ſagen, was mir beſonders gefallen hat und worin ich Ihre große Begabung erkenne und nun iſt, Gott weiß wie, gerade das Gegenteil daraus geworden. Ich bin aber noch nicht am Ende, wenn ich auch für jetzt zu Ihrem lieben letzten Brief aus Verſailles übergehe, durch den ich unterrichtet bin, daß Sie die Reiſe gut überſtanden haben und nun glücklich in den Armen Ihrer Lieben ſind. Ihre Beſchreibung der neuangelegten Promenade iſt ja wunderbar. O benedetta Roma! Könnten wir dieſen Weg doch zuſammen befahren!!

Mit beſten Wünſchen in alter Treue der Ihre

Ruhl.

Kaſſel, 31. Juli 1885

Liebe, verehrte Freundin!

Da kommt mir ja Ihr Blatt vom 29. Juli* wie gerufen! Eben dachte ich noch, wie wenig ich der „Phädra"

* Ein kurzer Brief mit Verleger-Vorſchlägen.

habe gerecht werden können. Der Grund iſt mir nicht fremd; wahrſcheinlich werden Sie ihn aber nicht gelten laſſen und hätten recht. Man muß notwendig zu dem Buch das mitbringen, was mir eben fehlt. Daher wird Ihnen auch, was ich geſchrieben, mißfallen haben. Sie erraten ſchon, wo mein Nichthaben ſteckt: in der Differenz der Geſchlechter! Und das gar nicht allein; es iſt auch zuviel Weltabgewöhnung dabei. Ich glaube, wir hätten uns geſtritten, wenn ich Ihnen während der Arbeit über die Achſel geſehen hätte. Daß Sie gegen mich recht behalten haben würden, na, das verſteht ſich von ſelbſt. Mein Urteil, dem Sie zuviel Wert beilegen, hat in Beziehung auf „Phädra" ganz und gar keinen, das fühle ich wohl. Nur eins, den Schwung und die Behandlung der Sprache, das faſſe ich wohl und kann ſagen, manchmal hat es mich erſtaunt und ergriffen. Mit dem Gang der Handlung bin ich weniger einverſtanden, um ſo mehr werden es andere ſein. Ich komme noch darauf zurück.

Nun zu Ihrem wundergütigen Anerbieten! Sie wollen alſo wie Sokrates die Hebamme bei den Gedanken machen, in die ſich andere verloren haben? Liebe Malwida! was kann wohl ich Ihnen Gutes ſchicken? Aber ſchicken möchte ich es Ihnen doch, das iſt ſogar mein lebhafter Wunſch, nur dachte ich mir, jetzt ſei dazu nicht gelegene Zeit. Den „Hyperboreer" kann kein Verleger übernehmen; aber mir hat es ihn zu ſchreiben manche erhöhte Stunde gemacht. Gerade dasſelbe, denke ich, iſt bei Ihnen der Fall mit „Phädra". Alſo darin wären wir eins — aber wie weit bleibe ich hinter Ihnen in der Aus-

führung zurück!! Das macht aber nichts! Die Märchenfrau iſt die einzige, die mir in mein Gewirre folgt, ſonſt kenne ich keine. Der ſpäter entſtandene „Spindelſtein", na, na, der geht nicht ſo in der Luft und hat, wenn der Charakter der Iſabella Phöbe, eines noch halben Kindes, die ſich durch Verhängnis von einem flüchtig erblickten Ritter den Kopf verdrehen läßt, nicht extravagiert, ziemlich feſten Boden. Was hätten Sie aus dieſem Perſönchen machen können! Ihr Rat, beſte Freundin, iſt allerwege der beſte. Sehen Sie ſich die Sachen an; ſind es Fehlgeburten, ſo beſchweren wir Herrn Reißner nicht damit, außerdem kann er die Abſchrift leſen. Ihnen ſchicke ich die Originalhandſchrift, da Ihnen meine Hand bekannt iſt. Doch halt! — Allem Anſchein nach werde ich bald befördert und Zeit iſt alſo nicht zu verlieren. Ich packe den „Hyperboreer" gleich mit ein. Fehlt es Ihnen an Luſt hineinzublicken, ſo bitte ſenden Sie mir ihn zurück — ungeleſen. Noch lege ich ein Büchelchen* bei, das hier die Leute ſehr amüſiert hat. Die Aufſätze aus Kaſſels Vergangenheit kann ich nicht mit beilegen. Leider ſind ſie nicht ſeparat aus der Zeitung** abgedruckt. Nun eine rechte Bitte zum Schluß, vergeben Sie meine Unbeſcheidenheiten! Sie ſind groß, doch größer noch iſt Ihre Nachſicht.

Treu ergeben für immer und ganz der Ihre

Ruhl.

* Erinnerungen an Jakob und Wilhelm Grimm.
** Heſſiſche Blätter, Jahrgang 1885.

Villa Amiel, Verſailles, 8. Auguſt (1885)

Verehrter Freund!

Tauſend Dank für Ihren herrlichen Brief und das Schriftchen zur Erinnerung an die Grimms, das mich unendlich intereſſiert hat, indem es eine ganze Fülle von Bildern aus früheſten Tagen hervorrief, aus jener Welt, in der mein geiſtiges Leben wurzelt und die durch allen Wechſel der Zeiten ihre tiefe Anziehungskraft für mich bewahrt hat. Den Roman* habe ich angefangen zu leſen, bin noch nicht weit darin, da ich wenig Zeit hier zum Leſen habe, bin aber bereits ganz davon gefeſſelt und komme mir ſelbſt daneben ſo armſelig vor. Phöbe iſt eine reizende Geſtalt und ich bin begierig, ihre fernere Entwicklung zu kennen. Sie haben recht, wer ſo wie Sie die Vergangenheit beſitzt, ſollte die Gegenwart nicht ſchildern, denn man ſieht zu tief in das Detail hinein; es iſt wie Lenbach mir vom Porträt ſagte: man muß ſein Original aus einer gewiſſen verklärenden Ferne ſehen. Die modernen Porträtiſten ſehen alles zu nah, gerade wie die Realiſten in der Malerei, welchen Ausſpruch ich hier im Salon, wo ich noch einmal vor Schluß war, beſtätigt fand; alle Porträts techniſch vortrefflich, aber ſo nahe geſehen, daß ſie grob-ſinnlich wurden. A propos de Portrait und Lenbach, ich ſagte Ihnen, glaub ich, nicht, daß er den letzten Tag in Rom in ein paar Stunden ein Paſtellbild von mir gemacht hat, welches wirklich ein Wunder von Ähnlichkeit und zugleich verklärender Auffaſſung iſt. Er ſchenkte es mir, um es Olga hierher mit-

* „Der Spindelſtein".

zunehmen, die ſelig darüber iſt und bei der nun auch meine Unſterblichkeit als irdiſche Erſcheinung geſichert iſt.

Doch zurück zum Romanthema. Ich fühle vollkommen, was Sie an „Phädra" auszuſetzen haben und Sie haben gewiß ſehr recht, nur kenne ich nichts ſo gut als die Gegenwart, und alle meine pſychologiſchen Beobachtungen wurzeln in derſelben. Ein völliges Phantaſieſtück könnte ich freilich auch, glaub ich, ſchaffen, aber wer will das heutzutage? Allerdings ſchreibe ich nicht um des Publikums willen, aber wenn etwas gedruckt werden ſoll, muß es eine einigermaßen annehmbare Form haben und in die ergieße ich dann, was ich von Idealität in mir habe. Vielleicht wirkt es doch hie und da, wenn ich es auch nicht einmal um der Wirkung willen, ſondern einzig aus innerer Notwendigkeit tue.

Eben erhalte ich einen zärtlichen Brief von der Fürſtin Wittgenſtein aus Rom.

Für heute mit tauſend Grüßen Lebewohl.

Malwida.

Kaſſel, 13. Auguſt 1885

Verehrte, liebe Circe des Wortes!

Ihren Brief vom 8. d. M. habe ich nicht ohne Beſorgnis geöffnet; es wäre eine mir vollkommen fremde Ziererei, wenn ich verſchweigen wollte, daß ich ſehr gewünſcht habe, es möchten meine Phantaſieen Ihren Beifall finden, wiewohl ich auf das Gegenteil mich gefaßt gemacht hatte. Da das „kenne Dich ſelbſt" ſo ſchwer iſt, ſo befragt man gern den Spiegel, um zu erfahren,

wie man in den Augen anderer ſich ausnimmt. Jetzt ſind Sie noch nicht weit gekommen; mein Urteil ſteht demnach noch aus wie das eines Delinquenten. Ich will alſo warten, aber behandeln Sie mich nicht wie ein kränkelndes Kind! Auch ich will geradeaus gehen, da ein ſubjektives Verneinen über den wahren Wert eines Buches ja doch nicht entſcheidet. Die Fabel der Phädra in die Gegenwart zu verlegen, wäre nur zu loben, denn das Verhältnis wird und muß ſich als ein menſchliches zu jeder Zeit wiederholen; auch iſt der Kampf zwiſchen Gewiſſen und Furie der Natur eine wahre Fundgrube für den Herzenserſpäher. Mir ſcheint, dieſe Partie hätte mehr Raum einnehmen, die Begebenheiten hätten mehr zurücktreten müſſen.

Meine Augen ſtechen mich zu ſehr und verbieten mir das Weiterſchreiben. Nächſtens mehr von Ihrem guten alten Freunde R.

Villa Amiel, Verſailles, 10. Oktober 1885

Verehrter Freund!

Sie ſind zu gewiſſenhaft mit dem Porto. Und ich bin es zu ſehr geweſen, indem ich die Zeitung zurückſchickte, die ich ſehr gern behalten hätte. Dieſe Heſſiſchen Blätter ſcheinen gar nicht übel zu ſein. Ich möchte aus Anhänglichkeit an die alte Heimat auch manchmal dafür ſchreiben, wenn Sie mir gelegentlich einmal den Namen des Redakteurs ſchreiben wollen.

Die Schweſtern fahren heute ſchon über den Gotthard; ich freue mich für ſie, wenn ſie die Reiſe überſtanden haben, denn ich bin immer beſorgt, wenn ich die beiden

Alten ohne Begleitung die weite Reiſe machen ſehe. Ich wage es nicht mehr allein zu reiſen und habe immer meine Jungfer bei mir, eine treue Bayerin, ſeit 12 Jahren meine unzertrennliche Gefährtin, von Bekannten aus Scherz Marco Polo getauft, da ſie, das Kind eines kleinen Ortes in Bayern, mit mir nun ſchon ein gutes Stück Welt geſehen hat und durch Übung ſich gut verſtändlich macht in italieniſcher und franzöſiſcher Sprache, wodurch ſie in ihrer Heimat als ein wahres Wunder angeſtaunt wird.

Ich werde mich in den letzten Tagen dieſes Monats aufmachen; einmal jenſeits der Alpen, brauche ich mich nicht zu eilen und kann, der Einladung von Minghettis folgend, mich noch etwas im ſchönen Mezzaratte bei Bologna aufhalten. Ich geſtehe es, ich bin dem Lande Italia und ſeinen Bewohnern hold und fühle mich heimiſch bei ihnen wie nirgendwo ſonſt.

Wie oft ſagte mir auch von der andern Seite Mazzini, daß, wäre er nicht als Italiener geboren, er nur Deutſcher ſein möchte. Er kannte deutſche Philoſophie und Literatur genau, war ein Verehrer Goethes und zitierte oft den ſchönen Vers aus einem Logengedicht Goethes:

Sich vom Halben zu entwöhnen
Und im Ganzen, Vollen, Schönen
Reſolut zu leben.

Er meinte, das ſollte der Wahlſpruch jedes echten Lebens ſein. Welch eine poetiſche, ſympathiſche Geſtalt war Mazzini; unglaublich für die, welche ihn nur dem Ruf nach gekannt haben, als Verſchwörer. Er war der treueſte

aufopferndſte Freund, von einer Güte und Selbſtloſigkeit, die keine Grenzen kannte, ein tief religiöſes Gemüt, voller Poeſie und hohem künſtleriſchen Sinn. Und welch ein tragiſches Schickſal!

Hier iſt jetzt alles in Aufregung über einen ruſſiſchen Roman des Grafen Tolſtoi, der allerdings auch moderne Menſchen und Zuſtände behandelt, aber mit einer Meiſterſchaft und pſychologiſchen Feinheit und mit einer Hoheit des ethiſchen Urteils, daß man nur ſagen kann: das iſt der wahre Realismus, der uns wie in den antiken Schöpfungen das ewig waltende, zum Lohne oder zur Strafe mit unerbittlicher Notwendigkeit ſchreitende Fatum enthüllt.

Für heute addio, verehrter Freund, Ihnen alles Gute wünſchend, von Herzen Malwida.

Kaſſel, den 15. Oktober 1885

Tauſend Dank, verehrte Freundin, für Ihr liebes Blatt vom 10. d. M. Sie werden nach Ihrem Wunſch die Zeitungen wieder zurückerhalten ſowie die Fortſetzungen, ſoweit ſie erſchienen ſind. Der Redakteur iſt ein renitenter Pfarrer, Wilhelm Hopf, Neffe des verſtorbenen Konſiſtorialrats Vilmar. Da die Heſſiſchen Blätter eine Oppoſitions-Zeitung ſind, können ſie ſich nur durch freiwillige Beiträge erhalten. Hieraus erſehen Sie, daß Hopf außerſtande iſt, Honorar zu bezahlen. Wünſchen Sie es, ſo bin ich gern bereit, zwiſchen Ihnen und Hopf zu vermitteln. Was werden dann aber Ihre verewigten Freunde Giuſeppe Garibaldi oder gar Mazzini ſagen, daß Sie einer ſtramm reaktionären Zeitung Beiträge geben?

Der Tolſtoiſche Roman wird zu uns nicht kommen, bleibt mir mithin unbekannt. Ich habe nun einmal an modernen Menſchen und Zuſtänden genug in der Wirklichkeit; ſie, wenn auch auf das frappanteſte reproduziert zu leſen, betrübt mich mehr, als es mich erfreut; es hängen ſich gleich eine Menge von niederdrückenden Betrachtungen daran. Andrerſeits läßt ſich das Lebendigwahre nur nach gemachten Erfahrungen wiedergeben, das weiß ich wohl. Man ſagt mir, das ſei das Richtige nicht. Mag ſein! Dann aber entſage ich dieſer Art Bücher ganz.

Die guten Schweſtern reiſen nun gerade in die Cholera hinein! Vermutlich haben Sie beſſere Nachrichten? Laſſen Sie mich bald etwas von ihnen hören.

Ich kann doch nicht umhin, Ihren Marco Polo recht grüßen zu laſſen. Das iſt heutzutage eine Pflicht, die treue Diener hoch verdienen, ſie ſind auch ein untergegangenes Geſchlecht. Erinnern Sie ſich, was Don Quixote — Cervantes — über Diener ſagt?

Langweiliger Brief — werden Sie denken! Di tutto cuore Ihr treu ergebener Ruhl.

Verſailles, 30. Oktober 1885

Verehrter Freund!

Noch einen Abſchiedsgruß von hier und herzlichſten Dank für die Zeitungen, die mir ein großes Vergnügen bereiten und tauſend alte Bilder wachrufen.*

Von Rom aus werde ich den Heſſiſchen Blättern ein-

* Vermutlich Ruhls Artikelſerie „Aus Kaſſels Vergangenheit".

mal einen Beitrag ſchicken, der mich in keinen Konflikt mit Bankos Geiſtern bringen wird. Es wird mir eine Herzensſache ſein, denn je mehr mein Gedanke zurücktaucht in jene ferne Vergangenheit, je wunderbarer erſcheint mir die geheimnisvolle Kette, die ſich durch das Leben von der Wiege bis zum Sarge ſchlingt und je heller wird mir das Bewußtſein einer Einheit, die außerhalb aller Erſcheinung liegt und in uns das große Myſterium des Lebens wirkt. Ich erkenne jetzt deutlich bis in die fernſten Kindheitstage die Keime alles deſſen, was mich „im dunklen Drange des rechten Weges bewußt werden ließ“ und ich kann nicht glauben, daß dieſer unausgeſetzten Sehnſucht nach Vollendung, die mit dem Alter nicht abnimmt, ſondern wächſt, nicht ein au-delà winken ſollte. Und in dieſem au-delà finden auch wir uns wieder. Und alles, was das Kind Ihnen dankte an Keimen der Poeſie, die Sie in ſein Herz legten, wird dort zu einer Krone werden von Himmelsblüten, von der wir hier nur entzückte Ahnungen haben können.

Sie ſehen, es ſieht gut aus in meinem Herzen und ſo geben Sie mir Ihren Reiſeſegen mit über die Alpen.

Malwida.

Kaſſel, den 23. Dezember 1885

Mein Gott, verehrte Freundin, was Sie nicht alles vermögen! Leichter als mir wird es Ihnen ſein, der guten Fürſtin Wittgenſtein meine freudige Überraſchung auszumalen. Von der Dankbarkeit will ich nichts ſagen, denn die gehört als Naturgabe zu meinen Charaktereigenſchaften. Machen Sie es ja recht ſchön, daran iſt mir ge-



Malwida von Meyſenbug. Von Franz von Lenbach

rade in dieſem Fall viel gelegen. Sie können ja Ihre Bemühung auf das Konto ſetzen, das ich nächſtens an dem Ort abzahle, von dem wir dermalen keine Vorſtellung haben. Mit recht vielen Menſchen von Bedeutung bekannt geworden zu ſein, iſt doch wohl eine beſondere Gunſt des Schickſals und ich beglückwünſche Sie deshalb, vergeſſe aber auch nicht, wie ſehr Sie es verdienen. Zu dem mir geſchenkten Bild hätte ich gern wie Sokrates geſagt: Sprich, daß ich Dich ſehe! Sie können das haben, zu mir kommt nur die ſich immer verändernde äußere Form. Man möchte ſich wünſchen, ein innerer Lenbach zu ſein; das gäbe ſchon einen Anhalt für ein künftiges Wiedererkennen.

Damit ich aber doch auf dieſe Welt und zu Ihrem Brief jetzt zurückkehre, beginne ich höchſt proſaiſch beim Wetter. Freund Winter läßt ſich für uns ganz gnädig finden, während ich aus den Zeitungen ſehe, daß es in Italien umgekehrt iſt. In Verona Schnee und Kälte; da fürchte ich ſehr für meine alten ſchönen Zypreſſen in dem giardino Giusti und möchte auch nach den vier Zypreſſen des Michelangelo fragen, von denen ich eine kleine Zeichnung beſitze, die mich an Merlins Grab im Arioſt erinnert. Ich nehme teil an allem, was Sie berührt, folglich auch an Herrn Minghettis Leiden, dem ich baldige Beſſerung wünſche.

Sehr freue ich mich, Ihren Beitrag in den Heſſiſchen Blättern zu leſen. Der Platz für meine guten Wünſche zum Neuen Jahr iſt knapp, wäre er aber auch bogenlang, ſo füllten ſie ihn doch nicht aus. Gute Tage den Schweſtern und Ihnen! In treuer Anhänglichkeit Ihr alter Jugendfreund R.

Kaſſel, den 6. Februar 1886

Verehrte, liebe Freundin!

Ihr letzter Brief vom 14. Dezember v. J.* hat ſchon zwei Beantwortungen** erhalten! Beide ſehr ungenügend, ob die dritte beſſer wird, iſt auch noch ſehr fraglich. In beiden fehlt aber, was ich auf dem Herzen habe. Erſtens muß ich Ihnen ſagen, daß Ihr ſo raſch erfolgter Beitrag für die Heſſiſchen Blätter ein wahrer Schmuck iſt, eine, wie ich glaube, uneigennützige Opfergabe auf dem aus- und abgebrannten, nunmehr aber dafür brandenburgiſchen Vaterlandsaltar, hinter dem doch recht viele nur das eine zurückſchauende Geſicht des Januskopfes im Geiſt, mehr noch im Herzen erblicken. Wäre ich in ſehr alter Zeit als Jude geboren, ſo weiß ich, Moſes hätte mich mit all ſeinen Künſten nicht aus Ägyptenland geführt. Manna und Heuſchrecken mag den ihm folgenden Scharen auch nicht ſonderlich behagt haben, wie ihre Sehnſucht nach den Fleiſchtöpfen zeigt, an die ſie ſo oft zurückdachten. Das begegnet mir nun zwar nicht, dazu habe ich wegen Vorwärtsdenken keine Zeit. „Mein lieber Luden", ſoll einmal Goethe zu dem Jenaer Profeſſor geſagt haben, „wenn Sie die Wahrheit von mir wiſſen wollen, ſo iſt es zu allen Zeiten in allen Ländern gleich ſchlecht geweſen!!" Turan hat immer gegen Iran gewütet und dem Engelfürſten Michael gelingt es ſchwerlich, den Teufel zu zertreten, ſowie denn auch der Kampf Ormuzd gegen Ahriman dauern wird, ſolange dieſe Welt beſteht. Darin durchzukommen iſt die uns

* Nicht vorhanden.

** Nur die eine (vom 23. Dezember 1885) vorhanden.

durch die Geburt auferlegte Arbeit. Ich hörte in meiner Jugend oft, das Leben wäre eine Gabe Gottes; als ich mich ſpäter darauf beſann, glaubte ich es nicht mehr und ſo immerfort, bis mir das Erdenleben als die Rätſel aufgebende Sphinx erſchien, die den Leuten, groß wie klein, die Hälſe bricht und der letzte Knax tut immer weh, wahrſcheinlich nicht weher als der erſte, von dem wir nichts wiſſen.

Ach, arme Malwida, mit welchen Gedanken beläſtige ich Sie!!! Der Fürſtin W.,* die mich ſo ſchön beſchenkt hat, kann ich nichts wiedergeben, ich richte aber manchmal Fragen an ihr Bild, worunter immer einige ſind, die ſie freuen würden.

7. Februar

Beim Überleſen Ihres Briefes komme ich noch einmal auf die Fürſtin zurück und finde die Art, wie Sie mich ihr angenähert haben, allerliebſt originell. Was iſt denn das für ein Buch für Kinder, an dem Sie jetzt ſchreiben?** Ich bin äußerſt neugierig auf jede Äußerung Ihrer Tätigkeit. Bei Kindern, die durchweg ihr Mäulchen darbieten, iſt der Kuß ein Erſatz für die Gedanken; gelangt ſpäter die Sprache zu ihrem Recht, dann küßt man nicht mehr ſo. Allgemein menſchlich, wie der Kuß iſt, wäre es wohl ein philoſophiſches Problem, und lebte Schopenhauer noch, ſo würde ich ihn anregen, ernſtlich darüber nachzudenken. Auch vermiſſe ich in Montaigne oder Descartes dieſes Kapitel. Um über das wahre Weſen des

* Wittgenſtein.

** „Erzählungen aus der Legende und Geſchichte."

Kuſſes nachzudenken, muß man alt geworden ſein; mir ſcheint, es beſtände zwiſchen Kuß und Gebet ein myſteriöſer Zuſammenhang; beim Kuß iſt Umgehen der Statue des St. Peter in der Kirche zu erwähnen. Ich will darüber aber nicht weitläufig werden, obwohl mir noch vieles in die Feder kommt, z. B. die Frage, ob man ſich denken kann, daß — wenn der Kuß das Siegel des Wohlwollens iſt — Teufel ſich küſſen? Den Engeln könnte es wohl zukommen, doch iſt mir kein Bild aller Zeit mit ähnlicher Darſtellung bekannt. Es iſt ſchade, daß ich das Thema nicht bei Phöbe aufgenommen habe, das hätte ſie intereſſanter gemacht.

Ich wünſche Ihnen — auf japaniſch — auch gute Tage. Addio, addio! Sie wiſſen, daß ich für immer bleibe, der ich war, Ihr alter ergebener Freund R.

Rom, 18. Februar 1886

Mein verehrter Freund!

Mit Schrecken ſehe ich den Abſtand, der das Datum meines letzten Briefes an Sie von dieſem trennt. Sie wiſſen indes ſelbſt, wie es geht: vieillesse oblige, aber leider nur zu tauſend Opfern, die man lieber nicht brächte. Enfin me voilà und immer in gleicher verehrender Geſinnung.

Was die Gedanken betrifft, mit denen Sie mich zu beläſtigen meinen, ſo iſt da nun gerade das Gegenteil der Fall und dem Goetheſchen Ausſpruch ſtimme ich von Herzen bei. Ja, ich glaube mit Ihnen, daß das Leben weiter nichts iſt als die Rätſel aufgebende Sphinx; die meiſten aber merken gar nichts von dem Rätſel und be-

mühen ſich deshalb nicht um ſeine Löſung. Das ſchließt nicht aus, daß der letzte Knax weh tut, denn trotz ſeinen Widerſprüchen und Mühſalen liebt man das Leben doch, beſonders wenn man wie ich in dieſem Augenblick die Sonne in Feuergluten eben über den Trümmern des alten Rom untergehen ſieht und dabei daran denkt:

Getroſt, das Unvergängliche,
das iſt das ewige Geſetz,
danach die Roſ' und Lilie blüht.

Ja, es iſt ſchön zu leben, um zu denken, und wenn ich an die nahende Auflöſung gemahnt werde, ſo iſt das immer mein Seufzer, daß dieſes Glück des Denkens und Erkennens aufhören wird. Vielleicht fängt es auch dann erſt recht an! Chi lo sà! Wär es doch ſo! So hätte ich auch wiſſen mögen, was Schopenhauer vom Kuß geſagt hätte. Ich habe ihn immer als etwas ungemein Ernſtes, ja Heiliges (darum wie Sie ſagen dem Gebet Verwandtes) empfunden, als ein Unmittelbares der Seele, etwa wie die Muſik. Deshalb iſt mir das konventionelle Küſſen, das beſonders unter den Frauen heutzutage Mode geworden iſt, ſo greulich und ich weiche ihm aus, wo es nur immer geht. Ganz empörend aber finde ich es, wenn man die reizenden Kinderwangen für ein beliebiges Feld hält, auf das ſich jeder oft ſo häßliche Mund heften kann. Ja, wenn das Kind ſein Mündchen darbietet, das iſt etwas anderes, da iſt es auch wieder das Unmittelbare, das Reinmenſchliche der holdſeligen Unſchuld, die auf dieſe Weiſe freundlich ſich erweiſt. So einen Kuß ſoll man mit Dank empfangen wie einen Gottesſegen,

aber ſo ein zartes Pfirſichbäckchen mit Küſſen verwüſten, wie es ſo viele Menſchen machen, das finde ich greulich und möchte mich immer der wehrloſen Kleinen annehmen, die das erdulden müſſen. Daß aber der Judaskuß gerade deshalb eine der abſcheulichſten Äußerungen der menſchlichen Verworfenheit iſt, iſt gewiß, weil er den unmittelbaren Ausdruck der Liebe und des Wohlwollens zum bewußten Ausdruck der ſchändlichſten Heuchelei macht. Wie oft geben ſich dieſe Judasküſſe in der Geſellſchaft. Teufel werden ſich deshalb nicht küſſen, weil ſie ſich durchſchauen. Aber Engel küſſen und Beato Angelico hat es dargeſtellt. Ich werde es Ihnen ſchicken.

Denken Sie nur, ich ſchreibe jetzt ganz in der Stille zu meinem eignen Vergnügen etwas Dramatiſches.* Aber keine Menſchen der modernen Zeit! Es iſt eine reizende Epiſode aus Sismondis Geſchichte der italieniſchen Republiken, die mich inſpiriert hat. Es wird ja nichts werden, aber ich vergnüge mich an einſamen Abenden damit, indem ich ſchreibe — mit Bleiſtift, faſt ohne darauf zu ſehen.

Doch nun genug für heute und nur noch die innigſten Grüße von Ihrer Freundin Malwida.

Karfreitag, Rom, 23. April 1886

Verehrteſter Freund!

Dank Ihnen für Ihren teilnahmsvollen Gruß.** Wohl kam das Ende nicht ganz unerwartet, da der treffliche

* „Der Segen der heiligen Katharina."
** Nicht vorhanden.

Bruder* ſchon ſo lange krank war, aber wenn es da iſt, ſcheint es doch immer, als hätte man es nicht gewußt und als hätte es noch lange ausbleiben können. Für ihn kann man es nicht bedauern, denn er litt ſchwer und ſein Glaube hatte ihm geholfen, ſo daß er gewiß ohne Furcht und Grauen dem Moment der Erlöſung entgegengeſehen hat, der ihm das verheißene Jenſeits öffnete und ihn vom Glauben zum Schauen rief. Sein Leben iſt ein ſchön in ſich vollendetes geweſen, und wenn unſere Anſichten auch in vielen Punkten auseinandergingen, ſo kann ich mich doch innig im Gedanken an ihn freuen und ſeine edle Perſönlichkeit mit voller Liebe umfaſſen, wie ich denn auch weiß, daß in den letzten Jahren er wieder liebend und teilnehmend ſich zu mir gewendet und mich erkannt hat. So ſchwebt mir ein unendlicher Frieden über ſeinem Grab; er war der Bruder, den ich als Kind am meiſten liebte und es iſt mir, als ob jetzt dies reine Band ſich wieder herrlicher und feſter um uns ſchlänge, wo keine Verſchiedenheit irdiſcher Formen uns mehr trennt.

Ich wollte Ihnen längſt gern das Bild** ſchicken, von dem ich bei Gelegenheit des Kuſſes geſprochen hatte, konnte es aber hier gar nicht finden, da das Original in Florenz iſt. Nun habe ich es zwar, ſehe aber, daß die Erinnerung mich getäuſcht hatte und daß eigentlich nur eine Umarmung im Vordergrund zwiſchen Engelein und Mönchlein ſtattfindet. Ich glaubte zu erinnern, daß mehrere wirklich küſſende Gruppen darauf ſeien. Aber es iſt doch ein ſo paradieſiſch anmutig, kindlich ſeliges Tan-

* Otto von Meyſenbug.

** Paradiſo von Beato Angelico.

zen in die himmliſche Herrlichkeit hinein, daß ich dachte, es macht Ihnen doch Freude, da Sie es ſich vielleicht nicht mehr ſo erinnern. Wie lieblich und ſtill beſeligt muß es in der Seele ausgeſehen haben, die ſolche Tänze malte! Dieſer Angelico war wirklich beato.

Ich komme eben aus der ſchönen Kirche San Praſſede, wo drei Stunden Predigt über die letzten Worte Chriſti am Kreuz gehalten worden iſt. Die habe ich freilich nicht mitangehört, da ich es in der vollgeſtopften Kirche nicht ausgehalten hätte, aber ich ging hin, um ein Transparent! zu ſehen, welches einer von den Rohdens für die Gelegenheit gemalt hat. Über dem Hochaltar war es aufgehängt und ſtellte lebensgroß Chriſtus am Kreuze dar. Durch irgendeine Vorrichtung war der Gekreuzigte ſo beleuchtet, daß der Körper wie lebendig erſchien auf dem ganz dunkel gemachten Hintergrund der Kirche. Es war ſchön gemalt, aber es weckte dennoch weder Andacht noch Rührung, denn es war eine Ausſtellung eines Gegenſtandes, der nur im erhabenſten Sinn wie in der Pietà des Michelangelo oder in der naiven, dem demütig frommen Gemüt eines Fieſole oder Benozzo Gozzoli entſprungenen Weiſe dargeſtellt werden ſollte, wie es Goethe ſo wunderbar in der Erziehungsprovinz in den Wanderjahren ſagt. Solche Mittel aber gebraucht die Kirche leider heutzutage, um die Menſchen zum Beſuch zu locken, als wenn das den entſchwundenen Glauben wieder lebendig machen könnte.

Der arme Minghetti ſiecht langſam dahin. Geiſtig iſt er vollkommen friſch und ſehr angeregt, aber ſein Ausſehen widerſpricht der Hoffnung, die man darauf bauen

könnte und er leidet viel. Lenbach, der ſeit drei Wochen wieder auf kurze Zeit hier iſt, hat eine wirklich wunderbare Zeichnung von ihm gemacht, ſo wie er jetzt ausſieht, ganz ähnlich und zugleich ſo vergeiſtigt, daß es wie eine Apotheoſe iſt. Den Schweſtern geht es leidlich, ich ſah ſie heute nicht, ſonſt hätten ſie mir gewiß Grüße aufgetragen.

Nun grüße ich für alle drei in alter Treu.

Malwida.

Kaſſel, den 28. April 1886

Ihr ſchöner Brief vom Karfreitag, der geſtern eintraf, zeigte mir, wie lange ich geſäumt Ihnen zu ſchreiben. Ja, verehrteſte Freundin, Sie werden es gemerkt haben, woran das liegt. Die dunkle Wolke am Saum des Lebens, in die ich nun zum letzten Kampf eingetreten, verdichtet ſich mehr und mehr. Daß jemand, den man gekannt, geachtet, von hier nach dort gegangen, iſt ein Gedanke, mit dem man ſich abfindet, da die Urſache offen vor uns liegt. Warum ihm aber die unerläßliche Reiſe erſt recht ſchmerzlich gemacht wird, das erklärt uns keiner und das iſt peinigend, iſt untröſtlich, da es ja auch anders ſein kann, wie manche Fälle zeigen. Hört man alſo, daß jemand von bekannten Freunden erſt noch rechte Qualen zu überſtehen gehabt, ſo bleibt ein Stachel zurück, deſſen immer erneuter Druck für viele ſchwer, für einzelne gar nicht zu überwinden iſt. Ich nenne dieſes Gefühl das Mitſterben. Sie, liebe Freundin, empfinden es eben bei Ihrem Freund Minghetti, dem ich gern die Kräuter der Medea reichte, wenn ich ſie hätte oder wenn ſie überhaupt

exiſtierten. Für den Fra Angelico danke ich herzlich, bedaure aber, daß es Ihnen Mühe gemacht, die Photographie zu erwerben. Des Bildes, das ich nur zweimal ſah, entſinne ich mich noch gar wohl, weil mir damals die Bevorzugung der Mönche Anſtoß gab. Jetzt bin ich duldſamer geworden in der Freude an dem naiven Schönen. Ich behalte die Photographie als ein liebes Andenken von Ihnen. St. Praſſede hat mich immer angezogen, allein die Predigt würde ich auch nicht mitangehört haben, und was ich beim Anblick eines Gottes am † empfinde, halte ich lieber unter doppeltem Verſchluß. So ſind aber die Menſchen, und weil ſie ſo ſind, muß ihr Gottbegriff ſich nach ihnen richten. Nach dieſer Richtung wird man mich ganz kirchlich finden.

Auf Ihre dramatiſche Arbeit bin ich ſehr geſpannt; die italieniſche Geſchichte iſt in dieſer Zeit eine reiche Fundgrube namentlich tragiſcher Stoffe, ich denke mir jedoch, Sie werden etwas anderes gewählt haben. Einige Andeutungen, bevor das Werk zum Druck kommt, nehme ich dankbar an. Für Herrn Hopf freue ich mich, daß Sie ſo bald Wort gehalten haben und Ihre Hand nicht von ihm abziehen. Was wird es ſein? Ihre erſte Wahl war ſo gut! Ich denke, heute erhalten Sie mit der Nummer vom Sonnabend den Anfang vom „Zuckerbäcker“. Das ſoll das letzte ſein. Ich habe nun einmal einen verkehrten Geſchmack; die, welche das Publikum auszeichnet, gefallen mir weit weniger als die, welche es unbeachtet läßt. Kennen Sie die reizende Novelle von Eichendorff „Das Marmorbild“? Oder Arnims „Iſabella von Ägypten“, worin prophetiſch das Verfahren der Photographie erdacht iſt?

Allerbeſtes und Herzliches den verehrten Schweſtern, und nun addio!

Bitte, meine Empfehlung an Herrn Bildhauer Gerhardt. Wie mag es ihm gehen? Könnte ich doch einmal etwas von Lenbach ſehen!!!

Kaſſel, 8. Mai 1886

Mit der Nummer vom Sonnabend erhalte ich, verehrte, liebe Freundin, als Beilage Ihren Aufſatz für die Heſſiſchen Blätter und einen Brief von Herrn Pfarrer Hopf. Ich konnte es mir nicht verſagen, gleich hineinzublicken und ſo wurde ich von Seite zu Seite weiter fortgeriſſen, bis die vorrückende Stunde Halt gebot. Obgleich nicht Paſtor, nicht Anhänger von Luther, nicht renitierend gegen neue Ordnungen, die uns auf preußiſchen Bajonetten gebracht wurden, verſtehe ich doch vollkommen die peinliche Lage, in welcher ſich Herr Hopf befindet. Als Redakteur eines Blattes, das ſich nur mit Mühe und Opfern erhalten kann, fürchtet er eine kaum erworbene Mitarbeiterin von Ihrem Wert und Gehalt wieder zu verlieren; als Geiſtlicher kann und darf er nicht mit den bekannten Grundlagen ſeiner Zeitung brechen und da ſehe ich denn, was eigentlich ſein Wunſch iſt. Ich ſoll das Seil, was zu zerreißen im Begriff iſt, wieder anknüpfen; dazu habe ich wohl den beſten Willen, ſchon um meiner ſelbſt wegen, um ferner noch zu hören, was Sie vom unvergeßlichen Rom ſo allerliebſt erzählen.[11] Gleich darauf ſtellt ſich mir aber die Unmöglichkeit dar. Der Bruch der angefangenen Relation kann nur vermieden werden, wenn Sie ſelbſt ſich dazu ent-

ſchließen. Bewirken kann ich das nicht, aber eine hohe Freude würde es mir ſein, wenn Ihr Beitrag in einem Anzug, der für geiſtig unfreie Leſer paßt, in unſrer dem größten Teil nach befangenen Geſellſchaft eintreten könnte. Das Straßenbild Roms, wunderſchön wie es iſt, wird von den Urheſſen zwar nicht verſtanden und gewürdigt werden, allein die Zeitung wird, obſchon nur in wenigen Exemplaren, auch außerhalb der rotweißen Grenzpfähle beachtet und geleſen und für alle, die Rom kennen, will ich bittend ein gut Wort bei Ihnen einlegen. Weiter als bei St. Pietro in Vincoli bin ich noch nicht gekommen, kann alſo nicht ſagen, wo das Pantheiſtiſche, an dem Herr Hopf von ſeinem Standpunkt aus nicht ohne Grund Anſtoß nimmt, anhebt. Ich bin nun zu Ende; es würde viele Bogen erfordern, wollte ich auf Ihre Betrachtungen näher eingehen. Das ſoll nun nicht geſchehen, aber jammerſchade wäre es, wenn der erſte Teil Ihrer Morgenpromenade ungedruckt bliebe. Das römiſche Volksleben iſt für die Darſtellung, wenn man ſie ſo beherrſcht wie Sie, ſo günſtig und würde als Gegenſatz zum Norden ſehr lebhaft intereſſieren. Das ſichtbar Erſcheinende genügt ſchon ohne alle angehängte Reflexion, die in einem Tageblatt doch nicht ihre rechte Stelle findet. Jeder Stein hat in Rom Sprache und dann die vielen alten Häuſer im Rückblick auf ihre Erbauer, wie z. B. der Palazzo Chigi; Gegenſcheine aus der Vergangenheit in bezug auf Gegenwärtiges, was Sie alles beſſer wiſſen und kennen als ich. Wenn Ihnen das doch Freude machte zu ſchreiben! Überlegen Sie ſich das doch, wenn Sie antworten.

Tauſend Grüße den Schweſtern und mir Verzeihung.

P. S. Ihre Ziegen entzücken mich und erwecken hundert glückliche Erinnerungen.

Rom, 14. Mai (1886)

Sehr verehrter, lieber Freund!

Heute nur einige flüchtige Worte, um den guten Herrn Hopf zu beruhigen und Ihnen zu ſagen, wie leid es mir tut, daß Sie um des dummen Artikels willen die Mühe gehabt haben zu ſchreiben. Ich hatte ſchon ein kleines Bedenken, als ich den Artikel abſchickte, ob der Schluß nicht vielleicht anſtößig ſein würde, wennſchon ich überzeugt bin, daß kein orthodoxer Proteſtant eine frömmere Stunde in ſeinen Kirchen hat, wie ich ſie an jenem Morgen in der kleinen Kapelle hatte. Aber die Form — die Form — ecco tutto für die Majorität der Menſchen. Wo der Pantheismus ſteckt, weiß ich freilich nicht recht, wenn es nicht in den Ziegen iſt, aber der Anſtoß iſt doch auch wohl bloß die Betrachtung in der Kapelle. Sollte nun der erſte Teil beſtehen können ohne dieſen Schluß, ſo ſoll Herr Hopf dieſen getroſt weglaſſen. Wenn das aber nicht geht, ſo muß er ſo gut ſein und mir den Artikel wieder ſchicken, damit ich ihm einen anderen Schluß gebe. Es fällt mir nicht ein, mit ihm deshalb zu brechen, dergleichen Dinge kommen ja vor, und wenn ihm ein Beitrag von Zeit zu Zeit Spaß macht, ſo werde ich mich nun mehr in acht nehmen und auf dem neutralen Gebiet bleiben, wo wir uns vereinigen können.

Den „Zuckerbäcker" leſe ich mit großem Intereſſe und

ſtaune Ihre Phantaſie an, hoffe auch ſehr, daß es „nicht das letzte ſein wird".

Vor ein paar Tagen hatte ich den Beſuch eines Grafen Hoyos und Grafen Lanckorónski, beides Wiener, die aber den Winter über in Korfu geweſen waren mit jenem Herrn von Warsberg zuſammen, von deſſen wunderſam ſchönem Buch „Odyſſeeiſche Landſchaften" ich Ihnen, glaub ich, mal ſchrieb, dem ich in der „Phädra" die Schilderungen von Korfu entnahm, der mir darauf ſchrieb und ſeit der Zeit mein höchſt intereſſanter Korreſpondent iſt. Er iſt öſterreichiſcher Generalkonſul dort und lebt den größten Teil des Jahres in jenem Paradies. Er hatte mir auch dieſe Herren zugeſchickt, deren Schilderungen meine Sehnſucht nach der Phäaken-Inſel noch geſteigert haben. Ja, wenn es nicht troppo tardi wäre! Es iſt leicht von Brindiſi jetzt hinzukommen, aber vieilleſſe oblige und eben jetzt habe ich wieder ein kleines memento mori durchgemacht, das zu allen ſolchen jugendlichen Regungen ſein unerbittliches Veto ſpricht. Ein ſehr langer, hochintereſſanter Brief Warsbergs machte mir dadurch beſondere Freude, daß er etwas ſagt, was Sie auch einmal ſchrieben, nämlich: daß ich die Natur beſchriebe, wie Claude Lorrain ſie gemalt hat, ſo daß Warsberg, der ein Gläubiger der Seelenwanderung iſt, ſagt, er denke allen Ernſtes, ob nicht jener Keim ſich hier wieder inkarniert habe. Das hat mich nun freilich lächeln machen, aber die Doppelbemerkung von zwei ſo ganz verſchiedenen Seiten hat mich gefreut. Übrigens bin ich auch dem Glauben an die Seelenwanderung ſehr geneigt. Wenn Sie Zeit und Luſt und Kraft dazu haben,

möchte ich wohl etwas Eingehendes über den Schluß des Artikels hören.

Ich muß ſchließen mit tauſend liebevollen Grüßen.

Malwida.

Die meta sudans exiſtiert noch, ich ſehe ſie aus meinem Fenſter.

Kaſſel, 7. Juni 1886

Verehrte Freundin! Um gleich zur Sache zu kommen, ſo glaube ich Ihnen ſchon angedeutet zu haben, wie ich mir ungefähr die Fortſetzung Ihres ſo anziehend beginnenden Aufſatzes für Herrn Hopfs Heſſiſche Blätter dachte. Ich wäre doch begierig, ob ich alles nur geträumt hatte. Ein morgendliches Erwachen in Rom und ſeine verſchiedenen Stimmen ſteht mir immer noch lebhaft in der Erinnerung. Ihre Wohnung zeigt Ihnen ein anderes Bild, als mir damals der Einblick in die Via felice darbot; wenn Sie das ſkizzieren, wird es unter Ihrer Feder intereſſant genug werden. Sehe ich auf die zeitgemäßen Zuſammenkünfte ſelbſt unſerer Handwerker, ſo könnten von dieſer Rage auch wohl die populären Statuen ergriffen werden.

Marforio und Pasquino, Madonna Lucrezia und der Abbate Luigi nebſt anderen machen Konverſation, da erfährt man allerlei Anregendes. Sie werden ſagen, es ſei das wieder eine meiner phantaſtiſchen Schrullen, was ich auch gerne zugebe. In Rom in den zwanziger Jahren eine tedesca zu ſehen, wäre man ſtundenweit gegangen; die Eiſenbahnen haben das Publikum nun ſehr meliert, das hat wie alles ſeine zwei Seiten.

Da Sie Herrn von Warsbergs Odyſſeeiſcher Landſchaften gedenken — die natürlich hier nicht zu haben ſind — ſo bekenne ich, daß ich einige Nachrichten über Ihre dramatiſche Arbeit erwartet habe. Sie laſſen mich aber „zappeln“. Ich halte mit Herrn von Warsberg, zu deſſen Bekanntſchaft ich gratuliere, eine Wanderung der Seele für nicht allzu unwahrſcheinlich, bin aber noch nicht ſo weit, um daran zu glauben. Welche Saaten uns im Jenſeits aufgehen werden, wiſſen wir nicht, allein den Schluß kann ich nicht abweiſen, daß das, was unſer wartet, nicht außer Beziehung mit dem Gegenwärtigen ſein kann. Inſofern nun unſer religiöſes Bekenntnis etwas iſt, was wir empfangen, ohne zu wählen, ſo gebe ich meinesteils ſehr wenig auf ein Wort credo. Begreife aber daneben vollkommen, daß Glaubenseinheit für Kirche und Staat die größte Bedeutung gehabt und immer haben wird.

Am Ende dieſer deſultoriſchen Zeilen nehmen Sie meine beſten Grüße für die verehrten Schweſtern in Empfang und wenn Sie mir bald antworten, beruhigen Sie mich wegen der Cholera, von der unſere Zeitungen melden. Wie geht es Signor Minghetti? Ich nehme teil an ſeinem Zuſtand.

Unwandelbar der Ihre Ruhl.

P. S. Noch beſten Dank für die Nachricht über die meta sudans, von der ich in den zwanziger Jahren eine Zeichnung machte, die verloren iſt. Sie war damals ganz bewachſen; ſpäter nicht mehr, wie auch der Titusbogen.

Villa Amiel, Verſailles, 16. Auguſt 1886

Verehrteſter Freund!

Ich fühle mich ſo ſchuldig Ihnen gegenüber, daß ich gar nicht anfangen will, mich zu entſchuldigen. Aber es hat mich manches vom Schreiben abgehalten, nicht nur die Reiſe, die Ermüdung, die Anſprüche der Freunde etc. — auch Sorge, denn meine Schweſter Laura iſt ſchwer krank geweſen in Ems. Freilich wenn das Leben dem Abſchluß zueilt, ſo muß man ja auf alles das gefaßt ſein, indes die irdiſche Not bleibt immer, hauptſächlich für die anderen viel mehr wie für einen ſelbſt!

Ich bin wieder in meiner grünen Einſamkeit in dieſem ariſtokratiſchſten aller Orte, mit ſeinen endloſen breiten Avenuen, mit ſeinem ſtolzen Königsſchloß und deſſen prachtvollem Park, mit den reizenden Waldpartien ſeiner Umgebung.

Wohl geziemt es an ſolchem Ort, der noch ſo ganz das Gepräge ſeiner Vergangenheit trägt, vorzugsweiſe zu leſen, was damit zuſammenhängt. Glücklicherweiſe liefert die große Tätigkeit der Franzoſen auf literariſchem Gebiet des Leſenswerten genug und die künſtleriſche Darſtellung, in der die Franzoſen Meiſter ſind, macht alle derartigen Lektüren anziehend. So habe ich eben ein Buch über Louiſe de Lavallière und die Jugend Ludwig XIV. geleſen, welches hier doppelt intereſſant war, da der Liebestraum des reizenden liebenden Weſens gerade hier ſeine ſchönſte Zeit erlebte. In jener von tiefſter Korruption zerfreſſenen Epoche einer ſolchen Geſtalt zu begegnen wie der Lavallière, die nur aus Liebe fiel und ſo tief

und wahr bereute und gutmachte, ist ein schönes Phänomen. Ich kannte ihre Geschichte nur oberflächlich und freue mich, sie so im Detail genauer geschichtlicher Forschung kennen gelernt zu haben. Während sie immer höher stieg, sank der „große König" dagegen immer tiefer, während seine Jugend anderes hoffen ließ. Welch trauriges Ideal hatte sich der arme König von Bayern erwählt! Besser schon, daß er unterging, als in einem so verkehrten Traum fortzuleben. Und doch war das auch mal wieder ein grausames Spiel der Natur, einen Menschen mit idealer Schönheit, mit Geist und Talent, mit einem wunderbaren poetischen Hang auszustatten, ihn auf die Höhen des Lebens zu stellen und ihm zugleich den furchtbaren Keim mitzugeben, der diese Idealgestalt zu einem Zerrbild machen mußte!

Dieser Sommer ist schrecklich; die plötzlichen Abwechslungen von Wärme und Kälte setzen jeder Gesundheit zu. Ich glaube auch fest, es ist das letztemal, daß ich gen Norden ziehe.

Es ist ein recht dummer ungenügender Brief, aber ich will durchaus nicht länger warten, Ihnen einen Gruß zu senden und zu sagen, daß in Treue Ihrer denkt

die alte Märchenfrau.

Kassel, 15. September 1886

Verehrte Freundin!

Eine Antwort auf Ihr liebes Schreiben aus Versailles brennt mir im Gewissen, ohne daß ich Mittel sehe, diesen Brand zu kühlen. Undankbarer noch als gegen Sie werde ich in den Augen Ihrer guten Schwe-

ſtern erſcheinen, von welchen ich aus Ems eine Karte erhielt, gerade zu der Zeit, wo, willenlos vom Krankſein niedergeworfen, mir jeder Leitungsdraht nach außenhin verſagte. Fürchten Sie nicht, daß ich Sie weiter in Details einführe, und wenn ich etwas von dieſem Zuſtand erwähne, ſo ſehen Sie das als Erklärung meines Unvermögens zum Federführen an.

Nach Ems zu ſchreiben wäre wahrſcheinlich jetzt zu ſpät und der gegenwärtige Aufenthalt der Schweſtern iſt mir ja unbekannt. Was ich über ihr Befinden durch Sie vernehme, erſchreckt mich und erfüllt mich mit Beſorgnis und Teilnahme. Sagen Sie ihnen das, ich bitte! Sagen Sie auch, daß meine treuen Geſinnungen für ſie bis zum Ende — das nun bald da ſein wird — ausharren. Sie aber, treffliche Freundin, mögen mit dieſen wenigen und ſo ſehr verſpäteten Zeilen Nachſicht haben, denn nun kann ich nicht weiter.

Woher, wiſſen wir nicht;
Wozu, bleibt ungewiß;
Wohin, kann niemand mit
Gewißheit ſagen. Am Ende ein
trauriges Blindekuhſpiel, wozu uns
Natur beſtimmte.
Genug!!!

Villa Amiel, Verſailles, 1. Oktober 1886

Verehrter Freund, Ihr Brief klang wie ein Scheidebrief, wenigſtens darf ich nicht mehr darauf hoffen, noch viele von Ihnen zu erhalten, da das Schreiben Sie zu ſehr angreift. Wäre es wirklich ſo und wäre dies das

suprême adieu, ſo laſſen Sie mich Ihnen noch einmal aus der Fülle des Herzens danken für alles, was Sie mir gegeben haben, einſt dem Kind und jetzt der alten Frau. Der einzige ſichere Troſt unſeres armen Erdendaſeins iſt ja der, daß wir durch Wort und Tat unſterblich ſind in der Reihe der Geſchlechter, denn wenn auch die Geſchichte uns nicht mit glänzenden Namen nennt, ſo wuchert der Samen des Guten, den wir ausgeſtreut, doch unzerſtörbar fort von Seele zu Seele und gehört mit in die große Kette, deren Anfang und deren Ende in der Ewigkeit liegen. Und ſolchen Samen haben Sie in mein Herz gelegt in jenen Stunden, wo Sie dem Kind zuerſt die Zauberwelt der Phantaſie erſchloſſen und ihm ein gläubiges Ahnen eines au-delà mitgaben auf die Pilgerfahrt des Lebens, das kein Realismus, kein Schickſal ihm je hat rauben können. Und wenn es mir gelungen iſt, auch wieder in manches Herz einen edlen Strahl zu ſenken, ſo haben auch Sie durch mich daran mitgewirkt. Welche geiſtige Wohltat mir aber Ihre Briefe der letzten Jahre geweſen ſind, das habe ich Ihnen ſchon oft geſagt und will es nun noch einmal wiederholen.

Und ſo erklärt ſich wenigſtens das „Warum", wenn auch das Woher und Wohin Fragezeichen bleiben. Aber vielleicht iſt es doch kein bloßes Blindekuhſpiel. Hier iſt ein alter liebenswürdiger Herr, der nach einem äußerſt tätigen Leben jetzt ganz philoſophiſchen Betrachtungen ſich hingibt. Er hat eine ſehr hübſche Hypotheſe aufgeſtellt; er meint, daß alles, was geiſtig von uns ausgeht, in irgendeinem Punkt des Weltalls wieder zuſammentreffe und unſere geiſtige Individualität herſtelle. Es

iſt das wenigſtens eine Formulierung des unzubeſtimmenden Gedankens, der der Vernunft ja ſogar der Experimentalwiſſenſchaft nicht widerſpricht. Denn Gedanken, geiſtige Erzeugniſſe unſeres Weſens, ſind ſicher größere Realitäten als die zufällige Kombination der Atome, die unſere leibliche Exiſtenz ausmachen. Aber wie dem auch ſei, die Hauptſache iſt: wahrhaft gelebt, d. h. gedacht und geſtrebt zu haben. Und wäre es dann auch nur das Erlöſchen im Nirwana, das uns erwartet, ſo iſt es dann ja auch das Erlöſchen alles Schmerzes und aller Enttäuſchung, die ſich hier mit unerbittlicher Hartnäckigkeit an unſere Ferſen heften. Wenn es aber über all unſer Erwarten ſein ſollte, wenn die, die das Ewige in ſich zu enthüllen ſtrebten, eine über den beſchränkten Begriff der Zeit hinausgehende Fortdauer hätten — dann dürften wir hoffen, uns in von Erdenketten befreiten Bedingungen wiederzuſehen, denn meines Bleibens hier unten iſt auch nicht mehr lang, das fühle ich ſehr beſtimmt. Das muß Sie nicht erſchrecken — warum? Mir tut's nur leid für zwei oder drei andere, nicht für mich.

Vielleicht aber höre ich doch von Ihnen und ſogar zeitlich Beſſeres; es würde mir eine große Freude ſein. Wenn Sie aber auch nicht ſchreiben können, ſo werde ich doch noch kommen und Ihnen vorerzählen, „was von Menſchen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Bruſt wandelt bei der Nacht". — Und ſo ſeien Sie tauſendmal gegrüßt von

der Märchenfrau.

Anmerkungen

1. Vgl. „Memoiren einer Idealiſtin", Erſter Teil, Kapitel 12 und 15. Im Nachlaß Malwidas fand ſich ein langer Brief von ihrem Lehrer, dem Landſchaftsmaler Carl Morgenſtern in Frankfurt a. M. Er beſpricht darin ein Bild, das Malwida gemalt hatte, und ſchreibt u. a. darüber:

„Ihr Bild hat mich ſehr überraſcht, kann Ihnen nur Gutes darüber ſagen. Ton der Luft, Berg und Waſſer ſehr gut, fein gefühlt, ſehr harmoniſch. Folgen Sie nur immer Ihrem Talente und Gefühl, was Sie ſehr richtig leitet. Nochmals: das Ganze iſt ſehr harmoniſch gefühlt und durchgeführt in allen Verhältniſſen von Schatten und Licht."

2. Ruhl hatte, ehe Malwida wieder in brieflichen Verkehr mit ihm trat, ihre Memoiren geleſen und darüber an Malwidas Schweſter Louiſe von Meyem u. a. geſchrieben:

„Alles hat für mich ein hohes Intereſſe, was Malwidas Seelengeſchichte betrifft und würde es auch haben, wenn ich, ohne die Darſtellerin je gekannt zu haben, lediglich den von ihr durchgemachten Weg — ich ſage lieber Dornenpfad — in Gedanken verfolge. Dieſer Pfad iſt nicht aus Oppoſition von ihr gewählt; man ſieht, daß er eine innere Notwendigkeit hatte. Wollte ich ihr (Malwida) alles das ſchreiben, was ich während des Leſens denke, ſo reichten 20 Briefe nicht aus."

3. Dieſe Worte ſtehen in Zuſammenhang mit Malwidas Ausführungen im erſten Kapitel ihrer Memoiren, wo ſie von ihren früheſten Kindererinnerungen ſagt:

„Die erſte dieſer Erinnerungen iſt das Wohnzimmer meiner Mutter, mit gemalten Tapeten, die Landſchaften mit Palmen, hohem Schilfrohr und Gebäuden von fremdartiger Architektur enthielten. Meine kindliche Phantaſie hatte Freude an dieſer phantaſtiſchen Welt. Dazu kam, daß ein Freund des Hauſes mir Märchen dabei erzählte; z. B. daß eines dieſer wunderbaren Häuschen die Wohnung eines Zauberers ſei, der Blumenbach heiße und dem die ganze Natur gehorſam ſei. Bei dem Häuschen ſtand ein großer Storch auf ſeinen langen, ſteifen Beinen,

den Kopf mit dem langen Schnabel auf die Bruſt geſenkt. Das ſei Blumenbachs Diener, ſagte mein Freund; er ſtehe da immer und warte der Befehle ſeines Herrn."

4. Es waren Marie Colban und Magdalena Thoreſen, die Schwiegermutter Ibſens. Vgl. Malwidas Artikel über die norwegiſche Kolonie in Rom, Geſammelte Werke, Bd. 4, S. 289.

5. Malwida iſt auch ſchließlich doch bis zu ihrem Tod in jenem Hauſe der Via Polveriera wohnen geblieben.

6. Ruhl hatte in einem weniger wichtigen, deshalb beiſeite gelaſſenen Brief gefragt, wie die Archäologen in Rom die Olympiſchen Funde, beſonders die Nike des Päonios, beurteilen.

7. Eine von Ruhls Meditationen; er hatte ſie Ende März an Malwida geſandt. Das Manuſkript fand ſich in ihrem Nachlaß.

8. Vgl. den Aphorismus in Malwidas „Lebensabend einer Idealiſtin", Geſammelte Werke, Bd. 2, S. 277:

„Eben ſchrieb mir mein alter 92jähriger Freund über das ſchmerzliche Ach am Ende des rätſelvollen Lebens. Mein ſchmerzliches Ach wird nur der einen gelten, in deren Leben mein Scheiden die tiefe Lücke reißt. Sonſt freue ich mich des Endes. War es der Zufall, der das bunte Wechſelſpiel des Daſeins veranlaßte, ſo habe ich ihm getrotzt, indem ich mir ein Ziel vorſetzte und mutig nach einer vernünftigen Ordnung der Lebensaufgabe ſtrebte; und iſt im Grund der Schöpfung ein erhabenes Geheimnis, ſo habe ich mich vorbereitet, es zu verſtehen."

9. Malwida war gezwungen, wegen unerträglichem Baulärm in ihrer Straße vorübergehend in einem andern Stadtviertel zu wohnen. Ihre Adoptivtochter und deren jüngſtes Kindchen weilten damals bei ihr.

10. Monods hatten ihren ſtändigen Wohnſitz von Paris nach Verſailles (Villa Amiel) verlegt, wo dann Malwida ein Jahrzehnt hindurch die Sommer- und Herbſtmonate zubrachte.

11. Es handelt ſich vermutlich um das „Römiſche Idyll", das dann ſpäter in den „Lebensabend" aufgenommen worden iſt. In den „Heſſiſchen Blättern" iſt es tatſächlich nicht zum Abdruck gelangt! Dagegen brachten ſie in jenem Jahr zwei andere Artikel von Malwida: „Aus dem alten und neuen Rom" und „Er-

innerung an Mantua". Ferner 1887 noch den Aufſatz „Der vorjährige Pariſer Salon".

Die Wiedergabe dieſes Briefwechſels erfolgt in der neueſten Rechtſchreibung. Zur Vermeidung von Wiederholungen und unnötigen Längen ſind einzelne Briefe und Briefſtellen weggeblieben, ohne daß dies jedesmal ausdrücklich vermerkt worden iſt.

Ruhls Briefe waren genau datiert; bei Malwidas Briefen war die Angabe des Jahres faſt immer nur mit Bleiſtift von Ruhl oder bei ſpäterer Durchſicht von Malwida ſelbſt nachgetragen. In dieſen Fällen iſt hier die Jahreszahl in Klammern beigefügt.

Literatur

A. Über Ludwig Sigismund Ruhl

Beilage der „Allgemeinen Zeitung" 1892, Nr. 168, 175, 214, 215, 224, 227—229 „Aus dem Nachlaſſe Ludwig Sigismund Ruhls" von Ludwig Schemann.

Schopenhauer-Briefe, herausgegeben von Ludwig Schemann (Leipzig, Brockhaus).

Wilhelm von Gwinner: Schopenhauers Leben (Ebendort).

Deutſche Revue, Oktober 1884. Ungedruckte Briefe Platens, herausgegeben von Auguſt Leverkühn.

Platens Tagebuch 1796—1825 (Stuttgart und Augsburg 1860).

Goethe: Über Kunſt und Altertum, II. Band, 3. Heft (Stuttgart 1820); VI. Band, 2. Heft (Stuttgart 1827).

Friedrich Heinrich von der Hagen: Briefe in die Heimat aus Deutſchland, der Schweiz und Italien (Breslau 1818).

Friedrich Eggers: Chriſtian Daniel Rauch (Berlin, Carl Duncker).

Naglers Allgemeines Künſtler-Lexikon, 14. Band (München 1845).

Allgemeine Deutſche Biographie, 29. Band.

Jacob Hoffmeiſters Geſammelte Nachrichten über Künſtler und Kunſthandwerker in Heſſen ſeit etwa 300 Jahren, herausgegeben von G. Prior (Hannover 1885).

Das Leben des Malers Karl Fohr, geſchrieben von Profeſſor Dr. Ph. Dieffenbach (Darmſtadt 1823).

B. Von Ludwig Sigismund Ruhl

Briefe von Ludwig Sigismund Ruhl an Baronin Louise von Medem, geb. von Meysenbug (unveröffentlicht).

Geschichtliche Betrachtungen über die Pferderassen (Kassel 1840).

Übersicht der im Museum zu Kassel befindlichen wichtigsten Antiken (Kassel 1843).

Über die Auffassung der Natur in der Pferdebildung antiker Plastik (Kassel 1846).

Einige Sätze über Idealität in plastischen Kunstwerken (Kassel 1875).

Über den Eindruck des Schrecklichen in Werken antiker und moderner Kunst (Kassel 1876).

Die Gründung der Hessen-Kasselschen Gemälde-Galerie und ihre nachmaligen Schicksale (Kassel 1880).

Lux et Umbra, ein großer Liebeshandel im 16. Jahrhundert. Aus den hinterlassenen Schriften des Magisters Nikolaus Longinus und andern zuverlässigen Schriften, herausgegeben von George Hesekiel (Berlin 1861).

Ein deutscher Fürstenhof im 17. Jahrhundert (Kassel 1866).

Der Mann mit der langen Nase. Ein Märchen.

Silhouetten bei Kerzenlicht aus Kassels Vergangenheit oder Perpetuum mobile und Dampfschiff (Hessische Blätter 1882).

Eine Groteske.

Die Zauberer in Hessen. Eine phantastisch-reale Erzählung (Hessische Blätter 1882).

Eine abenteuerliche Stadt oder Was Feen vermögen (Melsungen 1883).

Die Puppe. Ein Halbmärchen (Melsungen 1884).

Einiges vom Hof Landgraf Friedrichs II. von Hessen (Melsungen 1884).

Ein Duell im Anfange dieses Jahrhunderts (Melsungen 1884).

Erinnerungen an Jakob und Wilhelm Grimm (Hess. Bl. 1885).

Aus Kassels Vergangenheit (Hessische Blätter 1885).

Der Zuckerbäcker des Großsultans (Hessische Blätter 1886).

Der Spindelstein und seine Herrn. Eine Episode aus dem Bauernkriege (Hessische Blätter 1885, 1886).

Namenverzeichnis

Antonelli, Kardinal 161
Aretino, Pietro 179
Arioſt 127. 209
Arndt, Ernſt Moritz 8
Arnim, Achim von 2. 10. 16. 218
— Bettina von 2
d'Azeglio, Maſſimo 159

Bernadotte 2
Bismarck 163. 183. 188. 194
Blaze de Bury, Ange Henry 160
Blücher 2
Blumenbach, Joh. Friedrich 3. 15. 174
Böcklin 88. 91. 197. 198
Brenner, Albert 143
Brentano, Clemens 2. 19
Bruno, Giordano 29. 177
Bunſen, Karl Joſias 3
Bürger 14. 15
Byron 119

Cabre, de 101
Canitz, Freiherr von 15
Canova 8. 128
Capello, Bianca 15
Cavalcaſelle 107
Cavour 134
Charton, Edouard 37
Cervantes 207
Colban, Marie 231
Cornelius, Peter von 8
Correggio 101. 102. 112. 127
Coſta, Marquis de 89. 91
Crane, Walter 100

Da Cunha 191
Dante 119
Darwin 74
Delacroix 185
Deleſſert, Madame 101
Descartes 29. 211
Dieffenbach, Philipp 233
Döllinger 163
Dönhoff, Gräfin Marie von 197
Doſſi, Doſſo 160
van Dyck 15

Eggers, Friedrich 13. 233
Eichendorff 9. 11. 17. 218

Ferrari, Gaudenzio 22
Fieſole, Fra Giovanni Angelico da 214. 215. 216. 218
Fogelberg, Benedikt 91
Fohr, Karl 8. 9. 233
Fouqué, Friedrich Freiherr de la Motte 13
Francia, Francesco 27
Friedrich, Kaſpar David 17
Friedrich II., Landgraf von Heſſen 234
— Wilhelm I. 15

Garibaldi 135. 141. 142. 206
Gerhardt, Heinrich 49, 219
Ghirlandajo 83
Giorgione 112. 117. 118
Giulio Romano 9. 21. 22. 70. 72. 77. 78. 82. 84—86. 87. 90. 94. 103. 106. 114. 127. 179
Gladſtone 163

Gneiſenau 13
Gobineau 130. 134. 149
Goethe 9. 10. 15. 56. 63. 99. 109. 111. 136. 137. 205. 210. 212. 216. 233
Gonzaga, Iſabella 78
Gozzoli, Benozzo 216
Gregorovius, Ferdinand 61
Grimm, Jacob 2. 11. 12. 19. 100. 132. 159. 175. 201. 202. 234
— Ludwig 2
— Wilhelm 2. 11. 12. 17. 19. 100. 159. 175. 201. 202. 234
Gros, Antoine Jean Baron 3
Guercino 141
Guhl, Ernſt 179
Guſtav Adolf 15
Gwinner 233

Hadrian, Papſt 161
Hagen, Friedrich Heinrich von der 8. 9. 233
Hahn-Hahn, Gräfin Ida von 144. 147
Hauptmann-Hummel, Frau 162
Hegel 129
Henſel 16
Herzen, Alexander 114
— Alexander (Sohn) 46
— Natalie 46. 47
Hoffmann, E. Th. A. 17. 19
Hoffmeiſter 233
Holbein 197
Homer 41. 55. 192
Hopf, Wilhelm 206. 218. 219. 220. 221. 223
Hoyos, Rudolf Graf von 222
Humboldt, Alexander von 13. 62.
— Wilhelm von 13. 62
— Fräulein von 145

Ibſen 231

Janſſen, Johann 102
Jérôme, König von Weſtfalen 2. 3
Joukowsky, Paul von 73. 74. 131. 135. 141
Julius II., Papſt 161. 169. 183
Jung-Stilling 19

Kalckreuth, Friedrich Graf von 10
Kant 148
Keſtner 195
Kinkel, Gottfried 135
Klenze, Leo von 2
Koch, Joſeph Anton 8
Kopp, Miniſter 49. 172
Köppen, Friedrich 158
Kügelgen, Gerhard von 6
— Wilhelm von 21

Laborde, Léon de 101
Lanckoróński, Karl Graf von 222
Lavallière, Louiſe de 225. 226
Lenbach 21. 156. 157. 158. 159. 163. 164. 165. 179. 180. 183. 187. 188. 196. 197. 202. 209. 217. 219
Leo X., Papſt 161. 169
— XIII., Papſt 183. 187. 188
Leonardo da Vinci 102. 157. 168. 171
Leverkühn, Auguſt 233

Lorrain, Claude 22. 115. 222
Louis Philippe 185
Luden, Heinrich 210
Ludwig I. (Kronprinz von Bayern) 8
— II. (König von Bayern) 226
— XIV. 127. 225. 226
— XV. 185
Luther 195. 219
Lützow, Dr. von 141

Maistre, Joseph de 89. 91
— Xavier de 145. 147
Makart, Hans 93
Malatesta, Isotta 183
— Sigismondo 16
Mantegna 78. 83
Mazzini 205. 206
Medem, Freifrau Louise von (geb. von Meysenbug) 20. 25. 26. 33. 41. 43. 44. 46. 49. 54. 61. 62. 64. 65. 71. 77. 82. 89. 94. 95. 104. 105. 106. 108. 110. 122. 123. 124. 127. 128. 136. 139. 145. 151. 160. 175. 181. 186. 196. 204. 205. 207. 227. 231. 234
Meyer, Heinrich 10
Meysenbug, Erneſtine Freifrau von (Malwidas Mutter) 25. 26. 47. 193. 231
— Laura, Freiin von (Malwidas Schweſter) 43. 46. 54. 61. 65. 71. 77. 82. 95. 104. 105. 108. 110. 122. 123. 124. 127. 139. 145. 151. 160. 175. 181. 194. 195. 196. 204. 205. 207. 225. 227
— Fritz, Freiherr von 181
Meysenbug, Otto, Freiherr von 186. 215
Michelangelo 78. 91. 116. 179. 191. 209. 216
Milton 127
Minghetti, Donna Laura 26. 60. 65. 101. 104. 116. 167. 180. 188
— Marco 26. 60. 62. 63. 66. 70. 77. 79. 103. 104. 116. 156. 158. 159. 167. 169. 173. 175. 194. 209. 216. 217. 224
Moltke 163
Monod, Gabriel 21. 43. 149
— Olga 27. 43. 44. 46. 73. 77. 89. 95. 97. 110. 111. 113. 114. 117. 149. 155. 168. 169. 175. 184. 194. 202. 203. 232
Montaigne 211
Morelli, Giovanni 60. 61. 103. 104. 107. 112. 156. 169
Morgenstern, Carl 21. 231
Müller, Max 51. 98. 99
— Wilhelm 9

Nagler 233
Napoleon I. 134
Nietzsche, Friedrich 46. 47. 143 190

Offenbach, Jacques 101
Oldenberg, Hermann 156. 158. 164. 165
Orlow 134
Overbeck, Joh. Friedrich 8

Paar, Graf 174
Palladio 118

Paul III., Papſt 74
Perugino 10
Pindar 190
Pinturicchio 61. 63
Pio IX., Papſt 146. 161
Piombo, Sebaſtian del 179
Platen 12. 13. 75. 232
Platner, Ernſt 7. 76. 171. 174
Plato 177
Plotin 58. 171
Pythagoras 187

Radowitz, Joſeph von 13. 14. 15. 16. 146
— Joſeph Maria von 146
Raffael 60. 66. 69. 70. 77. 79. 85. 91. 103. 106. 116. 159. 161. 162. 169. 179. 182. 183. 187
Rauch, Chriſtian 8. 13. 14. 233
Rée, Paul 129. 143
Regnault, Henri 185
Reni, Guido 47. 54
Reumont 159
Reutern, Gerhard von 73. 131.
Ridinger, Johann Elias 75
Rohden 8. 162. 163. 165. 216
Rubens 15. 157
Ruhl, Chriſtian 2. 13. 14
— Julius 16. 20
— Eliſabeth 2
— Sophie 17. 20
Rumohr, Karl von 127
Runge, Philipp Otto 17

Savigny 13
Schack, Graf 157
Schadow, Friedrich Wilhelm von 8
Schemann, Ludwig 13. 233
Schiller 67
Schirnhofer, Reſa von 121
Schopenhauer, Arthur 3—7. 11. 18. 19. 29. 37. 46. 51. 66. 129. 130. 136. 158. 164. 193. 211. 213. 233
— Adele 3
— Johanna 6
Schwertzell 135
Scudéry, Madeleine de 127
Shakeſpeare 14. 15. 83
Sinding, Stephan 21. 55—58. 88. 91. 111
Sismondi 214
Sokrates 42. 86. 98. 200. 209
Stolberg-Stolberg, Luiſe Gräfin 20. 121. 122
Swedenborg 41. 42

Taſſo 65
Theokrit 190
Thoreſen, Magdalena 232
Thorwaldſen, Bertel 8. 128
Tieck, Friedrich 8
— Ludwig 9, 11
Tizian 74. 157. 159. 185
Tolſtoi 206. 207

Vaga, Pierin del 114
Vaſari 114
Veit, Philipp 8
Vernet 185
Veroneſe, Paolo 83
Verſchuer, Sophie Freiin von 17

Verſchuer, Fräulein von 135. 141
Viktor Emanuel 176
Vilmar 132. 206
Voelkel, Eliſabeth 2

Wagner, Coſima 66
— Richard 35. 36. 65. 66. 74. 79. 154. 155
Warsberg, Alexander Freiherr von 22. 222. 224
Wittgenſtein, Caroline Fürſtin von 48. 136. 137. 138. 139. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 160. 161. 164. 165. 193. 195. 203. 208. 209. 211
Winckelmann 121

Im gleichen Verlag ist früher erschienen:

Malwida von Meysenbug

Im Anfang war die Liebe

Briefe an ihre Pflegetochter Olga Monod

Herausgegeben von Berta Schleicher

Mit neun Bildnissen
von Malwida von Meysenbug, Romain Rolland, Karl Schurz,
Alexander Herzen, Siegfried Wagner, Lenbach u. a.

Dritte Auflage

1926. 351 Seiten 8°. Geheftet M 5.50, in Ganzleinen
M 7.50, in Halbleder handgebunden M 16.—

272978